Abb. 1. Moais am unteren Abhang des Vulkans Rana-Roraka. (Vergl. Text Seite 227—241).

DR. WALTER KNOCHE

DIE OSTERINSEL

Eine Zusammenfassung der chilenischen Osterinselexpedition des Jahres 1911.

VERLAG DES WISS. ARCHIVS VON CHILE
CONCEPCION 1925
Soc. Imp. y Lit. Concepción.

Es propiedad del autor.
Inscripción N.º 22.
Alle Rechte vorbehalten.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	VI
Literatur	1
Die Entdeckung der Osterinsel	8
Weitere Besuche auf der Osterinsel	22
Zur Geographie der Osterinsel	41
Vulkane und Seismizitaet	58
Das Klima der Osterinsel	63
Gesundheitliche Verhältnisse	94
Die Pflanzenwelt der Osterinsel	97
Die Tierwelt der Osterinsel	137
Statistik	154
Anthropologie	158
Tätowierung, Schmuck, Haartracht	164
Zum Wesen der Eingeborenen	170
Wohnstätten	178
Die Küche der Osterinsulaner	180
Fischfang	184
Handel und Transportmittel	187
Das Eheleben	190
Geburtshilfe	193
Medikamente	195
Bestattung	196
Musik, Tänze, Spiele, Sport	200
Fehden	205
Religion	208
Markierte Schädel	214
Zeitrechnung—Zahlen	214
Kleine Steinskulpturen und Holzschnitzereien	218
Ueber einige Malereien der Osterinsel	224
Die Standbilder auf der Osterinsel	227
Bemerkungen über die Schrifttafeln	242
Linguistik und Grammatik	247
Folklore	251
Geschichte	282
Anlage: Zur Musik der Osterinsulaner	320

Verzeichnis der Abbildungen und Karten.

		Seite
1	Moais am Abhang des Vulkans Rana-Roraka	I
2	Angaroa	32/33
3—4	Wiedergabe der beiden ersten Seiten des Schiffstagebuchs des Admirals Moraleda	„
5	Brandung an der Küste der Osterinsel	„
	Im Text: Die Steindenkmäler der Osterinsel	34
6	Die Mannschaft des Seeadlers auf der Osterinsel	64/65
7	Die erste karthographische Wiedergabe der Osterinsel	„
8	Moderne karthographische Aufnahme der Osterinsel	„
9	Blick auf die Bai von Angaroa	„
10	Moderne karthographische Aufnahme von Angaroa und Umgebung	96/97
11	Der Krater des Vulkans Rana-Kao	„
	Im Text: Karte der Lage der Osterinsel	102
12	Etwa 90 Jahre alte Osterinsulanerin	128/29
13	Verwaltungsgebäude in Mataveri	„
14	Verschiedene Tätowierungen	160/61
15	Eingeborene der Osterinsel	„
16	Steinbeil	192/93
17	Netznadeln	„
18	Aalangel	„
19	Steinwerkzeuge	„
20	Zaubersteine	„
21	Das Reinigungsbad für Schafe auf der Osterinsel	„
22	Verschiedene Lanzen und Wurfspeere	„
23	Keule mit Menschenantlitz	„
24	Doppelgesichtiger Tanzstab	„
25	Tanzstab	„
26	Häuptlingsabzeichen	„
27	Häuptlingsabzeichen	„
28	Skelettfigur	„
29—31	Männliche und weibliche Figuren	„
32	Vorder- und Seitenansicht eines Obsidiankopfes	„
33	Tanzkopf	„

34	Hand	224/25
34	Felsskulpturen	„
36—38	Männliche und weibliche Figuren	„
39—40	Steinköpfe	„
41	Skelettfigur	„
42	Idol in Eidechsenform	„
43	Seevogel	„
44	Menschliches Gesicht	„
45	Seevogel	„
46	Zeichnung	„
47	Typischer Moai	„
48—49	Zwei Steinköpfe	„
50	Markierte Schädel	„
51	Kopf eines riesigen Moai	256/57
52	Holzcylinder mit Hieroglyphen	„
53	Hieroglyphen	288/89
54	Schrifttafeln	„

VORWORT.

In diesem Büchlein, das dem Deutsch-Chilenischen Bund, besonders aber Herrn Dr. Carlos Keller, seinen Ursprung verdankt, habe ich mit bemüht, die Ergebnisse einer Expedition zusammen zu stellen, die im Jahre 1911 unter Leitung des Verfassers auf Veranlassung der chilenischen Regierung auf der einsamen Insel eine meteorologische und seismologische Station errichtete. Abgesehen von deneigenen Eindrücken und denen meines Begleiters, des Herrn Francisco Fuentes, sowie des Beobachters, Edgardo Martinez, und seines Nachfolgers, Ignacio Vives S., wurden vorzüglich nur die Werke der ersten Reisenden, welche die Insel aufsuchten, benutzt.

Es war ein glückliches Erleben, dass es mir vergönnt war, nach tagelangem Segeln auf dem Schulschiff Baquedano die Bewohner der Insel kennen zu lernen, zu einer Zeit, wo eine vollkommene Europäisiernng noch nicht begonnen hatte, wenn auch leider die Zeit des Urzustandes der Vergangenheit angehörte. Und doch wird jedes glückliche Erleben von einem Gefühl unendlicher Bitternis und Trauer begleitet, wenn man bedenkt, dass die zivilisierte Menschheit zwar in allen Teilen der Erde Landschaften zum Naturschutz eingerichtet hat, um gewisse Vertreter der Tier- und Pflanzenwelt sowie Naturdenkmäler von der Vertilgung durch die Zivilisation

zu retten, dass aber auf der ganzen bewohnten Welt kein Plätzchen vorhanden ist, wo Menschen im Zustand ihres ursprünglichen Glückes und Leidens ihr Dasein leben. Nein, die Zivilisation hat, und in den letzten Jahrzehnten in immer wahnsinnigerem Tempo, die Kinder dieser Erde, wenn nicht körperlich, so geistig ermordet, sei es durch eingeführte Krankheiten und Alkohol, durch Zelotentum und Unterdrückung, und nicht zuletzt durch die Schaffung von „Bedürfnissen." Vielleicht kommt eine Zeit, wo dies Verhalten der gesamten europäischen Menscheit als eins der schwersten Verbrechen im Laufe ihres Bestehens bezeichnet werden wird.

Die einsame Osterinsel ist eines dieser Beispiele. Weltvergessen, auf die kärglichsten natürlichsten Hilfsquellen angewiesen, lebten dort ihre Bewohner bald im Frieden, bald sich bekriegend. Eine eigenartige Kunst wurde durchgebildet, Mythen erfunden oder umgewandelt, Ueberlieferungen erhalten, Steindenkmäler errichtet, deren Aufstellung Bewunderung erregt, schriftartige Zeichen waren bekannt, und all dies hohe Sein, durch Jahrhunderte erhalten, verging innerhalb eines Jahrhunderts! Heute haben die Insulaner alle Kunst verlernt; nur roheste Arbeit wird in wenigen Minuten in weichen Tuff gegraben, um ein Trinkgeld von den seltenen Besuchern zu erwerben. Die Männer und teilweise auch die Insulanerinnen sind im Betriebe einer europäischen Firma beschäftigt — gegen karges Gehalt, das sofort in europäische Ware umgesetzt wird. Bald wird die polynesische Sprache verschwunden sein und mit ihr Märchen und Erzählungen; das Spanische wird sie ersetzen, und es wird auch auf dem Inselchen im Stillen Ozean einige hundert Proletarier mehr zu den Millionen in allen andern Erdteilen geben.

LITERATUR.

Veröffentlichungen, die mit der chilenischen Regierungsexpedition nach der Osterinsel des Jahres 1911 im Zusammenhang stehen.

Felsch, Johannes:

Las rocas de la isla de Pascua según su determinación macroscópica: en W. Knoche: Observaciones Meteorológicas en la Isla de Pascua, S. 178-180.

Fuentes, Francisco:

Reseña botánica sobre la Isla de Pascua, «Boletín del Museo Nacional de Chile». Tomo V, N.o 2, S. 320-337. Santiago de Chile 1913.

Fuentes, Francisco:

Contribución al estudio de la Fauna de la isla de Pascua, «Boletín del Museo Nacional de Chile». Tomo VII, N.o 1, S. 285-318, Santiago de Chile 1914.

Knoche, Walter:

Algunas observaciones meteorológicas durante un viaje a Pascua. «Revista Chilena de Historia y Geografía». Año I, Núm. 3, Págs. 367-371, Santiago 1911.

Knoche, Walter:

Tres notas sobre la Isla de Pascua. «Revista Chilena de Historia y Geografía». Año II, Núm. 6, Págs. 442-466, Santiago 1912.

Knoche Walter:

Bestimmungen des Emanationsgehaltes im Meerwasser und der induzierten Aktivität der Luft zwischen der chilenischen Küste und der Osterinsel. «Physikalische Zeitschrift». XIII Jahrgang, S. S. 112-115, 152-158, Berlin, 1912.

Knoche, Walter:

Explicaciones sobre el clima de Isla de Pascua; in W. Knoche: Observaciones Meteorológicas en la Isla de Pascua, S. 155-177.

Knoche, Walter:

Einige Beobachtungen während einer Reise nach der Osterinsel. «Meteorologische Zeitschrift». S. 467-469; 1911.

Knoche, Walter:

Ein Märchen und zwei kleine Gesänge von der Osterinsel. «Zeitschrift für Ethnologie». Bd. 44. S. 64 72. Berlin 1912.

Knoche, Walter:

Vorläufige Bemerkung über die Entstehung der Standbilder auf der Osterinsel. «Zeitschrift für Ethnologie». Bd. 44. S. 873-877. Berlin 1912.

Knoche, Walter:

Einige Beobachtungen über Geschlechtsleben und Niederkunft auf der Osterinsel. «Zeitschrift für Ethnologie». Bd. 44. S. 659-661. Berlin 1912.

Knoche, Walter:

Die Lepra auf der Osterinsel. «Zeitschrift für physikal. und diätet. Therapie». N.o 1. Berlin 1912.

Knoche, Walter:

Determinación de la dispersión eléctrica de las densidades de iones y de su velocidad, de la conductibilidad eiéctrica del aire entre la costa chilena y la Jsla de Pascua. «Revista Chilena de Historia y Geografía», Bd. IV, No. 8, S. 215-239, Santiagó 1912.

Knoche, Walter:

Observaciones Meteorológicas en la Isla de Pascua Mayo 1911-Abril 1912. Con estudios de F. Montessus de Ballore, F Fuentes, W. Knoche. «Instituto Central Meteorológico y Geofísico de Chile. Publicaciones bajo la dirección del Dr. W. Knoche», No. 4, Santiago 1913. Bd. von 180 S. mit zahlreichen Kurven.

Knoche, Walter:

Von der Osterinsel: «Umschau», Jahrgang XVIII, Frankfurt a. M. 1913.

Knoche, Walter:

De la Isla de Pascua: «Pacífico Magazine», Setiembre 1913, Págs. 347-351, Santiago 1913.

Knoche, Walter:

Cráneos marcados de la Isla de Pascua, «Revista Chilena de Historia y Geografía», Bd. XII, No 16, Págs. 344-346, Santiago 1914.

Knoche, Walter:

Algunas observaciones a la geomarfología de la Isla de Pascua, «Revista Chilena de Historia y Geografía, Bd. IX, No. 13, S. 95-105, Santiago 1914.

Knoche, Walter:

Ueber die Kulturpflanzen der Osterinsel: «Zeitschrifft des Deutschen wissenschaftlichen Vereins zur Kultur- und Landeskunde Argentiniens», Jahrg. 1919 Heft. 3, Buenos Aires.

Knoche, Walter:

Die Osterinsel: Vortrag, «Deutsche Zeitung für Chile», Santiago, 25-30, August 1917. Reimpreso más tarde en: «Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago de Chile»; Bd. VI, Heft 4-6, S. 354-400, Santiago 1920.

Knoche, Walter:

Beobachtungen und Erkundigungen auf der Osterinsel: «Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago de Chile», Bd. VI, Haft 4-6, 3.401-412, Santiago 1920.

Martínez, Edgardo:

Vocabulario de la lengua Rapa-Nui, Isla de Pascua, Edición especial del Instituto Central Meteorológico y Geofísico de Chile; VIII und y 47 S. S., Santiago de Chile 1913.

Montessus de Ballore, F. de:

Sismicidad de la Isla de Pascua; en W. Knoche: Observaciones Meteorológicas en la Isla de Pascua, S. S. 139-140.

Oyarzún, Aureliano:

Toromiros de la Isla de Pascua: «Revista Chilena de Historia Natural», Bd. XXV, S. S. 133-140, Santiago 1921.

Vives Solar, Ignacio:

Rapa Nui: Cuentos Pascuenses: Santiago 1920. Librito de 119 páginas.

Vives Solar, Ignacio:

Orejas grandes y Orejas chicas, «Revista Chil. de Historia y Geografía», Bd. XXXIV., No. 38, S. 116-121, Santiago 1920.

Vives Solar, Ignacio:

Mahina, (cuento pascuense), «Pacífico Magazine», Vol. XI, No. 64, S. 387-392, Santiago de Chile, April 1918.

Vives Solar, Ignacio:

El Príncipe Maurata, (Cuento pascuense), «Zig-Zag», Jahrg. XVI No. 805, Santiago, 24 de Julio de 1920.

Vives Solar, Ignacio:

La muerte de Butron Bornier, (Apuntes para la Historia de Rapa Nui), «Zig-Zag», No. 849, Santiago de Chile, 20. Oktober 1920.

Vives Solar, Ignacio:

La venganza de un padre. Narración pascuense. «Sucesos», Santiago 1918.

Vives Solar, Ignacio:

El niño pez. (Cuento pascuense). «Sucesos», Santiago 1919.

BENUTZTE LITERATUR:

Beechy, F. W.

Reise nach dem Stillen Meer und der Behringstrasse in den Jahren 1825—28; «Journal für die neuesten Land- und Seereisen, redigiert von Dr. G. G. Fredenberg»; Bd. 68, S. 209—221 Berlin 1831.

Behrens, J. F.

Histoire de l'expedition de trois vaisseaux aux terres australes en 1721. 2 Vol. Haag 1739.

Chamisso Adalbert, von:

Reise um die Welt mit der Romansoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—1818. Ges. Werke, 1 Vol., Leipzig.

Churchill, William:

Easter Island; The Rapanui speech und the peopling of Southeast Polynesia; Washington 1912. 340 S.

Cook, Captain James:

A Voyage towards the South Pole, and Round the World. Performed in His Majesty's Ships the Resolution and Adventure, in the Yea 1772, 1773, 1774 and 1775. Written by James Cook, Comander of the Resolution. London 1777.

Forster, Georg:

Johann Reinhold Forster's Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775 in dem von Seiner itztregierenden Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capitain Cook geführten Schiffe the Resulution unternommen. Beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster — Berlin 1778.

Forster, Georg:

Johann Reinhold Forster's: Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung. Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Uebersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster. — Wien 1781.

Geiseler:

Die Osterinsel; eine Stätte prähistorischer Kultur in der Südsee; Bericht des Kommandanten S. M. Kbt. «Hyäne». Kapitänleutnant Geiseler über die ethonologische Untersuchung der Osterinsel (Rapa Nui); „Beiheft zum Marineverordnungsblatt N.o 44"; Berlin 1883. — 54 Seiten mit 2 Karten und 21 Abbildunjen.

González, Felipe:

The voyage of Captain Don Felipe González in the Ship of the Line San Lorenzo, with the Fregate Santa Rosalía in company to Easter Island in 1770—1.

Transcribed, translated, and edited by Bolton Glanvill Corney. Issued by «The Hakluyt Society»; Combrigde 1908.

Martin, Gusinde:

Bibliografía de la Isla de Pascua. Publicac. del Museo de Etnología y Antropología de Chile. Bd. II, N.o 2. u. 3. Seite 201 — 283; Santiago de Chile 1920.

Jaussen, Mgr. Topano:

L'Ile de Paques. Historique—Ecriture et Répertoire des signes des Tablettes ou bois d'Hibiscus íntelligents. Ouvrage posthume rédigé pour le R. P. Ildefonso Alazard; d'aprés les notes laissés par le Prélat. Paris 1893. «Bulletin de Géographie», 1893.

La Pérouse, Jean François:

Voyage de la Pérouse autour du Monde (1785—1788). Publié conformément au Décret du 22 avril 1791, et rédigé par M. L. A. Milet—Mureau. Géneral de Brigade dans le Corps du Génie. Paris (1797).

Roggeveen, Jacob:

The voyage of Capitain Don Felipe González . . . Preceded by an Extract from Mynheer Jacob Roggevcen's Official Log of his discovery of and visit to Easter Island, in 1772; Transcribed, translated, and edited by Bolton Glandvill Corney; «The Hakluyt Society»; Cambridge 4908.

Die Osterinsel.

I.

Die Entdecktung der Osterinsel.

Das 16. und 17. Jahrhundert ist die Zeit der grossen Entdeckungsfarten im Stillen Ozean zum Auffinden des Südlandes. Diesem Streben verdanken wir die Entdeckung der Osterinsel. Im Jahre 1687 segelte der Seeräuber D a v i s auf seinem Schiffe „Bachelórs Delight", von den Galápagos-Inseln kommend, in der Richtung auf die Südspitze des amerikanischen Kontinents, um dort Zuflucht zu suchen. Er entdeckte etwa in Gebiete der heutigen Osterinsel ein Land, von dem er glaubte, dass es sich um ein ausgedehntes Gebiet handelte. Dieses *Davisland* wurde später vergeblich von vielen Südseereisenden gesucht, aber niemals aufgefunden. Es ist wohl anzunehmen, dass Davis wirklich das Ostereiland gesichtet hat, da die angegebene Position dafür spricht, dass er aber in weiter Entfernung segelnd, vielleicht durch Wolkenbänke und in dem Glauben seiner Zeit an das grosse Südland befangen,

den Inselcharakter nicht erkannte. Jedenfalls steht fest, dass gerade auf der Suche nach dem problematischen Davisland Jakob Roggeven, der mit seinem kleinen Geschwader, bestehend aus den Barken „Adler", „Tienhoven", „Afrikanische Galeere" am 16. Juli 1721 den Hafen von Amsterdam verlassen hatte, am 5. April 1722 die Insel sichtete und am 6. April vor ihr Anker warf. Dem Entdeckungstage zu Ehren gab Roggeveen ihr den Namen „Paásch Eiland" oder *Osterinsel*. An Bord der „Tienhoven" befand sich als Oberfeldwebel, d. h. als Befehlshaber des kleinen Truppenkontinents der Flotte, der Mecklenburger Karl Friedrich Behrens. Dieser, sicher einer der frühesten deutschen Weltumsegler, betrat als erster die neugefundene Insel. Sein Bericht in seiner „Histoire de l'expedition de trois vaisseaux" ist anschaulich geschrieben und erweckt den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Es dürfte von Interesse sein, im Folgenden das entsprechende Kapitel wiederzugeben:

Bericht des Johannes Friedrich Behrens über seinen Aufenthalt auf der Osterinsel.

„Von der Insel Ferdinando absegelnd, nahmen wir unseren Kurs auf Davis-Land, das nach West-Süd-West gelegen, einen Teil des Südlandes bildet. Man sagt, dass es im Jahre 1680 entdekt wurde, und zwar durch den Kapitän Davis, der damals einen englischen Kaper befehligte. Dampier und Wafers versichern dies wenigstens in ihren Berichten über

die in die Südsee unternommenen Reisen. 10 Meilen von Juan Ferdinando (Juan Fernández — Más a tierra) erblickten wir die Insel Klein Ferdinando (Más afuera). Sie war verlassen und erschien weniger fruchtbar und kleiner zu sein als die Inseln, die wir besucht hatten. Man sagt, dass es dort viele Wildziegen gibt. Wenn dies wahr ist, so muss die Jagd dieser Tiere sehr leicht sein, da die Berge nur wenig hoch sind. Ich kann nicht sagen, ob diese Insel irgend einen Hafen hat, und ob an ihren Küsten guter Ankergrund verhanden ist, denn wir haben nicht angelegt. Durch den Südost-Monsum kamen wir dauernd gut vorwärts; er begleitete uns fast durch die ganze Südsee. Endlich gelangten wir auf die Höhe des 28. Grades südlicher Breite und auf 251 Grad Länge. Wir schmeichelten uns, auf dieser Höhe Davis-Land zu finden. Das, was uns zuerst in der Meinung bestärkte, war eine grosse Zahl von Vögeln, unter ihnen viele Seeschwalben. Hinzuzufügen ist, dass der Wind veränderlich zu werden begann; dies ist an den Küsten, wo der Monsum weht, ein Zeichen, dass das Land nicht entfernt ist. Einige von unserer Mannschaft behaupteten, es sogar gesehen zu haben. Aber wir erblickten, zur grossen Ueberraschung unseres Admirals, kein Davis-Land. Entweder, glaube ich, sind wir vorbei gesegelt, oder es existiert überhaupt kein derartiges Land. Sicher ist wohl, dass die Mehrzahl der Südlands-Küsten sich nach Osten und Westen oder nach Osten,

Norden und Süd-Westen erstrecken. Diese Lage ist vielleicht der Grund dafür, warum diese Länder den Reisenden solange unbekannt geblieben sind. Hat man West-Nordwestwind, so segelt man daranvorüber, und mit Nordwestwind entfernt man sich völlig von ihnen. Ich habe dies nach einer gründlichen Prüfung bewiesen, indem ich eine grosse Karte aller entdeckten Sudländer gezeichnet habe. Man erkennt deutlich, dass die Reisenden, sie immer seitwärts gelassen haben, oder dass sie mit Nordwestwind völlig von ihnen abgekommen sind. Wir segelten noch 12 Grad über die oben angegebenen Länder hinaus, und erblickten dauernd verschiedene Land- und Seevögel, bis wir die Höhe einer Insel erreichten. Da es der 16. April, der Jahrestag der Auferstehung unseres Herrn war, nannten wir sie Osterinsel. Sie hat einen Umfang von etwa 16 Meilen. Eines unserer Schiffe, die „Afrikanische Gallere" ging ganz nahe heran und berichtete dann, dass sie sehr fruchtbar und bewohnt sein müsse, da man an verschiedenen Stellen Feuer bemerkt habe. Am folgenden Morgen setzten alle unsere Schiffe Segel, um einen Hafen zu finden. Einer der Einwohner kam in einem Kahn bis auf zwei Meilen zu uns heran. Wir gaben ihm Zeichen, an Bord des Admiralsschiffes zu gehen, wo wir ihn gut aufnahmen. Man gab ihm zunächst ein Stück Tuch, um ihn zu kleiden; denn er war ganz nackt. Man bot ihm auch Korallen und anderen Schnickschnack an. Er hing sich dies alles, zusammen mit einem getrock-

neten Fisch, um den Hals. Sein Körper war mit allen möglichen Figuren völlig bemalt; seine Ohren waren übermässig lang und hingen ihm auf die Schulter; anscheinend hatte er Ohrschmuck getragen, der sie durch seine Schwere so verlängert hatte, ähnlich wie man dies bei den Negern im Lande des Gross-Moguls beobachtet. Er war ziemlich gross, stark und kräftig, und zufriedenen Antlitzes. Er war fröhlich, lebhaft und angenehm in seinen Bewegungen, wenn er sprach. Man bot ihm ein Glas Wein an, aber zu unserem grossen Erstaunen goss er ihn sich, anstatt ihn zu trinken, über die Augen. Für meinen Teil glaube ich, dass der Insulaner sich einbildete, dass wir ihn vergiften wollten, was unter den Indianern ziemlich üblich ist. Dann kleideten wir ihn an und man setzte ihm einen Hut auf; man sah aber wohl, dass er nicht daran gewöhnt war, da er sich ziemlich täppisch dabei benahm. Man gab ihm auch zu essen, aber er wusste weder Löffel, noch Messer und Gabel zu gebrauchen. Nachdem er beschenkt worden war, befahl man den Musikern, mehrere Instrumente kräftig zu spielen. Die Symphonie verursachte ihm viel Vergnügen; und jedesmal, wenn man ihm die Hand reichte, begann er zu springen und zu tanzen.

Was uns betrifft, so waren wir entzückt über die Ankunft dieses Insulaners. Da wir an diesem Tage nicht Anker werfen konnten, schickten wir ihn mit all seinen Geschenken zurück, damit die anderen erführen, wie wir ihn empfangen hatten. Er

schien uns voll Bedauern zu verlassen. Er hob seine beiden Hände wandte die Augen zur Insel und rief mit voller Stimme: „Odorroga! Odorroga!“ Der Entschluss, in seinem Kahn heimzukehren, kostete ihm viel Mühe. Er versuchte, uns zu verstehen zu geben, dass man ihn an Bord bleiben lassen sollte, um ihn dann an seiner Insel auszuboten. Allem Anschein nach hatte er, als er die Schreie ausstiess, seinen Gott angefleht, denn wir erblickten eine Anzahl Götzenbilder, die an den Ufern der Insel aufgerichtet waren. Wir blieben die ganze Nacht auf der Reede. Am folgenden Tage, frühmorgens, fuhren wir im Südosten in einen Golf ein, um dort zu ankern. Mehrere 1000 Insulaner begaben sich dort hin. Einige brachten uns Hühner mit einer Menge Wurzelwerk. Andere blieben an dem Ufer und liefen wie die wilden Tiere von einem Ort zum andern. Eine Menge kam auch heran, um unsere Schiffe aus der Nähe zu betrachten. Sie waren anscheinend über die Neuartigkeit des Schauspieles erstaunt und wollten wissen, warum wir gekommen wären, und was wir wollten. Sie zündeten auch zu Füssen ihrer Idole Feuer an, um zu opfern und sie anzuflehen. Wir konnten jedoch an diesem Tage nicht an Land gehen. Am folgenden Tage, in der Frühe, sahen wir, dass sie mit dem Antlitz gegen Sonnenaufgang hingekniet waren, mehrere Feuer angezündet hatten, die anscheinend als Morgenopfer zu Ehren ihres Gottes bestimmt waren. Wir trafen alle Vorbereitungen um von Bord zu gehen, aber

noch vorher kam der Eingeborene, den wir zwei Tage vorher auf unserem Schiffe empfangen hatten, zum zweiten Male in Begleitung mehrerer anderer, um uns eine grosse Anzahl von Hühnern und nach ihrer Art zubereitete und hergerichtete Wurzeln zu schenken. Unter ihnen war ein völlig weisser Mann. Er trug runde und weisse Ohrgehänge von Faustgrösse. Er trug eine sehr unterwürfige Miene zur Schau und war augenscheinlich einer ihrer Priester. Einer dieser Insulaner, welcher in seinem Kahne blieb, wurde, ich weiss nicht wie, durch einen Gewehrschuss getötet. Dieser unglückliche Zufall verursachte unter ihnen eine so grosse Bestürzung, dass die Mehrzahl sich ins Wasser stürzte, um schwimmend das Ufer zu erreichen. Andere blieben in ihren Bötchen und versuchten, sich durch Gebrauch ihrer Ruder zu retten. Wie wir es so ersehnt hatten, gingen wir endlich mit 150 Mann, Soldaten und Matrosen, von Bord. Unser Admiral fand sich in Person ein und übergab mir das Kommando über einen kleinen Trupp. Ich setzte als erster Fuss an Land. Die Eingeborenen stellten sich in solchen Mengen vor uns auf, dass man, um vorwärts zu kommen, sich durch die Menge drängen und sich mit Gewalt Luft machen musste. Da einige unter ihnen unsere Waffen zu berühren wagten, gab man Feuer auf sie; dies erschreckte sie und zerstreute sie auf einen Schlag; aber einige Augenblicke später sammelten sie sich wieder. Aber sie näherten sich uns nicht mehr so wie vorher; sie

blieben immer zehn Schritt entfernt, überzeugt, dass sie in dieser Entfernung von der Wirkung unserer Musketen gedeckt und geschützt seien. Unglücklicherweise hatte dass Feuer, dass wir auf sie gerichtet hatten, mehrere von ihnen getötet, unter ihnen denjenigen, der zuerst zu uns gekommen war; dies betrübte uns sehr. Diese guten Leute, da sie nun Tote hatten, brachten uns von Neuem alle Art Lebensmitteln. Ihre Bestürzung war übrigens gross. Sie stiessen Schreie aus und veranstalteten Totenklagen. Alle Männer, Frauen und Kinder, trugen, vor uns schreitend Palmenzweige und eine rot- und weisse Standarte. Ihre Geschenke bestanden aus indischen Feigen, Nüssen, Zuckerrohr, Wurzeln, Hühnern. Sie warfen sich vor uns auf die Knie, breiteten ihre Fahnen vor uns aus und streckten uns als Zeichen des Friedens ihre Palmenzweige entgegen. Durch ihre sehr demütige Haltung bezeugten sie, wie sehr sie unsere Freundschaft suchten. Endlich zeigten sie uns ihre Frauen und gaben uns zu erkennen, dass wir über sie verfügen und einige zu unseren Schiffen nehmen könnten. Gerührt durch all diese Zeichen der Demut und der vollkommensten Unterwürfigkeit, taten wir ihnen nichts Böses an. Ganz im Gegenteil schenkten wir ihnen ein ganzes Stück, 50—60 Ellen langes, gepunktes Zeug, Korallen, kleine Spiegel, etc. Da sie daraus ersahen, dass es unsere Absicht war, sie als Freunde zu behandeln, brachten sie uns etwas später noch 500 lebende Hühner. Diese Hühner ähneln denen Europas. Sie brachten dazu rote und weisse Wurzeln

und eine grosse Menge von Erdäpfeln, deren Geschmack ähnlich dem Brot war; diese Insulaner benutzten sie an seinerstatt. Man gab uns auch einige hundert Stück Zuckerrohr und überdies viel Pisangs. Es sind dies indische Feigen, von Gurkendicke und entsprechend lang, und von einer grünen Schale überzogen. Das Fleisch ist süss wie Honig, oder wie das gewöhnlicher Feigen. Man findet gelegentlich bis zu 100 an einem Büschel. Ihre Blätter sind 3 Fuss breit und 6—8 Fuss lang. Man behauptet, dass dies dieselben Blätter seien, mit denen unsere Ureltern nach ihrem Sturz sich bedeckten; aber dies ist nur eine Annahme, die dadurch begründet ist, dass dieses Blatt das grösste und kräftigste aller Pflanzen ist, die im Orient und Occident wachsen.

Wir sahen auf dieser Insel keine anderen Tiere als alle Arten von Vögel, aber es ist möglich, dass es im Zentrum der Insel welche gibt, denn die Eingeborenen gaben uns zu verstehen, dass sie Schweine kannten, nachdem sie die auf unseren Schiffen gesehen hatten. Um ihre Gerichte zu bereiten, bedienen sie sich wie wir irdener Töpfe. Es schien uns, dass jede Familie ihr Grundstück von der anderen getrennt hat. Ihre Hütten sind 50—60 Fuss tief und 6—8 Fuss breit; sie sind aus einer grossen Anzahl Stützen zusammengesetzt, mit einer fettigen oder lehmigen Erde zementiert und mit Palmenblättern bedeckt. Ihren Unterhalt und ihre Ernährung ziehen sie sicherlich völlig aus dem Erdboden. Alles war bepflanzt, besät und bearbeitet. Die

Äcker sind untereinander mit viel Sorgfalt getrennt und die Grenze nach der Schnur gezogen. Zurzeit, da wir dort waren, waren fast alle Früchte und Pflanzen reif. Felder und Bäume trugen übermässig reich. Ich bin sicher, dass wir noch sehr viele gute Dinge gefunden hätten, würden wir uns die Mühe genommen haben, dies Land zu durchwandern. In ihren Häusern war wenig Mobiliar und ohne jeden Wert, abgesehen von einigen roten und weissen Decken, die ihnen sowohl als Kleidung, wie als Laken dienten. Dieser Stoff ist weich und beim Berühren wie Seide; es scheint, als ob sie die Fähigkeit besitzen, ihn zu bearbeiten.

Diese Isulaner sind im allgemeinen lebhaft, gut gestaltet, kräftig, ziemlich schlank und können mit grosser Geschwindigkeit laufen. Sie haben ein sanftes, angenehmes, bescheidenes und unterwürfiges Gebahren und Aussehen und sind ausserordentlich zaghaft und furchtsam. Immer wenn sie uns Vorräte, wie Hühner, Früchte oder sonst etwas brachten, warfen sie es rasch vor unseren Füssen nieder, und zogen sich so bald wie möglich wieder zurück. Sie sind im allgemeinen, wie die Spanier, braun; jedoch findet man auch solche, die ziemlich schwarz, und andere, die völlig weiss sind. Es gibt auch solche, deren Hautfarbe rötlich ist, als ob sie von der Sonne verbrannt wären. Die Ohren hängen bis auf die Schultern herab und einige trugen, sichtlich als hervorragenden Schmuck, weisse Kugeln darin. Den Körper bemalen sie mit allen Arten von Vö-

geln und anderen Tieren, die einen vollkommener wie die anderen. Ihre Frauen sind gewöhnlich mit einem sehr lebhaften rot bemalt, das kräftiger ist, als irgend eines, das wir kennen. Wir konnten nicht herauskriegen, wie diese Insulanerinnen eine so schöne Farbe zusammensetzen. Sie bekleiden sich mit roten und weissen Decken, und tragen einen kleinen, aus Binsen oder Stroh geflochtenen Hut. Sie liessen sich oft vor uns nieder und entkleideten sich und ermunterten uns durch allerlei Gesten. Andere blieben in ihren Hütten, riefen uns, und gaben uns Zeichen zu ihnen zu kommen. Die Einwohner dieser Insel führen keine Waffen, wenigstens haben wir keine gesehen, aber ich habe bemerkt, dass diese armen Leute, bei einem Angriff, ganz auf den Beistand ihrer Götter vertrauten, die in Menge an den Ufern aufgestellt sind. Diese Statuen, von der Gestalt eines Mannes mit langen Ohren, sind ganz aus Steinen hergestellt. Das Haupt ist mit einer Krone geschmückt. Das Ganze ist proporzioniert und nach allen Regeln der Kunst ausgeführt; dies setzte uns in grosses Erstaunen. Rings um diese Idole herum, zwanzig bis dreissig Schritte in der Runde, war der Boden mit weissen Steinen bedeckt. Mehrere der Eingeborenen dienten den Idolen häufiger und mit grösserer Demut und mehr Eifer, und wir glaubten, dass diese Priester seien umsomehr, als wir an ihnen verschiedene Abzeichen beobachteten: von ihren Ohren hingen nicht nur grosse Kugeln herab, sondern ihr Haupt war auch

glatt geschoren, sie trugen eine Mütze aus weissen und schwarzen Federn, die vollkommen denen des Storches glichen. Dies liess zum erstenmale in uns den Gedanken entstehen, dass diese Vögel, nach dem Verlassen Europas sich in diese Gegend zurückziehen mochten. Nachdem ich später diese Ansicht gut durchgedacht habe, fand ich sie nicht begründet. Es ist wohl wahr, dass, wenn der Storch nur warme Länder sucht, er sie hier wohl finden würde, da diese Insel unter $28^1/_2$ Grad Breite gelegen ist. Aber die Erfahrung lehrt uns das Gegenteil, da dieser Vogel zu Anfang des Frühling in Europa ist. Meinerseits bin ich der Meinung, dass der Storch, wenn er Europa verlässt, nach dem Klima am Südpol fortfliegt. Wenn ich mich so ausdrücken darf, ist die Hauptursache dafür, dass dieser Vogel das Klima wechseln dürfte, meiner Ansicht nach die Furcht, in Europa über den Winter hin nicht genügend Nahrung zu finden, und dass er ein Land aufsucht, wo bei seiner Ankunft der Frühling beginnt, und er sie sicher findet. So ist es möglich, dass der Storch, nach Verlassen Europas, seinen Aufenthalt unter dem Klima vom 45 Grad südlicher Breite sucht. Sei es in einigen unbekannten Ländern, sei es in dem im Jahre 1595 entdeckten Hernandes Gallego-Land, und dass er dort bis zum Sommer bleibt, der ihn nach dem Norden zurückkehren lässt. In den Bücher von Savenz, sowie denen von Epiphanes, Franciscus Heidelianus, Guicciardin, Munster und anderen, fin-

det man geistreiche Bemerkungen über die Natur dieses Vogels.

Gegen Abend begaben wir uns an Bord unserer Schiffe zurück, in der Absicht, am nächsten Tage zurückzukehren und das Land zu durchstreifen, um alles genauer kennen zu lernen. Wir konnten übrigens nicht erfahren, ob diese Insulaner einem Oberhaupt oder Fürsten unterworfen sind. Sie behandelten sich und unterhielten sich ohne Unterschied miteinander. Die ältesten unter ihnen trugen Federn auf dem Kopf, die denen des Straussen ähnelten, und einen Stock in der Hand. Man konnte beobachten, dass in jedem Hause oder Familie, der Aelteste herrschte und befahl. Diese Insel ist sehr geeignet, um sich zu erholen und Erfrischungen zu nehmen. Alles ist dort kultiviert und bearbeitet; sie ist von Gehölzen und Wäldern erfüllt. Der Boden schien mir hier für die Aussaat von Getreide geeignet, und es gibt höher gelegene Gegenden, wo man Weinberge anlegen könnte; dieses wäre sehr bequem für die, welche nach den Südländern gehen wollen. Es ward uns unmöglich, die Absicht, diese Insel zu durchwandern, auszuführen. Ein Westwind erhob sich mit solcher Heftigkeit, dass zwei unserer Anker riessen, so sahen wir uns gezwungen, in See zu gehen, wenn wir nicht die Gefahr, zu scheitern, laufen wollten. Das Unglück wäre nicht so gross gewesen, da im Falle des Verlustes unserer Schiffe wir ruhig unter den Insulanern leben konnten, um sie, diese Gelegenheit ausnützend, zum

Christentum zu bekehren. Wir segelten während einiger Tage auf der gleichen Höhe und, verschiedene Kurse einschlagend, taten wir unser möglichstes, um Davidsland zu entdecken, aber alle unsere Mühe war vergebens. Wir nahmen also Kurs auf die „Böse-Schauten-See“ uns immer nach Westen wendend, in der Hoffnung, irgend ein Land zu entdecken. Aber anscheinend begingen wir einen grossen Fehler, und wir hätten den südlichen und nicht den westlichen Kurs nehmen sollen; denn plötzlich kam ein Südwest-Passat auf, der mit Heftigkeit blies, und da wir keine Vögel sahen, war dies ein Anzeichen dafür, dass wir uns vom Lande entfernten, ebenso glaube ich sicher, dass wir nicht verfehlt hätten, Land zu entdecken, wenn wir uns nach Südwest gewandt hätten. Wir mussten uns nun mit der Hoffnung trösten, bald an einer Insel landen zu können“.

II.

Weitere Besuche auf der Osterinsel.

Interessant ist es, dass der Kommandant Byron im Jahre 1764 und der bekannte französische Seefahrer Bougainville zwei Jahre später und im Jahre 1767 Carter vergeblich die Osterrinsel wiederzufinden suchten. Erst Ende des Jahres 1770 warfen das Linienschiff San Lorenzo unter Befehl des Felipe González und die Fregatte „Santa Rosalía" unter Anton Dumont Anker vor der Insel. Sie waren im Auftrage des Vize-Königs von Perú ausgesegelt, um noch einmal das Davids-Land aufzufinden. Sie hissten auf dem Eiland die spanische Flagge und nahmen es im Namen König Karls III. in Besitz. Die Akten der Besitznahme wurden, was bemerkenswert ist, von verschiedenen Häuptlingen mit den ihnen eigentümlichen Hieroglyphen gezeichnet. Die Insel erhielt den Namen *Isla San Carlos*.

Die wichtigste Kenntnis über die Insel verdanken wir der zweiten Weltumsegelung Cooks (1772-75), der im März 1774 das Ostereiland besuchte.

Besonders wertvoll für die Wissenschaft war dieser achttägige Besuch dadurch, dass Cook von den beiden deutschen Naturforschern *Reinhardt und Georg Forster* begleitet war.

Im Jahre 1786 verblieb *La Perouse* mit den Fregatten „La Boussole" und „L'Astrolabe" zu 24stündigem Besuch auf der Insel. Während Cook und seine Begleiter von seiten der Eingeborenen mit grössten Wohlwollen empfangen wurden, änderte sich dies Bild bei späteren Expeditionen dadurch, dass die weissen Kulturträger sich auf das Schändlichste an den Insulanern vergingen.

Ein besonders trauriges Kapital in dieser Hinsicht ist der Menschenraub, der von dem nordamerikanischen Schooner Nancy ausgeführt wurde. Im Jahre 1805 wurden mit List und Tück eine grosse Anzahl Eingeborener an Bord gelockt um dieselben auf der Insel Más Afuera beim Robbenschlag zu verwenden.

Am 28 März 1816 finden wir den „Rurick" der russischen Expedition unter Befehl Otto v. Kotzebues vor der Insel. Wertvoll für uns Deutsche ist die Teilnahme *Adalbert von Chamissos* an dieser Entdeckungsreise, dessen Gedicht „Sala y Gómez" einen Inselbrocken, der im weitesten Sinne zum Osterinsel-Archipel gehört, zu seinen berühmtesten zählt. Die kurze Beschreibung dieses Besuches sei im Folgenden wiedergegeben:

„Am Morgen des 25. III. 1816 verkündigten uns über dem Winde von Sala y Gómez Seevögel in

grosser Anzahl, Pelikane und Fregatten, diesen ihren Brüteplatz, an welchem wir mittags vorüberfuhren. Der 28. März 1816 war der Tag der Freude; die erste Bekanntschaft zu stiften mit Menschen dieses reizvollen Stammes und die erste schöne Verheissung der Reise sich erfüllen zu sehen! — Als mit breiter, schönbegrünter Kuppe die Osterinsel sich aus dem Meere erhob, die verschiedenfarbigen Feldereinteilungen an den Abhängen von ihrem Kulturzustande zeugten, Rauch von den Hügeln stieg; als näher kommend wir am Strande der Cooksbai die Menschen sich versammeln sahen; als zwei Boote — mehr schienen sie nicht zu besitzen — vom Strande stiessen und uns entgegenkamen — da freute ich mich wie ein Kind; alt nur darin, dass ich zugleich mich auch darüber freute, mich noch freuen zu können. Die flüchtigen Augenblicke unserer versuchten Landung vergingen uns, umtaumelt von diesen lärmenden kindergleichen Menschen, wie im Rausch. Ich hatte alles Eisen, Messer, Scheren, alles, was ich mitgenommen hatte, eher verschenkt, als vertauscht und nur, ich weiss nicht wie, ein schönes, feines Fischernetz erhandelt.

Ich habe den verdächtigen Empfang, der uns zuteil wurde, in den Bemerkungen und Ansichten zu beschreiben versucht, und mit dem, was ich davon gesagt, können die Berichte von Kotzebue und Choris verglichen werden. Ich habe die vermutliche Veranlassung der halb bedrohlichen Stimmung der Insulaner nur angedeutet. Herr von Kotzebue selber hatte die

Geschichte aufgezeichnet, und ihm gebührte es, sie bekannt zu machen. Ich setze sie ergänzend hierher in seinen urkundlichen Worten. Sie steht im ersten Bande (Seite 116) seiner Reisebeschreibung.

„Eine Nachricht, die das feindselige Betragen der Insulaner gegen mich erklärt und welche ich erst später auf den Sandwichinseln durch Alexander Adams erhielt, glaube ich dem Leser hier mitteilen zu müssen. Dieser Adams, von Geburt ein Engländer, kommandierte im Jahre 1816 die dem Könige der Sandwichinseln gehörige Brigg Kahumanu und hatte vorher auf der nämlichen Brigg, als sie den Namen Forester of London führte und dem Könige noch nicht verkauft war, unter Käpitän Piccort als zweiter Offizier gedient. Der Kapitän des Scunner Nancy aus Neu-London-Amerika, seinen Namen hat mir Adams nicht genannt, beschäftigte sich im Jahre 1805 auf der Insel Mas a fuera mit dem Fange einer Gattung von Seehunden, welche den Russen unter dem Namen Kotick (Seekatzen) bekannt ist. Die Felle dieser Tiere werden auf dem Markte von China teuer verkauft, und daher suchten die Amerikaner in allen Teilen der Welt, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Auf der bis jetzt noch unbewohnten Insel Mas a fuera, welche westlich von Juan Fernandez liegt und wohin sie aus Chile die Verbrecher schikken, ward dieses Tier zufällig entdeckt und gleich Jagd darauf gemacht. Da aber die Insel keinen sicheren Ankerplatz gewährte, weshalb das Schiff unter Segel bleiben musste, und er nicht Mannschaft

genug besass, um einen Teil derselben zur Jagd gebrauchen zu können, so beschloss er, nach der Osterinsel zu segeln, dort Männer und Weiber zu stehlen, seinen Raub nach Mas a fuera zu bringen und dort eine Kolonie zu errichten, welche den Kotickfang regelmässig betreiben sollte. Diesen grausamen Vorsatz führte er im Jahre 1800 aus und landete in Cooksbai, wo er sich einer Anzahl Einwohner zu bemächtigen suchte. Die Schlacht soll blutig gewesen sein, sie mussten dennoch den furchtbaren europäischen Waffen unterliegen, und zwölf Männer mit zehn Weibern fielen lebendig in die Hände der herzlosen Amerikaner. Nach vollbrachter Tat wurden die Unglücklichen an Bord gebracht, während der ersten Tage gefesselt, und erst, als kein Land mehr sichtbar war, von ihren Banden erlöst. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machten, war, dass die Männer über Bord sprangen und die Weiber, welche ihnen folgen wollten, nur mit Gewalt zurückgehalten wurden. Der Kapitän liess sogleich das Schiff beilegen, in der Hoffnung, dass sie doch wieder am Bord Rettung suchen würden, wenn die Wellen sie zu verschlingen drohten; er bemerkte aber bald, wie sehr er sich geirrt, denn diesen mit dem Element vertrauten Wilden schien es nicht unmöglich, trotz der Entfernung von drei Tagreisen, ihr Vaterland zu erreichen, und auf jeden Fall zogen sie den Tod in den Wellen einem qualvollen Leben in der Gefangenschaft vor. Nachdem sie einige Zeit über die Richtung, die sie zu nehmen hatten, gestrit-

ten, teilte sich die Gesellschaft, einige schlugen den geraden Weg nach der Osterinsel ein und die übrigen wandten sich nach Norden. Der Kapitän, äusserst entrüstet über diesen unerwarteten Heldenmut, schickte ihnen ein Boot nach, das aber nach vielen fruchtlosen Versuchen wieder zurückkehrte; denn sie tauchten allemal bei seiner Annährung unter, und die See nahm sie mitleidig in ihren Schutz. Endlich überliess der Kapitän die Männer ihrem Schicksale, brachte die Weiber nach Mas a fuera und soll noch öftere Versuche gemacht haben, Menschen von der Osterinsel zu rauben. Adams, welcher diese Geschichte von ihm selbst hatte und ihn deshalb wahrscheinlich nicht nennen wollte, versicherte mich, 1806 an der Osterinsel gewesen zu sein, wo er aber wegen des feindlichen Empfangs der Einwohner nicht landen konnte; ein gleiches Schicksal hatte nach seiner Aussage das Schiff Albatros unter Kommando des Kapitän Windship im Jahre 1809."

Ich ergreife diese Gelegenheit, auch hier gegen die Benennung „Wilde" in ihrer Anwendung auf die Südsee-Insulaner feierlichen Protest einzulegen. Ich verbinde gern, soviel ich kann, bestimmte Begriffe mit den Wörtern, die ich gebrauche. Ein Wilder ist für mich ein Mensch, der, ohne festen Wohnsitz, Feldbau und gezähmte Tiere, keinen anderen Besitz kennt als seine Waffen, mit denen er sich von der Jagd ernährt. Wo den Südsee-Insulanern Verderbtheit der Sitten schuld gegeben werden kann, scheint

mir solche nicht von der Wildheit, sondern vielmehr von der Uebergesittung zu zeugen. Die verschiedenen Erfindungen, die Münze, die Schrift usw., welche die verschiedenen Stufen der Gesittung abzumessen geeignet sind, auf denen Völker unseres Kontinents sich befinden, hören unter so veränderten Bedingungen auf, einen Masstab abzugeben für diese insularisch abgesonderten Menschenfamilien, die unter diesem wonnigen Himmel ohne gestern und morgen dem Momente leben und dem Genusse.

Die fliegenden Fische, von denen wenigstens zwei Arten in dem Grossen Ozean vorkommen, scheinen in der Nähe des Landes häufiger zu sein. Wir sahen deren viele in der Nähe der Osterinsel.

Wir setzten eben nur den Fuss auf den Lavastrand der Osterinsel und schmeicheln uns nicht, die Kenntnis, die man davon hat, beträchtlich erweitern zu können. Wir beziehen uns auf die Berichte unserer Vorgänger und suchen nur den Eindruck, den diese rasche Berührung in uns hinterliess, unsern Lesern zu vergegenwärtigen.

Die Osterinsel erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken, dreieckig, die Winkel an pyramidenförmige Berge anlehnend, majestätisch aus den Wellen empor. Es wiederholen sich in ihr im kleinen die ruhig grossartigen Linien von O-Waihi. Sie schienen uns durchaus mit dem frischesten Grün angetan, die Erde überall und selbst an den steilsten Abhängen der Berge in gradlinige Felder eingeteilt, die sich durch anmutige Farbenabstufungen unterschieden

und deren viele in gelber Blüte standen. Wir staunten diese vulkanische, steinbedeckte, wegen ihres Mangels an Holz und Wasser berüchtigte Erde verwundert an!

Wir glaubten einige der kolossalen Bildsäulen, die soviel Bewunderung erregen, auf der Südostküste mit dem Fernrohr unterschieden zu haben. In Cooksbai auf der Westküste, wo wir den Anker fallen liessen, sind diejenigen dieser Büsten, die den Landungsplatz bezeichneten und die Lisianskoy noch gesehen hat, nicht mehr vorhanden.

Zwei Kanots (wir sahen im ganzen nur drei auf der Insel), waren uns, jedes mit zwei Mann bemannt, einladend entgegengekommen, ohne sich jedoch an das Schiff heranzuwagen. Schwimmende hatten unser zum Sondieren ausgesetztes Boot umringt und den Tauschhandel mit ihm eröffnet. Die Untreue eines dieser Handelnden war streng bestraft worden. Wir liessen, eine Landung zu versuchen, ein zweites Boot in die See. Ein zahlreiches Volk erwartete uns friedlich, freudig lärmend, ungeduldig, kindergleich und ordnungslos am Ufer. Mit L a p e r o u s e zu entscheiden, ob diese Kindermenschen zu bedauern sind, zügelloser zu sein als andere ihrer Brüder, ist unseres Amtes nicht. Gewiss ist es, dass dieser Umstand den Verkehr mit ihnen erschwert. Wir näherten uns dem Strande. Alles lief, jauchzte und schrie, Friedenszeichen, bedrohliche Steinwürfe und Schüsse, Freundschaftsbezeugungen wurden gewechselt. Endlich wagten sich

die Schwimmenden haufenweise an uns heran, der Tauschhandel begann mit ihnen und ward mit Redlichkeit geführt. Alle, mit dem wiederholten Rufe Hóë! Hóë!, begehrten Messer oder Eisen gegen die Früchte und Wurzeln und die zierlichen Fischernetze, die sie uns anboten, zum Tausch. Wir traten auf einen Augenblick an das Land.

Diese als so elend geschilderten Menschen schienen uns von schönen Gesichtszügen, von angenehmer und ausdrucksvoller Physiognomie, von wohlgebildeten, schlankem, gesunden Körperbau, das hohe Alter bei ihnen ohne Gebrechen. Das Auge des Künstlers erfreute sich, eine schönere Natur zu schauen, als ihm die Badeplätze in Europa, seine einzige Schule, darbieten. Die bläulich breitlinichte Tättowierung, die den Lauf der Muskeln kunstreich begleitet, macht auf den bräunlichen Grunde der Haut eine angenehme Wirkung. Es scheint an Bastzeugen kein Mangel zu sein. Weisse oder gelbe Mäntel davon sind allgemein. Frische Laubkränze werden in den bald länger bald kürzer abgeschnittenen Haaren getragen. Kopfputze aus schwarzen Feder sind seltener, wir bemerkten zierlich anliegende Halsbänder, die vorn mit einer geschliffenen Muchel (Patella) geschmückt waren. Keine unschöne, entstellende Zierarten fielen uns auf. Die bei einigen Greisen durchbohrten und erweiterten Ohrlappen waren zusammengeknüpft, in das Loch wieder durchzogen und unscheinbar. Die Schneidezähne waren öfters ausgebrochen. Einige junge Leute unterschieden

sich durch eine viel hellere Farbe der Haut. Wir sahen nur wenige Weiber, diese mit dunkelrot gefärbten Gesichtern, ohne Reiz und Anmut und, wie es schien, ohne Ansehen unter den Männern. Eine derselben hielt einen Säugling an der Brust. Wir haben uns deshalb zu keinem Schluss über das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter berechtigt.

Wenn wir die Berichte von Cook, Laperouse, Lisianskoy und unsere eigenen Erfahrungen vergleichen, drängt sich uns die Vermutung auf, dass sich die Bevölkerung der Osterinsel vermehrt und der Zustand der Insulaner gebessert hat. Ob aber die wohltätigen Absichten des menschenfreundlichen Ludwig XVI., der diesem Volke unsere Haustiere, nutzbare Gewächse und Fruchtbäume durch Laperouse überbringen liess, erreicht wurden, konnten wir nicht erfahren, und wir müssen es bezweifeln; wir sahen nur die in Cook aufgezählten Produkte, Bananen, Zuckerrohr, Wurzeln und sehr kleine Hühner.

Als wir am Abend der Anker lichteten, ruheten befruchtende Wolken auf den Höhen der Insel.

Wir haben die vermutliche Veranlassung des zweifelhaften Empfanges, den man uns auf der Insel gemacht, seither erfahren und über uns selbst zu erröten Ursache gehabt, wir, die wir diese Menschen Wilde nennen. —

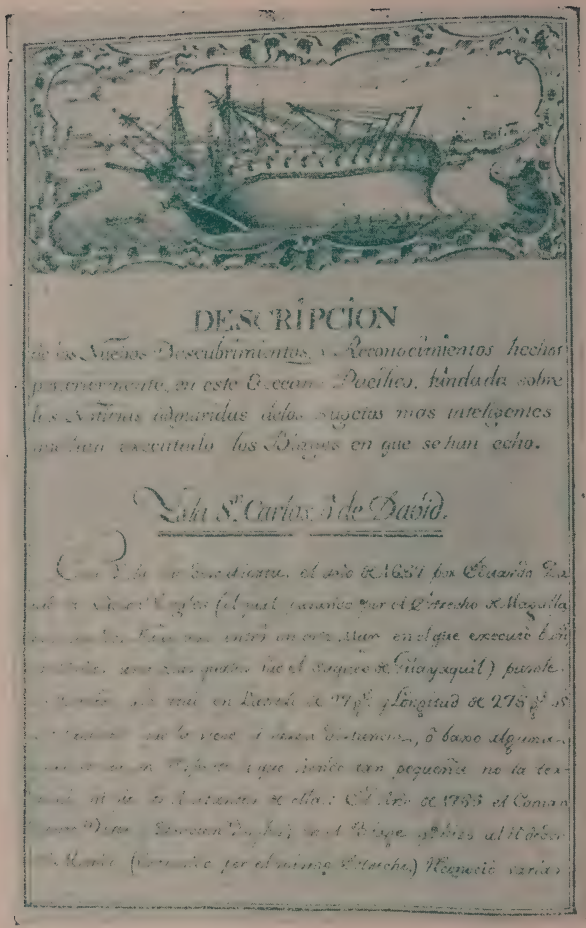
Die Insel Sala y Gómez ist eine blosse Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo

die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich sie unbewohnte Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden.

Die Seevögel, nach unserer unmassgeblichen Erfahrung, werden am häufigsten über dem Winde der Inseln, wo sie nisten, angetroffen. — Man sieht sie am Morgen sich gegen den Wind vom Lande entfernen und am Abend mit dem Winde dem Lande zufliegen. Auch schien K a d u den Flug der Vögel am Abend zu beobachten.

Man soll bei Sala y Gómez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach demselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, dass ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben.

Abb. 2. Angaroa mit seinen Häusern europäischer Bauart, der Hauptwohnort der Osterinsulaner.



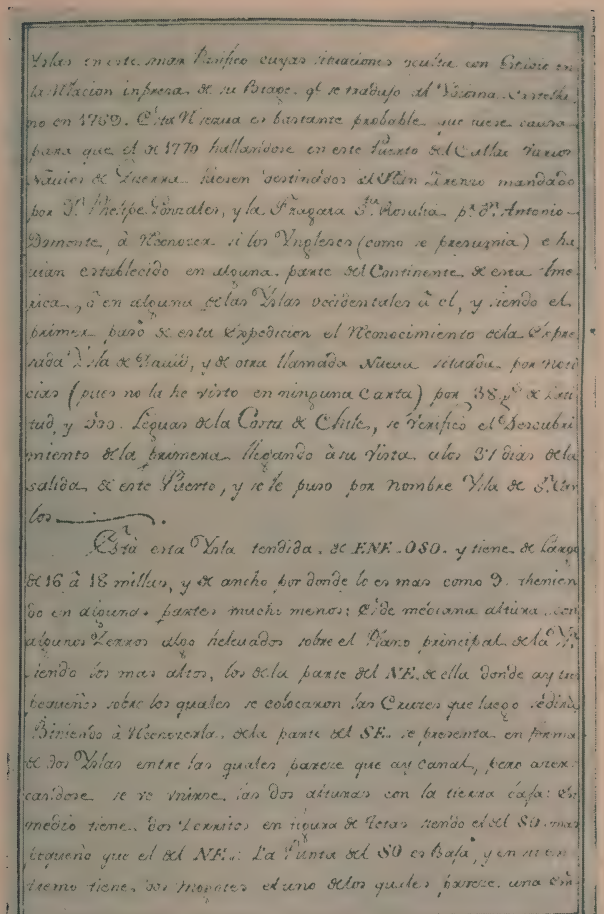
DESCRIPCION

de los Nuevos Descubrimientos, y Reconocimientos hechos por el Teniente de este Exercito Don Pedro Pacheco, fundada sobre las Noticias adquiridas de los Sugetos mas inteligentes que han executado los Viages en que se han echo.

Isla S.t Carlos ó de David.

Abb. 2—4. **Pixelgraphische Wiedergabe der beiden ersten Seiten**

Es behandelt die Entdeckung der Insel San Carlós oder Davisland (der **der Escuela Naval** in Valparaiso. Es ist in Pergament gebunden und zeichnet **Federzeichnungen** von Kriegsschiffen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. **wahrscheinlich** im Hafen von Callao, dar. Mit Schiffen ähnlicher Bauart nahm don



Yslas en este mar Pacifico cuyas situaciones resulta con Error en la Nacion inglesa de su Viage. q se trabajo al Viceroy de Lima no en 1765. Esta Noticia es bastante probable que fuese causa para que el año 1770 hallandose en este Puerto del Callao Varios Navios de Guerra fuesen destinados al Mar Pacifico mandados por D. Phelipe Gonzalez, y la Fragata S.ta Rosalia p.r D. Antonio Domonte, à Reconocer si los Ynglesses (como se presumia) se hallan establecido en alguna parte del Continente de esta America, ò en algunas Islas occidentales à el, y siendo el primer paso de esta Expedicion el Reconocimiento dela Ysla nombrada Pascua, y de otra llamada Nueva Retuda, por noticias (pues no la he visto en ninguna Carta) por 38 g.s de Latitud y 270 Leguas dela Costa de Chile, se verifico el descubrimiento de la primera llegando à su Vista, dos dias dela salida de este Puerto, y se le puso por nombre Ysla de S.n Carlos.

Esta esta Ysla tendida, de ENE. OSO. y tiene de Largo 16 à 18 millas, y de ancho por donde lo es mas como 9. menos lo en algunas partes mucho menos; es de mediana altura con algunos Cerros altos Redondos sobre el Llano principal dela Ysla siendo los mas altos, los dela parte del NE. de ella donde ay tres pequeños sobre los quales se colocaron las Cruces que hacen Rodeando à Reconocerla, dela parte del SE. se presenta en forma de dos Islas entre las quales parece que ay Canal, pero arrimandose se ve unirse las dos alturas con la tierra baja: en medio tiene dos Cerros en figura de Pilas siendo el del SO. mas pequeño que el del NE.: La Punta del SO es baja, y en su contorno tiene dos Rocas el uno dellas parece una Ca-

aus dem Schiffstagebuch des Admirals Moraleda.

Osterinsel). Dieses überaus wertvolle Manuskript befindet sich im Museum sich aus durch seine hervorragende kaligraphische Schönheit und die zahlreichen Die hier wiedergegebene Vignette stellt die Bodenreinigung eines Kriegsschiffes, Felipe Gonzales im Jahre 1770 die Osterinsel für die spanische Krone in Besitz.

Abb. 5. Brandung an der Küste der Osterinsel. (Vergl. Text Seite 51).

Der vorstehende kurze Bericht Chamissos ist nur unvollkommen, da die Eingeborenen den Landungstrupp in einen Hinterhalt zu locken versuchten. Nach einem kurzen Gefecht hatten die Russen Mühe, sich ohne Verluste zurückzuziehen.

Von einem ähnlichen Fall weiss F. W. Beechy, der die „Blosson" befehligte, zu berichten. Viele der Engländer wurden schwer verletzt und auf Seiten der Polynesier wurden zwei getötet. Trotz des nur zwei Tage währenden Aufenthalts verdanken wir Kapitän Beechy einen wertvollen Bericht.

Das erste chilenische Kriegsschiff, das die Isla de Pascua im Jahre 1850 besuchte, war die Fregatte „Colocolo" unter Kapitän Leoncio Señoret. Ein Bericht hierüber ist leider nicht vorhanden.

Eine tragische Zeit begann für die armen Eingeborenen zu Anfang der fünfziger und Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Peruanische Sklavenhändler, und zwar in förmlichen Geschwadern, landeten zu wiederholten Malen auf der Insel. Bei den ersten Malen lockte man die „freien Arbeiter" mit hinterhaltigen Versprechungen und Geschenken an Bord, später holte man sie sich mit Gewalt vom Lande weg. Die Leute wurden an die Unternehmer des Guano-Abbaus auf den der peruanischen Küste nahen Chincha-Inseln verkauft und gingen zu einem grossen Teil elendiglich zu Grunde. Die Angabe über die Zahl der geraubten Individuen schwankt zwischen 800—1500. Sie ist auf jeden Fall im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Osterinsulaner

Die Steindenkmäler der Osterinsel.

eine ganz ungeheure, nämlich etwa die Hälfte oder der dritte Teil. Peru hat sich in dieser Hinsicht einen sehr üblen Namen erworben und eine Aenderung in diesen Verhältnissen scheint auch bisher nicht eingetreten zu sein, wenn man an die Sklavereibetriebe im Gummigebiet denkt, die der Putumayo-Skandal kurz vor dem Weltkriege aufgedeckt hat. Noch im Anfang der sechziger Jahre protestierte die französische Regierung bei der Regierung in Lima wegen dieses Handels in menschlicher Ware, und die noch vorhandenen Arbeiter wurden nach den französischen Kolonien Ostpolynesiens besonders nach Tahiti überführt.

Mit dem Beginn des Jahres 1864 beginnt die Tätigkeit der katholischen Mission auf der Osterinsel.

Auf der Golette „La Favorita" kam von Tahiti, in Begleitung von sechs jener von den Peruanern geraubten Osterinsulanern, der Jesuitenpater Eugenio Eyraud nach der Insel, und im Oktober desselben Jahres landeten, von Valparaiso kommend, zwei weitere Priester des gleichen Ordens, um ihren Genossen, der als erster Europäer eine lange Zeit, nämlich über 9 Monaten unter den Eingeborenen gelebt hatte, nach Chile zu begleiten. Schon im folgenden Jahre aber kehrte er in Begleitung eines anderen Paters zurück, und im Jahre 1868 finden wir auf der Insel zu längerem Besuch den apostolischen Vikar aus Tahití Tepano Jaussen, der eine ausgezeichnete Arbeit über die Schrifttafeln veröffentlicht hat.

Weitere Mitteilungen von grossem Wert verdan-

ken wir dem Schiffsarzt Linton Palmer des englischen Kriegsschiffes „Topaze“, der eine Woche im Jahre 1868 auf der Insel weilte, und dem Korvettenkapitän Ignacio L. Gana, der im Januar des Jahres 1870 auf der chilenischen Korvette „O'Higgins“ der Insel einen Besuch abstattete.

Einen dichterischen Wert hat die kurze Beschreibung Viauds, der unter seinem Pseudonym Pierre Loti Weltruf geniesst und als Marineoffizier auf der Fregatte „La Flore“ Dienst tat (24. 6. 1861).

Wohl die wertvollsten Arbeiten verdanken wir dem Marinezahlmeister Weisser von S. M. Kanonenboot „Hyäne“ unter Kapitän Geiseler, welcher auf Ersuchen des Direktors des Berliner Ethnographischen Museums Prof. Dr. Bastian die Insel im September 1882 berührte und dem Marinezahlmeister M. William J. Thomson von dem nordamerikanischen Kreuzer „Mohican“ (19. bis 30. XII. 1886).

Am 9. IX. 1888 nahm Kapitän D. Policarpo Toro, Kommandant des Marinetransportschiffes „Angamos“ feierlichen Besitz von der Insel. Es wurde ein Vertrag in spanischer und polynesischer Sprache geschlossen, den der genannte Kapitän und 20 Häuptlinge der verschiedenen Stämme zeichneten. Drei Familien, im ganzen 12 Personen, blieben, aber nur für kurze Zeit, als Kolonisten auf der Insel.

Nur wenige Tage nach der Besitzergreifung kam ein französisches Kriegsschiff von Tahiti nach der Osterinsel, um im Namen der französischen Regie-

rung die Insel zu annektieren. In Anbetracht der geschaffenen Verhältnisse kehrte es nach Tahití zurück.

In den nächsten Jahren besuchten alle zwei bis drei Jahre chilenische Schiffe die Insel. Im Jahre 1895 wurde die Insel an einen gewissen Enrique Merlet vermietet, der sie weiterhin an das bekannte englische, in Chile ansässige Handelshaus Williamson, Balfour & Cía. verpachtete. Diese Firma ist noch heute die kaufmännische Herrin jenes einsamen im Weltmeer liegenden chilenischen Landes.

Der bekannte Zoologe Alexander Agassiz stattete im Jahre 1905 der Insel einen Besuch ab.

Vom 13. bis 25. IV. 1911 weilte im Auftrage der chilenischen Regierung eine wissenschaftliche Kommission, unter Leitung des Dr. Walter Knoche auf der Insel, um eine meteorologische und seismographische Station daselbst einzurichten. Er wurde begleitet von dem Mechaniker I. Calderón, dem Botaniker F. Fuentes und dem meteorologischen Beobachter Edgardo Martinez. Letzterer verwaltete mehr als 1 Jahr die Station Angaroa. Er wurde später ersetzt durch Herrn J. Vives S., der fast 2 Jahre lang den Posten eines Beobachters, chilenischen Volksschullehrers und Standesbeamten inne hatte.

Ende März 1914 kam auf dem Schooner „Mana" das Ehepaar Scoresby Routledge nach der Osterinsel und blieb dort $16^1/_2$ Monate. Bei der Länge der Zeit und der Grösse der zur Verfügung stehenden Mittel sind die wissenschaftlichen Ergeb-

nisse von Scoresby Routledge als sehr geringe zu bezeichnen.

Während des Weltkrieges besuchte im Oktober 1914 das Ostasiatische Kreuzergeschwader die Osterinsel, in derem Gewässer sich die von Tahiti kommenden Panzerkreuzer „Gneisenau" und „Scharnhorst", der kleine Kreuzer „Leipzig", sowie mehrere Begleitschiffe, mit dem von Mazatlan kommenden kleinen Kreuzer „Nürnberg" und der aus dem Atlantik herangekreuzten „Emden" nebst Transportschiffen trafen. Aus weiter Entfernung konnte durch Funkentelegraphie die Osterinsel als Treffpunkt ausgemacht werden. Der Aufenthalt dauerte vom 12. bis 19. X. 1914 und wurde dazu benutzt, von den Begleitschiffen Kohlen und Lebensmittel zu übernehmen und sich ferner von dem Eiland her mit Früchten und lebenden Vieh hinreichend zu versorgen. Die Bunkerarbeiten wurden sehr erschwert durch die unangenehme Brandung, so dass der Ankerplatz gelegentlich von Angaroa nach der Südseite der Osterinsel verlegt werden musste. Schon während des Aufenthalts auf der Osterinsel erfuhr der Geschwaderchef Graf von Spee von dem Auftauchen englischer Kriegsschiffe an der südamerikanischen Westküste und verliess das einsame Eiland, um bei Coronel in erster offener Seeschlacht die englischen Panzerkreuzer „Good Hope" und „Monmouth" zu versenken.

Später erschien, und zwar am 23. XII. 14, der Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" in der Angaroa-

Bai und versenkte an einem der nächsten Tage das gekaperte französische Schiff „Jan". Die Mannschaften des „Jan" sowie des englischen Dampfers „Kildaton" wurden auf der Osterinsel gelassen, konnten aber kurze Zeit danach auf einem englischen Schiffe nach Chile zurückkehren. Während der ganzen Zeit war das englische Ehepaar Routledge auf der Osterinsel wissenschaftlich tätig; sie verfügten über eine eigene Yacht „Mana", welche, um Post zu holen, nach Valparaiso gesandt worden war und am 15. III. 1915 nach der Osterinsel zurückkehrte. Die Yacht wurde von dem Ehepaar Routledge nach Chile beordert, um dem englischen Konsul in Valparaiso und dem Gesandten in Santiago über die schwere „Neutralitätsverletzung" der Deutschen Kenntnis zu geben.

Ende 1917 lief — der dritte deutsche Besuch der Osterinsel während des Weltkrieges — von der Insel Mopelia (Franz. Polynesien), kommend, ein grosser Teil der Besatzung des Kaperkreuzers „Seeadler" (Graf Luckner) auf dem kleinen Segler „Fortuna" die Insel an. Bei stürmischen Wetter wurde dieses Schiff auf die Klippen geworfen und ging verloren. Vier Monate lang blieb die brave Besatzung von einigen 50 Mann unter Befehl des Leutnants d. R. Klink auf dem Eiland und lebte in den besten Beziehungen zu deren Bewohnern. Schliesslich wurde die Besatzung von dem chilenischen Schooner „Falcon" nach Talcahuano überführt.

Im gleichen Jahre, 1917, verweilte der chilenische

Bischof Rafael Edwards einige Tage unter den Eingeborenen, ganz besonders zu dem Zwecke, um in ihre materielle Lage Einblick zu gewinnen und dieselbe zu verbessern.

Abgesehen von den seltenen Besuchen chilenischer Schulschiffe, fährt fast jährlich ein kleiner Kutter der Firma Williamson, Balfour & Cía. von Valparaíso aus nach deren Pachtbesitz, um die dort gestapelte Wolle abzuholen.

Zur Geographie der Osterinsel.

Namen der Insel. Der von allen europäischen und amerikanischen Schriftstellern weitaus gebräuchlichste Name ist „Osterinsel“ (Isla de Pascua, Easter Island, Ile de Pâques, Paasch Eyland). Dieser Name wurde der Insel, wie wir sahen, von dem Holländer Roggeveen gegeben. Der Name „San Carlos III. — Insel“ ist völlig verschwunden. Immerhin finden wir in der wissenschaftlichen Literatur auch einige eingeborene Namen. An erster Stelle kommt Rapa Nui; dieser Name bedeutet Gross-Rapa und steht im Gegensatz zu der ostpolynesischen Insel Klein Rapa. Nach Kapitän Geiseler ist dieser Name aber ein ganz modernes Produkt, und die wahre Bezeichnung war „Tepito te henua“ (oder fenúa), ein Name, der von andern zuverlässigen Reisenden bestätigt wird. Dieser Name soll bedeuten „Nabel und Uterus“ oder nach anderer Auffassung „Nabel der Erde“. Irrtümlicherweise finden wir gar nicht selten die Bezeichnung „Waihu“ (Vaihu) für die ganze Insel, während in Wirklichkeit nur eine Ortschaft, früher vielleicht die wichtigste, an der Südküste der Insel gelegen, so benannt wird. Der Irrtum ist auf die beiden bekannten deutschen Reisenden Reinhardt und Georg Forster, die Begleiter Cooks, und den französischen Weltumsegler Laperouse zu-

rückzuführen. Cook selbst erwähnt den Namen „Teapi", der wohl bedeutungslos ist. Hingegen scheint das Wort „Hi-te-ai-ragi" (kiti-te-rangea), das wir in den alten Ueberlieferungen der Eingeborenen finden, eine Bezeichnung für die ganze Insel zu sein.

Lage und allgemeine Topographie. Im südlichen Pazifik erhebt sich als eins der einsamsten Landbrocken im Weltmeer, zwischen 27°10'—27°12' südlicher Breite und 109°16'—109° 27' östlicher Länge die Osterinsel. Vom Hafen Caldera, der ihr gegenüber liegt, resp. von der chilenischen Küste liegt sie 3600 km entfernt, von Peru 3200 km, von den Gambier-Inseln, dem östlichsten Teil des französischen Kolonialbesitzes in Ostpolynesien 2600 km und von Neuseland 6200 km. Diese Entfernungen beleuchten besonders ihre Verlorenheit; sie würden uns aber gestatten, von anderen Erwägungen abgesehen, das Eiland als zu Polynesien gehörig zu betrachten, da sie diesem Gebiete immerhin am nächsten liegt. Nach den neuesten Messungen hat die Osterinsel eine Oberfläche von 179 km² und einen Umfang von 668 km. Sie hat die Gestalt eines rechtwinkeligen Dreiecks. Die Katheten, welche einen rechten Winkel bilden, laufen ungefähr von Nord nach Süd und Ost nach West, während die Hypotenuse die Richtung Südwest nach Nordost hat. Verbindet man die Ekken des Dreiecks, so finden wir die folgenden Durchmesser: 24, 18 und 16 km in den Richtungen NO-SW, NNW-OSO und NW-SO. An den Ecken des Inseldreiecks erheben sich die höchsten Vulkane und zwar der Rano Hana-Hana oder Rano Aroi mit 535 m über dem Meere im rechten Nordwinkel, Rano Kao mit 400 m in Südwesten und der Puukiteke (sive Raraka) mit 300 m im Nordwesten. An grösseren Vulkanen finden wir fernerhin den

Maunga Terevaka mit fast 400 m Höhe, den Rano Raraka und Tua Tapo mit je 300 m; ferner ist eine Anzahl kleiner Vulkane und Krater vorhanden. Im übrigen bietet die Insel den Anblick einer leicht gewellten Ebene. Niedrige Hügelreihen fallen in sanfter Neigung zum Meere ab, während die Vulkane entweder schroffe Abhänge zeigen, oder in langen Zügen unter dem Meeresspiegel verschwinden. Die Küste ist im allgemeinen steil und besitzt nur 3 kleine Sandufer; Häfen fehlen.

Zur Mineralogie der Osterinsel (nach Dr. J. Felsch). Die Gesteine sind ausnahmslos Effusivgesteine von jugendlichem Aussehen und deren Tuffe. Die Gesteine weisen in struktureller Beziehung die mannigfachsten Verschiedenheiten auf. Poröse Strukturen sind die häufigsten; sie variieren von grosszelligen bis zu jenen geringen Dimensionen, die man nur durch das rauhe Anfühlen noch wahrnimmt. Weniger häufig sind die dichten oder kompakten und vollkristallinen Strukturen und Gläser.

Bezüglich der inneren Struktur herrschen ebenfalls weitgehende Verschiedenheiten. Bei weitem am häufigsten ist die aphanitische Ausbildung. Nur selten vermag man in diesen Gesteinen mit guter Lupe noch Augitkörnchen und Feldspatleistchen erkennen. Die kompakten Gesteine sind meistens aphanitisch struiert, während typisch porphyrische Strukturen mit mehreren Generationen Einsprenglingen im wesentlichen auf die porösen Gesteine beschränkt sind. Eine allgemeine Verbreitung besitzt die Fluidalstruktur.

Im Gegensatz zu den mannigfachen Strukturerscheinungen variiert die mineralogische Zusammensetzung der Gesteine ausserordentlich wenig.

Zunächst mögen die Gesteine mit makroskopisch

erkennbaren Kristallausscheidungen beschrieben sein.

Es sind mausgraue Gesteine von zelligem Habitus mit fluidalporphyrischer Struktur.

Etwa 8 mm lange Feldspatleisten neben solchen von 2—3 mm Länge liegen in jener mausgrauen zum Teil glasigen Grundmasse. Neben den leistenförmigen Feldspäten finden sich auch tafelförmige nach der Fläche M und zwar meist in Zwillingsbildung nach dem Karlsbader Gesetz. Die Feldspäte sind in fast allen Gesteinen so zersetzt, dass eine genaue Bestimmung auf makroskopischem Wege in den meisten Fällen nicht mehr möglich ist. Doch erkennt man an einzelnen etwas frischeren Individuen eine Zwillingsstreifung nach dem Albitgesetz. An den meisten Feldspateinsprenglingen ist ein deutlicher zonaler Bau wahrnehmbar. Einige Feldspatkristalle besitzen einen Kern mit deutlicher Zwillingsstreifung und eine Randzone, an der diese Zwillingsstreifung scharf absetzt. Es ist der Kern also ein Plagioklas und die Randzone wahrscheinlich ein Orthoklas. In allen Gesteinen schliessen die grossen Individuen der Feldspäte eine grosse Anzahl von dunkeln Kriställchen ein; da man vereinzelt neben den Feldspateinsprenglingen noch kleine Augiteinsprenglinge findet, ist anzunehmen, dass die Entschlüsse in den Feldspäten Augite sind.

Die Einschlüsse sind zuweilen zonar angeordnet, zuweilen streifenförmig gelagert. Die Peripherie der Feldspäte ist besonders reich an Einschlüssen. Die kleinen Individuen der Feldspäte sind einschlussfrei.

Neben Plagioklasen kommen auch Sanidine vor, die in einem Stück vom R a n a H a n a - H a n a ziemlich häufig sind. Da, wie oben gesagt, die Feldspateinsprenglinge zumeist tiefgehend verwittert sind, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, dass die Plagio-

klase die häufigeren sind. Die Gesteine sind nur mit Vorbehalt zu den Andesiten zu stellen.

Einige Laven des Rana Hana-Hana werden wahrscheinlich zu den Trachytandesiten gestellt werden müssen.

Ein ausserordentlich feldspatreiches Gestein liegt aus dem Krater des Rana Kao vor. Das Gestein hat sehr hellgraue Farbe und setzt sich etwa zu $^2/_3$ aus Feldspat zusammen, der Rest wird von Pyroxen gebildet. Die Struktur ist holokristallin porphyrisch. Die Feldspäte sind überwiegend Plagioklase mit der charakteristischen Zwillingsbildung, nach dem Albitgesetz. Eine Zwillingsbildung nach dem Karlsbader Gesetz tritt häufig auf. Zonenstruktur ist ganz allgemein bei den Feldspäten vorhanden und zwar so, dass die Acidität nach dem Rande zunimmt; häufig scheint eine Umhüllung durch Orthoklas vorhanden zu sein. Einschlüsse von dunklen Kriställchen in den Feldspäten sind weniger häufig, als in den Feldspäten der oben genannten Gesteine. Relativ häufig sind tafelig ausgebildete Feldspäte. Sanidin ist ganz vereinzelt vorhanden. Die Feldspäte greifen ineinander und überlagern einander in allen Richtungen. Dunkelbraune Pyroxene sind in Körnern vorhanden. Sie sind unregelmässig im Gestein zerstreut, ohne jedoch als Zwischenklemmungsmasse aufzutreten oder die Zwischenräume zwischen den Feldspäten auszufüllen. Dieses Gestein ist mehr ein aplitisches Differenzierungsprodukt des andesitischen Magmas.

Aus dem Gebiete des Rana Hana-Hana liegen ausserordentlich feldspatreiche poröse Laven vor, in denen auch Sanidin neben Plagioklas häufig ist. Von der Beschaffenheit der das Gestein zusammensetzenden Mineralien ist das gleiche zu sagen wie oben;

es ist nur hinzuzufügen, dass bei den grossen Feldspatindividuen Korrosionserscheinungen zu beobachten sind. Diese Gesteine, die zwar nur in untergeordneter Menge vorkommen, sind reicher an Alkali und Si O_2 als die oben beschriebene Gesteinsgruppe. Sie sind wohl ebenfalls als ein aplitisches Spaltungsprodukt des andesitischen Magmas zu deuten. Diese Gesteine sind mit Vorbehalt Trachyandesite zu nennen.

Die aphanitischen feinporigen bis kompakten Gesteine besitzen eine mausgraue Farbe; in ganz kompakten Gesteinen ist die Farbe dunkelgrau. Nur ganz vereinzelt kann man mit der Lupe dunkelbraune Pyroxenkörner und dünne Plagioklasleistchen erkennen. Stets ist eine Fluidalstruktur erkennbar. Diese Gesteine gehören zu den Andesiten.

Einige fast tiefschwarze Laven sind vorhanden, vielleicht haben wir in diesen das lamprophyrische Differenzierungsprodukt des andesitischen Magmas vor uns, also das Aequivalent zu den aplitischen Spaltungsprodukten am entgegengesetzten Pol.

Vulkanische Gläser scheinen auf der Insel recht häufig zu sein. Es sind von 4 verschiedenen Punkten 7 Obsidiane und 2 Pechsteine vorhanden.

Die Obsidiane haben schwarzgraue Farbe und hohen Glanz, die Kanten sind graugrün durchscheinend, das Gestein ist erfüllt von Sphärolithen in ausgeprägter Fluidalanordnung. Der Durchmesser der Sphärolithe ist 1—$2^1/_2$ mm, es sind hellgraugrüne radialstrahlige, koncentrischschalige Kristallithe.

Die Pechsteine, die in untergeordneter Menge aufzutreten scheinen, besitzen grauschwarze Farbe und den für diese Gläser charakteristischen stumpfen Fettglanz.

Die Tuffe sind lockere Gesteine von grünlich

brauner Farbe. Sie bestehen aus Rapilli und Lapilli in einer Matrix aus vulkanischer Asche und Feldspattrümmern. Die Gesteinsbruchstücke, welche die Tuffe aufbauen, gehören ausnahmlos zu den oben beschriebenen Effusivgesteinen.

An der Westküste kommen Eruptivgesteinsrollstükke mit dicken koncentrischschaligen Kalkinkrustationen vor. Die Kalkhülle ist weiss, die Oberfläche hat durch unregelmässige Erhöhungen und Einsenkungen ein gekröseartiges Aussehen. Schlägt man ein derartig von kohlensaurem Kalk umhülltes Gestein durch, so findet man stets im Centrum ein Eruptivgesteinsrollstück, um das sich zunächst genau der Oberfläche des Rollstücks angepasste koncentrische Kalkschalen herumlegen, etwa 2—3 mm dick; weiter nach der Peripherie des Gesteins zu werden die koncentrischen Kalkschalen immer unregelmässiger gewellt. Die Kalkhülle erreicht eine Dicke von 2—3 cm.

Ferner kommen an der Westküste auf dem Küstengeröll dicke Kalkkrusten vor, die vollkommen aus Serpularöhrchen bestehen.

Da auch in den koncentrisch schaligen Kalkkrusten reichlich Serpularöhren vorhanden sind, sind dieselben als organische Bildung zu deuten.

Da kein einziges Sedimentgestein oder altkristallines Gestein vorhanden ist, ist die Insel wahrscheinlich auf rein vulkanischen Weg entstanden.

Die Insel wird aufgebaut im wesentlichen von andesitischen Ergüssen, deren Tuffen und Aschen. Die porösen Gesteine sind Lavaströme und Decken, während die kompakten Gesteine als Intrusivgänge und als die tieferen Teile grösserer Effusivmassen zu deuten sind. Die holokristallin

porphyrischen Gesteine stellen ebenfalls den tiefsten Teil einer Effusivmasse dar.

Die aplitischen und lamprophyrischen Gesteine sind die Differenzierungsprodukte des andesitischen Magmas. Ob jedoch diese Differenzierungsprodukte darauf hinweisen, dass sich das Magma im Laufe der langen Zeit währenden Eruptionen durch Differenzierung verändert hat, dass demnach also auch die Gesteine dem Alter nach verschieden sind — oder ob die Differenziationserscheinung einen ausgesprochen lokalen Charakter hat, in gleicher Weise, wie es auf den Juan Fernandezinseln nachgewiesen ist, ist bisher nicht festgestellt.

Ueber das geologische Alter der Insel geben die vorhandenen Gesteine keine genaue Auskunft. Es kann nur soviel gesagt werden, dass nach dem petrographischen Charakter der Gesteine und dem Vorhandensein lockerer Tuffe zu urteilen die Insel ein jugendliches, etwa höchstens tertiäres Alter hat.

Zur Geomorphologie der Osterinsel. Die Insel erhebt sich aus 1700 Faden Tiefe über einen von WSW nach ONO streichenden spornförmigen Ansatz des von der 2000 Fadenlinie umschlossenen „Albatross"-Plateaus. Jedes Anzeichen eines alten Gebirges fehlt. Sie ist, wie die mineralogische Analyse ergibt, und der Gestaltung nach, eine rein vulkanische Bildung, und alles spricht dagegen, dass sie etwa der Rest eines alten Verbindungskontinents ist. Auch Spuren koralliner Bildung fehlen. In den Grundproben des Albatross, des Forschungsschiffes der bekannten nordamerikanischen Expedition, wurden Korallen-Bruchstücke nicht gefunden. Dabei verläuft die 23° — Isotherme der Oberflächentemperatur

in nächster Nähe der Osterinsel, und am 13. 4. 1911 wurde in der Bai von Angaroa 26,6°C gemessen. Nach den allerdings nicht sehr zahlreichen Lotungen, vorzüglich der Schiffe der chilenischen Marine, dürfte auch die Böschung kaum ein Hindernis gegen das Vorhandensein von Korallentieren sein, die über der 40 m Tiefe, die sie benötigen, Ansiedelungsmöglichkeiten finden würden. Eine Durchlüftung des Wassers ist immer vorhanden, ohne dass im Bereich etwaiger Bauten von Korralentieren eine zu stürmische Bewegung zerstörend wirken könnte. So ist es eigentlich nicht ersichtlich, warum diese Organismen nicht vorhanden sind, obwohl man es für möglich, aber nicht wahrscheinlich halten darf, dass die Minimal-Temperatur von 20° des Seewassers, zumal, wenn man die Lufttemperatur zum Vergleich heranzieht, gelegentlich erreicht wird.

Als ältestes Gebilde und Hauptbestandteil der Insel haben wir wohl den höchsten der drei Eckvulkane, den Rana Hana-Hana aufzufassen, der den Buckel einer schildförmigen Erhebung bildet, welche allmählich nach Süden abfällt, während auf den anderen Seiten die Abrasion durch die Brandung schon stark vorgeschritten ist. Die Insel ist gegenüber ihrer ursprünglichen Grösse stark, vielleicht annähernd auf die Hälfte, reduziert. — Der Rana Hana-Hana scheint vorwiegend aus rheumatitischen Massen, einer dünnflüssigen Lava mit Fluidalstruktur, zu bestehen, welche ähnlich vielleicht wie bei den Galápagos, die schildförmige Grundlage bildet. Es handelt sich hauptsächlich um Fladenlava, die auf der Insel unter den flüssigen Ergüssen überwiegt, wenn auch Ströme von zackigen Laven nicht fehlen, und schlakkige Formen gleichfalls vorhanden sind. Der Rana Hana-Hana ist der einzige der Inselvulkane, der in der Gipfelregion, mehrere (mindestens 4) Krater von

verschiedener, aber nicht erheblicher Grösse, besitzt, die heute eine flach wannenförmige Gestalt haben; bei zweien hebt sich der Umriss der ehemaligen Krateröffnung nur durch den infolge grösserer Feuchtigkeit etwas stärkeren und reichlicheren Graswuchs ab. — Recht geringe Böschungswinkel zeigt auch der Vulkan der Südostecke, der Puukiteke (unten rund 3°, in der Mitte 8°, oben 10—12°); die nach unten stark abflachende Böschung ist wohl zum Teil einer Steigerung durch den Wind zu danken, der einmal direkt angreift, dann aber auch sekundär durch Fortführen der an gewissen Stellen dieser hier vegetationslosen Abdachung gebildeten Sandhosen abtragend wirkt. Diese Vorgänge beweisen schon, dass wir es beim Puukiteke mit klastischem Material, hauptsächlich Aschen, untermischt mit Lapilli, zu tun haben. Es ist unmöglich, dass auch hier schildförmig rheumatitische Massen unterlagert sind.

Es scheint, das überhaupt die klastischen Produkte einer späteren Aktivitätsperiode angehören, als die flüssigen. Der jüngere Vulkan Puukiteke ist wahrscheinlich ein Stratovulkan. Ueberall auf der Insel findet man neben Aschen auch Bomben (rundliche, eckige und gedrehte), letztere, vor allem aus Pechstein bestehend, gelegentlich von sehr bedeutender Grösse. Der Puukiteke hat nur einen, auf knapp $^1/_2$ km zu schätzenden sehr flachen Krater und ist der einzige, der (an der Nordabdachung) 3 gleichmässig gebaute und auf einer Spalte liegende parasitäre Kegel hat. Diese werden von A. Agassig, merkwürdigerweise als „charakteristische Denudationskegel“ bezeichnet. Der zweithöchste Vulkan, der Rana Kao besitzt einen, grossen rund 1 km im Durchmesser haltenden tiefen Krater, dessen Boden nur 150 m über dem Niveau des Meeres liegt; seine Böschungen betragen etwa 8—9°. Der Krater ist

zweifellos durch Erosion erweitert, die inneren Wände fallen fast senkrecht ab. Auch sonst sind zahlreiche Vulkane (im ganzen wohl 2 Dutzend) auf der Insel vorhanden, hauptsächlich in zwei Richtungen geordnet. Eine Reihe begleitet in einiger Entfernung die Westküste und ist schwach bogenförmig gegen sie geöffnet, eine andere zieht von NW nach SE, die Insel durchquerend. Fast alle die Abdachung dieser vulkanischen Gebilde zeigen steilere Böschungsverhältnisse, als die drei ersten und grössten. Wir finden Kegelformen, die unten Winkel von 15°, oben von 24—30°, am Vulkane Rana Rorake auf der Westseite von fast 40° haben.

Abgesehen von diesen kegelförmigen Gebilden mit konkaver Mantellinie, finden sich gelegentlich Kuppen mit schwach konvexer Aussenfläche. Die Auswurföffnungen sind meist rund, nur der Ko-Taketake (polynes.=Vulva) zeigt ausgesprochen ovale Form. Es sind dies alles Vulkane mit einem, mitunter kaum erkennbaren Krater; Ausnahmen bilden in der Nähe der Südküste ein kleines spitzwinklig zulaufendes Kegelchen ohne Oeffnung, das aus feinkörnigen mürben Tuffmassen besteht, und ein Wallberg en miniature mit einem steilen Zapfen im Mittelpunkt, am Fusse des Rana Hana-Hana, rückwärts des Ko-Taketake.

Charakteristisch für das Ostereiland sind die zahlreichen Höhlen, die sich besonders auf der Westhälfte befinden; zumeist sind es sehr lange tunnelartige Schlackensäcke, doch fehlen unterirdische aneinandergereihte Gewölbte nicht. Nicht selten ist dolineartig die Lavadecke eingestürzt und an diesen Stellen, halb unterirdisch, befanden sich mit Vorliebe Kulturen der Eingeborenen, z. B. Bananen, die hier bei reichlicherer Bodenfeuchtigkeit und geschützt vor dem Winde besonders gut gediehen. Die

gegen die Küste ausmündenden Röhren bilden auch die Angriffspunkte für die Brandung; das Wasser stürzt mit Getöse ziemlich weit landeinwärts in sie hinein, und die mechanische Wirkung der Wogen, an sich potenziert, findet vielleicht eine Zusatzwirkung explosiver Natur durch die rapide Verdichtung der Luft und ihre darauf folgende Ausdehnung. Schliesslich bleiben von nebeneinanderlagernden Tunnelen nur die Seitenwände übrig, indem die Decke zunächst zerstört wird, und Schneiden aus schwarzen Lavamassen bestehend, laufend senkrecht vom Ufer ins Meer. Aehnlich sind durch den Wogenprall Lavaströme (Südküste) aus den sie evtl. einhüllenden Tuffschichten herauspräpariert worden, während besonders im Gebiete der Uferlinie der 3 Eckvulkane sich ein Kliff, stellenweise von bedeutender Höhe (bis zu etwa 200 m) gebildet hat.

Erwähnenswert ist ferner das Vorhandensein von negativen Strandverschiebungen, die besonders unterhalb Mataveris gut festgestellt werden können. Es handelt sich um mindestens zwei. Einmal arbeitete die Brandung im heutigen oberen Teil des Kliffs, wie aus den typischen Abrasionsformen deutlich wird, also rund 20 m über dem heutigen Hochwasserstand, ferner in 10—15 m darunter, wo sich eine schwache Brandungskohlkehle ausgebildet hat, deren Konkavität etwa gleich der ist, welche sich im augenblicklichen Hochflutniveau befindet. Wir haben unterhalb Mataveris ziemlich harte Massen, so dass hier die Kehlen sich erhalten haben, was an anderen Stellen des Küstenkliffs nicht der Fall ist, da hier die Wände nach Bildung der Unterhöhlung zum Abstürzen gekommen sind.

Hydrographische Verhältnisse. Recht eigentümlich sind die hydrographischen

Verhältnisse der Insel, die in engster Beziehung zu den vulkanischen stehen. Irgendwelche radiale Talbildung durch fliessendes Wasser fehlt, ja es sind kaum Regenrillen vorhanden, trotz der starken Niederschläge; eine einzige flussbettartige Spalte, die von einem Krater des Rana Hana-Hana diagonal der Abdachung zur Küste zieht, scheint vulkanischen und nicht Wasserkräften ihre Entstehung zu verdanken; auch nach reichlichem Regen war sie wasserlos.— Diese Umstände finden ihre Erklärung in der ausserordentlichen Porosität sowohl der Laven als auch der klastischen Produkte, die das atmosphärische Wasser bis zum Grundwasserspiegel durchsickern lassen, wenn nicht irgend eine undurchlässige Tuffschicht Widerstand entgegengesetzt. So werden die vulkanischen Massen zwar durch die Asmosphärilien eine weitgehende, zunächst chemische Zersetzung erfahren und unter dem Einfluss der Schwere dann abstürzen und je nach der Grösse und Beschaffung des Kraters bald mehr oder weniger senkrechte Innenwände bilden. Da, wo keine grossen Vertiefungen vorhanden sind, werden bei den herrschenden Verhältnissen die Formen sich lange erhalten. So ist die Wasserfrage auf der Insel seit jeher eine dringende gewesen; Wasser findet sich natürlich am Boden des Vulkans Rana Kao, ist aber hier im Verschwinden begriffen, da die Vegetation, besonders die Binsen, ein immer dichteres Kissen bilden und nur noch Lachen frei lassen. Ein See befindet sich auch in dem aus Tuffen aufgebauten Rana Roraka, südwestlich am Fuss des Puukiteke. Ferner findet sich das kostbare Nass auf dem Boden einiger weniger der oben erwähnten Höhlen, ist aber an diesen Stellen nicht immer vorhanden. Zurzeit der dichten Besiedelung der Insel genügten diese Wasservorräte nicht, besonders die Ansiedler an der Südküste hätten ziem-

lich bedeutende Wege zurücklegen müssen, um an eine der Wasserstellen zu gelangen, und abgesehen von kleinen Kürbisschalen waren Gefässe unbekannt. Es wurde von den Eingeborenen nun der Umstand ausgenutzt, dass etwa im Meeresniveau der Grundwasserspiegel aus der Küstenlinie tritt. Es sind von den intelligenten Bewohnern unter dem Zwange der Not ziemlich umfangreiche Umwallungen hergestellt worden, um die sich so bildenden Süsswasserpfützen am Ufer gegen das Meerwasser zu schützen. Das Ergebnis war recht zweifelhaft, da bei Hochwasser regelmässig eine Vermischung des Salz- mit dem Süsswasser eintritt. Dieses Brackwasser ist für jeden Nichtinsulaner ungeniessbar, und man kann nur staunen, wie es möglich war, dass es, da andere Getränke fehlten, zum Dasein genügte.

Ansegelung. Die Westküste sowie auch die Nordküste ist im allgemeinen frei von Gefahren, wie die Sondierungen der chilenischen Marine gezeigt haben. Hingegen sind an der Südküste scheinbar zahlreiche Untiefen vorhanden, an denen sich die See, die fast immer aus Südwesten läuft, stark bricht. Ebbe und Flut scheint in den verschiedenen Baien denselben Verlauf zu haben. Die magnetische Variation betrug (im Jahre 1917) 15°, 30′ Ost. Auf den Kompass wirken die vulkanischen Massen der Insel oft störend ein.

Die Westküste verläuft ungefähr in der Richtung S 30° W. Sie beginnt am Nordkap und endet an dem Inselbrocken Mutu-Rau-Kau. Dieser ragt 70 m über dem Meere hervor und fällt durch seine steile, fast nadelhafte Gestalt auf. Fast südlich davon haben wir das über 50 m hohe Inselchen von Mutu-Nui, das im Leben der Eingeborenen eine grosse Rolle spielte, da es der Hauptnistplatz der Vögel und damit die

Hauptfundstätte für die Eier war. Das Meer bricht sich hier mit voller Gewalt, so dass zahlreiche, merkwürdig geformte Höhlen und Tore vorhanden sind. Im übrigen finden wir an der Westküste, dicht der Felsenküste vorgelagert und nord-nordöstlich der Bai von Angaroa, nur die Kliffe von Matu Tautara. Die Bai von Angaroa selbst bietet einen guten Ankerplatz, doch muss beim Ausbooten auf die Barre geachtet werden, und zwar sowohl bei der Einfahrt als auch bei der Ausfahrt, vorzüglich, wenn die See etwas bewegt ist. Die Einfahrt der Barre ist seit dem Jahre 1915 betonnt. Südlich von Angaroa befindet sich ein kleiner Naturhafen, der nur für Boote geeignet ist und von dem aus der Verkehr ab Mataveri, wo sich das Wohnhaus der Pachtverwaltung befindet, stattfindet.

Die Südküste beginnt am Südabhange des steilabfallenden Vulkans Rana Kao. Dieser bildet mit seiner Ostseite in Gemeinschaft mit der Südseite des kleinen Vulkans Ourito, die Bai von Ovahe, die aber für das Ausbooten sehr ungünstige Bedingungen bietet. Von Ovahe aus ist die Küste flach und felsig; sie verläuft in fast östlicher Richtung bis Vaihu, einer ehemaligen Ortschaft und Missionsstation, wo ein kleiner, bequemer Anlegeplatz für Boote vorhanden ist. Selbst bei Nordwind, wo die Bai von Ovahe resp. der Bootsplatz von Vaihu einigen Schutz gewährt, ist immer zu beachten, dass die Dünung meistens aus Südwesten läuft. Es folgt dann ein Streifen, der unangenehme Klippen aufweist, die unter Umständen vom Meere gerade bedeckt sind. Am Fusse des Vulkans Rana Roraka befindet sich in einer Depression die kleine offene Reede von Hutuiti, die bei Nord- und Westwind vorzüglichen Schutz bietet.

Die eigentliche Ostküste zwischen Kap Rogge-

veen und Kap O'Higgins verläuft fast genau von Nord nach Süd ; sie wird gebildet durch den steilen Ostabhang des Vulkans Puuntikete (auch irrtümlicherweise als Rana Roraka oder Katiki bezeichnet).

Die Nordküste, die im allgemeinen von OSO nach WNW verläuft, hat in der La Perouse-Bai ihre Hauptausbuchtung. Nur 2 kleine Anlegeplätze befinden sich in dieser Bai, die im übrigen felsig ist und oft steile Ufer aufweist. Der eine Bootsplatz befindet sich nordöstlich der Punta Angamos, also im Osten der Bai, der andere an ihrem Westende bei Ovahi. Weiter nach Westen hin folgt der etwas geschütztere kleine Strand von Anakena, weiterhin, zwischen Punta San Juan und dem Nordkap, ist die Küste wieder felsig und verläuft fast genau von West nach Ost.

Im allgemeinen ist für die Ansegelung zu bemerken, dass die Angaroa — oder Cookbai, die an der Nordseite gegenüber der einzigen Ortschaft der Insel liegt, die best zu empfehlende ist, besonders im Sommer ; sie bietet bei dem dann überwiegenden Passatwind hinreichenden Schutz ; da aber ein leichter Nordwind schon eine ziemlich schwere Brandung im Gefolge hat und dabei oft unerwartet auftritt, so müssen die Schiffe immer klar zum Auslaufen sein, um evtl. die Reede von Vaihu, an der Südküste, aufzusuchen. Des Nordwindes wegen ist der an der Nordküste liegende Hafen von Anakena, der an sich für die Landung die günstigsten Bedingungen bietet, nicht zu empfehlen, zumal das Schiff nicht schnell genug unter Küstenschutz kommen kann. In Angaroa ist im Notfall einiges (Zisternen-) Wasser, aber nur unter grossen Schwierigkeiten zu haben ; Rind- und Hammelfleisch, Hühner und einige Feldfrüchte, besonders süsse Kartoffeln, sind zu erhalten.

Ihrer natürlichen Bedingungen wegen kommt die Insel als Anlaufhafen nicht in Frage; sie wird immer nur als Nothafen zu betrachten sein.

Im Mai und Juni ist das Meer bei Angaroa meist an vielen Tagen sogar sehr bewegt, während es im Dezember und Januar ruhig daliegt oder eine geringe Dünung zeigt. Auch aus diesem Grunde ist es zu empfehlen, dass Schiffsbesuche im Hochsommer ausgeführt werden. Wurde auch nie ein wirklich stürmischer Wellengang an der Westküste der Insel aus beobachtet, so ist nicht zu vergessen, dass eine nur mittlere Dünung an der Küste, gegen die sie steht, eine gewaltige Brandung hervorruft und am Kliff Brecher bis zu 30 m Höhe zeitigt.

Vulkane und Seismizität.

Es ist auffallend, dass bisher die Osterinsel und die demselben Sockel in ihrer ostnordöstlichen, d. h. in der Verlängerung ihrer Hypothenuse liegende, gleichfalls aus eruptiven Massen bestehende Felseninsel Sala y Gómez in der allgemeineren Betrachtung über vulkanische Erscheinungen, besonders ihre Verbreitung, kaum erwähnt werden, obwohl die Einsamkeit ihrer Lage im östlichen Stillen Ozeane dazu herausfordert. Ein Hauptcharakteristikum im Auftreten der Vulkane ist ihr Vorhandensein in bogenförmigen oder sich schlängelnden Reihen resp. schmalen Bändern. Dies gilt ganz besonders für die Eruptionsgebilde des pazifischen Meeres. Wir haben hier den grossen Einkreisungsbogen, der von Japan über die Philippinen, Neuguinea, Salomonsinseln und die westmelanesische Inselwelt nach Neuseeland, weiter, eintretend bei Victorialand, über die Antarktiksche Kordillere, Südshetland und Sandwichinsel, dann, wenn auch mit Unterbrechungen, über die amerikanische Kordillere, Kamschatka und Kurilen, wiederum nach Japan führt. Hiermit sind aber die grossen Vulkanzonen des Stillen Ozeans nicht erschöpft; der Marianenbogen führt über Melanesien, die Samoa- und Tongainseln, Gesellschafts-, Tubai- und Niedrige Inseln, wahrscheinlich nach der Osterinsel und Sala y Gómez. Man könnte evtl. daran

denken, diese Zone über die Galapagos nach dem Hawai-Archipel zu verlängern, um einen inneren Bogen zu erhalten, der auch in den Tiefenlinien einigermassen angedeutet ist, indem innerhalb dieses Bogens grössere Tiefen liegen. Wesentlich scheint vor allem zu sein, dass die Osterinsel mit Sala y Gómez, die ethnographisch zu Polynesien gehört, auch morphologisch sich an die melanesisch-polynesischen Vulkanbögen anschliesst.

Die Aufzeichnungen des seismographischen Pendels, das auf der Osterinsel vom 25. IV. 1911 bis zum 5. V. 1912 im Betriebe war, haben zu folgenden Resultaten geführt.

Während der ganzen Zeit registrierte das Pendel 65 seismische Bewegungen, jedoch keinen fühlbaren Erdstoss; bis zu einer Entfernung von 1200 km, d. h. da, wo die unterseeischen Abstürze des Sockels, auf dem die Insel ruht, zum Grunde des Stillen Ozean abfallen, wurde eine Vermehrung der Beben festgestellt. Es wurde schon gesagt, dass die Insel kein isolierter Pik ist, der sich etwa wie Hawai aus den Tiefen des Meeres erhebt, sondern auf einem Plateau emporragt. Nach der geringen Anzahl der registrierten Beben zu urteilen, weist die untermeerische Hochebene im allgemeinen nur eine Peneseismizität auf, ein Beweis für das geologische Alter jener Tiefen des Weltmeeres. Jedes Anzeichen von Aktivität im Scheitelpunkt des tiefen und ausgedehnten submarinen Sockels fehlt und in historischer Zeit, d. h. in den letzteren 500—1000 Jahren dürfte die Insel, da die eingeborenen Ueberlieferungen darüber schweigen, keine Bewegung der Erdkruste, noch weniger ein Erdbeben verspürt haben. Damit fällt auch jene Theorie, welche aus der grossen Anzahl der niedergestürzten grossen steinernen Bildwerke auf stürmische Erdbe-

wegungen geschlossen hat. In der Tat scheint es, als ob die Herstellung jener Denkmäler auf einmal ins Stocken kam, und dass in der Tat, was noch auffallender ist, eine beträchtliche Anzahl der Statuen, die in Reihen und zumeist auf Plattformen aufgestellt waren, plötzlich und in der selben Richtung mit dem Antlitz nach unten zu Boden sanken. Besonders betroffen war die Reihe, die an der Südfront des Vulkans Rana Roraka aufgestellt war; aber wie wir später ersehen werden, war die Zerstörung der Statuen menschliches Werk.

Die *Aseismizität der Osterinsel* und die Inaktivität seiner Vulkane wird unterstützt durch den völligen Mangel an Thermen oder vulkanischen Exhalationen; andererseits weist die mineralogische Zusammensetzung der Osterinsel auf wenig zersetzte jüngere vulkanische Ergussgesteine, vorzüglich Basalten und Glimmerandesiten, und die gute Erhaltung der Formen darauf hin, dass eine vulkanische Tätigkeit in geologisch nicht gar zu weit zurückliegenden Zeiten, vielleicht noch im Jungtertiär, stattgefunden haben muss. Interessant ist ferner, dass auf dem Meeresboden, im Gebiete des grossen unterseeischen Plateaus, dem die Osterinsel aufsitzt, und das wahrscheinlich zum grossen Teil aus vulkanischen Ergüssen besteht, Manganknollen aufgefunden wurden (Lotungen der Gazelle-Expedition). Manganknollen bilden sich nun anscheinend durch unterirdische Ergüsse juvenilen Wassers oder bei submarinen vulkanischen Eruptionen, die einen reichlichen Mangan- und Eisengehalt bei der Berührung mit dem Seewasser ausfällen können. Einschläge von Fischzähnen sprechen dafür, dass diese Eruptionen, denen die Manganknollen ihren Ursprung verdanken, nicht vor dem jüngeren Tertiär stattgefunden haben.

Heut kontrastiert unter allen Umständen die vulkanische und seismographische Ruhe jenes Eilandes mit der Tätigkeit der gegenüberliegenden südamerikanischen Küste, eines der erdbebenreichsten Gebiete der Erde. In der Tat stehen ziemlich geringe Differenzen zwischen dem höchsten Punkte der Osterinsel und dem Boden des Sockels bei einem nur allmählichen Abfall (1 400 m Höhendifferenz) denen zwischen den grössten Höhen der Kordillere der Provinz Atacama und dem tiefsten Teile des Atacama-Grabens auf die sehr geringe horizontale Entfernung von 200 km gegenüber. Wir sehen hier beinahe auf dem gleichen Breitengrade eine besonders schöne Bestätigung des Gesetzes von der Relation zwischen Relief und Bebenhäufigkeit. Erwähnenswert ist, dass im Zusammenhang mit dem nordchilenischen Beben vom 10. XI. 22, das die Orte Copiapó und Huasco zerstörte, ein unterseeischer Vulkanausbruch bei den Inselbrocken San Felix y San Ambrosio stattgefunden hat. Das Wasser der Umgebung kochte, zahlreiche Vögel und Fische lagen tot am Ufer. Die Languston, die früher den Meeresgrund bewohnten, waren verschwunden, dieser selbst mit Sand und Asche bedeckt. Auch hat eine Bodenverschiebung stattgefunden. Bekannt sind unterseeische Ausbrüche im Gebiete der Juan Fernandez Insel. Diese westlich des Atacama-Grabens gelegenen Punkte sind also die der Osterinsel nächstgelegenen Gebiete mit noch aktiven (unterseeischen) Vulkanen.

Radioaktivität auf der Osterinsel.

Während Messungen auf hoher See zwischen Chile und der Osterinsel schwankte die Radioaktivität a (3′), zwischen 1 und 6, während sie auf der Reede von Angaroa, an der Westküste der Osterinsel, auf a (3′) = 45 stieg, ein deut-

licher Beweis dafür, wie der kleine Landbrocken als Erzeuger von Emanationen in Frage kommt. In der Tat ergaben Messungen in der Nähe des Vulkans Rana Kao, 500 m vom Ufer entfernt und in 40 m Höhe über dem Meere, einen Wert der Radioaktivität (nach der Elster- und Geitelschen Drahtmethode) von a (3′) = 159 und a (30′) = 44.7; hierbei betrug der Gehalt an Elementen der Radiumreihe 77% und an denen der Toriumreihe 23%. In einer Lavahöhle wurde eine ausserordentlich starke Zerstreuung der Elektrizität festgestellt, so dass hier auf eine verstärkte Ansammlung radioaktiver Emanation geschlossen werden dürfte. Hingegen erwies sich das Zisternwasser, wie anzunehmen, als völlig frei von Emanationen; andererseits scheint es annehmbar, dass auch unterseeische Emanationen gebildet werden, und dass es nur der Wasserpanzer ist, der verhindert, dass dieser Teil der Emanationen in grösserem Masse an die Luft abgegeben wird. Auf jeden Fall ist es bemerkenswert, dass gerade im Osterinselgebiet, zwischen Sala y Gómez und dem Eiland, das Meereswasser Spuren radioaktiver Emanationen (O. 15 M. E.) aufwies.

Klima der Osterinsel.

(nach den Beobachtungsjahren 1911—12).

Luftdruck. — In den Monaten November bis Dezember ist das wahre Mittel des Luftdruckes um 0,2 mm, im Oktober und Februar bis April um 0,1 mm zu niedrig, während in den Wintermonaten der aus 24 Stunden berechnete Wert mit dem aus den 3 Terminen hergeleiteten zusammenfällt. Letzterer ist im Jahresmittel um 0,2 mm zu hoch.

Der mittlere Luftdruck ist ungefähr der gleiche (rund 761 mm) in den Monaten Mai und Juli bis Februar, das Maximum fällt mit etwas über 764 mm in den August, das Minimum mit 758½ mm in den März. Es sind also stark herausfallende Werte vorhanden, und ein jährlicher Gang ist aus dem Beobachtungsjahr nicht herzuleiten. Bei der Reduktion auf das Meeresniveau (+ 2,6 mm) hätten wir im Januar 764,0, im Juli 763,6 mm, im Jahre 763,5 mm. Letzteres Mittel entspricht also ziemlich genau der für die entsprechende Südbreite nach Ferrel berechneten Zahl. Nur ist umgekehrt wie bei den Ferrelschen Werten der Luftdruck des Wintermonats niedriger als der des Sommermonats. Allerdings hat der August (im Meeresniveau) 766,9 mm, ist somit um 3,3 mm höher als das Mittel des vorhergehenden, und um 3,7 mm als das des folgenden Monats. Das Minimum fällt in den Herbst, dem jährlichen ozeanen

Gang entsprechend. Von Jahr zu Jahr scheinen starke Schwankungen der mittleren Druckverhältnisse vorhanden zu sein. So betrug der mittlere Luftdruck (Schiffsbeobachtung), während der Dekade 15. bis 24. April 1911, 768,3 mm (Meeresniveau), im entsprechenden Zeitraum des folgenden Jahres 1912 war er 760,8 mm, also 7½ mm niedriger! Auch dies spricht für starke Luftverlagerungen innerhalb des Hochdruckgebietes, dem die Osterinsel angehört.

Für die Frage des Luftaustausches über dem südlichen Stillen Ozean und der ihn umgebenden Kontinente, und wahrscheinlich auch für die Witterung, besonders der Westküste Südamerikas, sind die Zustände des Luftdruckes über der Osterinsel auf jeden Fall von grösster Bedeutung ist.

So unregelmässig die jährliche Periode des Luftdruckes zu sein scheint, so gleichmässig ist seine tägliche, die eine fast reine Sinuswelle darstellt.

Es trat das erste Maximum ein: 5 Mal um 9a herum, 1 Mal zwischen 9a und 10a, und 1 Mal um 10a herum, ohne in diesen Eintrittszeiten einen bestimmten Gang zu zeigen; das zweite Maximum hingegen hatte eine Verspätung des Eintritts im Winter; dieser war 1 Mal etwa um 9p, 3 Mal zwischen 9p und 10p, 7 Mal um 10p herum und 1 Mal zwischen 10p und 11p. Auch die beiden Zeiten des Vor- und Nachmittagsminimums zeigen eine jährliche Periode. Ersteres zeigt im Sommer eine Verfrühung, im Winter eine Verspätung, letzteres umgekehrte Verhältnisse. Wir haben für das Vormittags-Minimum des Luftdruckes 3 Mal den Eintritt um rund 3a, 2 Mal zwischen 3 und 4a, 5 Mal um etwa 4a, 2 Mal von 4—5a, für das Nachmittags-Minimum 1 Mal 2—3p, 2 Mal um rund 3p, 2 Mal 3—4p, 5 Mal um 4p herum,

Abb. 6 a). Die Mannschaft des „Seeadlers" beim Weihnachtsfest mit den Eingeborenen der Osterinsel. (Vergl. Text Seite 39).

Abb. 6 b). Der chilenische Verwaltungsbeamte und Offiziere des „Seeadlers" am Fusse eines der riesigen Moais. (Vergl. Text Seite 227—241).

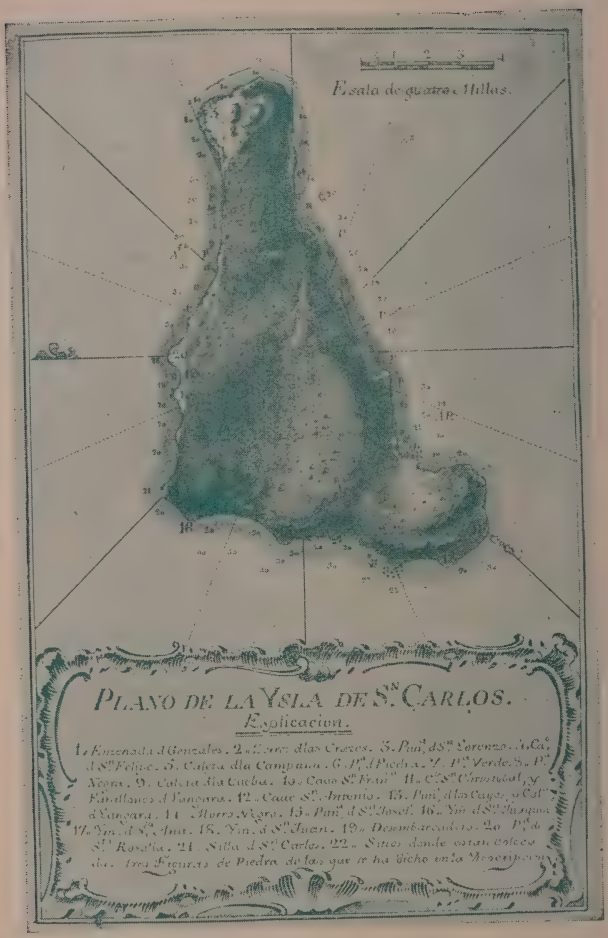


Abb 7. **Die erste karthographische Aufnahme der Osterinsel.**

Die Karte wurde wahrscheinlich von der spanischen Expedition, die unter dem Kommando des Don Felipe de Gonzales (Kriegsschiff San Lorenzo und Fregatte Santa Rosalia) im Jahre 1770 stattfand, aufgenommen. Sie ist, mit Wasserfarben koloriert, wiedergegeben in dem Schiffstagebuch des Admirals Moraleda. Auffallend ist für eine erstmalige Rekognoszierung die grosse Aehnlichkeit, mit den modernen Karten der Insel.

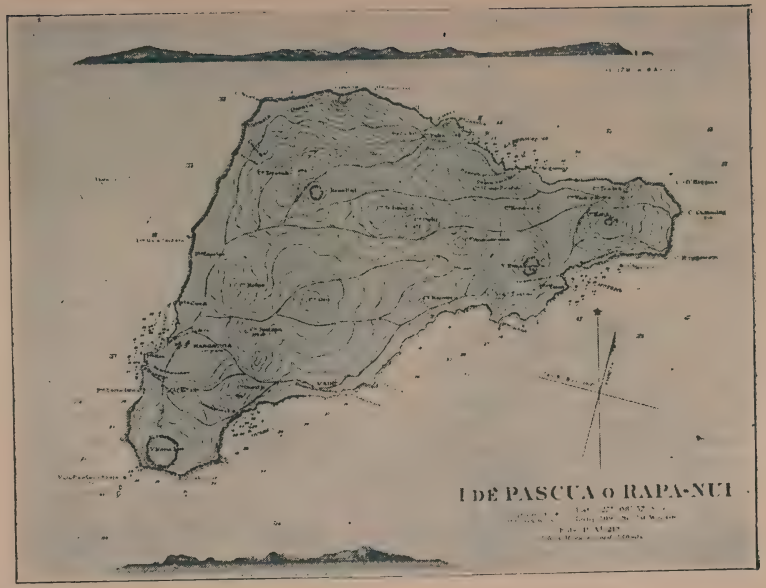


Abb. 8. **Moderne kartheographische Aufnahme der Osterinsel.**

Abb. 9. Blick auf die Bai von Angaroa, welche bei westlichen Winden einen gefährlichen Ankerplatz für jegliche Schiffe bildet.

1 Mal zwischen 4p—5p und 1 Mal um etwa 5p. Das Intervall zwischen den Minimis beträgt so mit im Mai und Juni 10½ Stunden, und 11½ Stunden im Dezember und Februar. Wir haben hier die übliche den Jahreszeiten eigentümliche Veränderung der Phase. In der Jahreskurve fallen die Maxima auf ungefähr 9a und zwischen 9p und 10p, die Minima zwischen 3a—4a, resp. 3p—4p.

Die Höhe der beiden Maxima ist in allen Monaten ungefähr gleich; das Vormittags-Maximum ist um ein Unbedeutendes höher (0.1—0.3 mm) im Juni, September, Dezember; eine stärkere Abweichung zeigt das Nachmittags-Maximum mit + 0.6 mm allein im November. Völlig gleich sind die beiden Maxima im Februar, März, Oktober und im Jahresgange des täglichen Luftdruckverlaufes. Das Vormittags-Minimum ist ganz unbedeutend tiefer (0.1) nur im Monat November, der also auch hierin eine Ausnahme bildet; das Nachmittags-Minimum ist wenig (0.1—0.3 mm) tiefer im Februar, April, Mai, Juli, August, um 0.4 mm im Juni. Absolut gleich sind beide Minima im Januar, März, September, Oktober, Dezember. Im Jahre ist das Nachmittags-Minimum nur um 0,1 mm tiefer als das vormittägige. Wir können allgemein sagen, dass sowohl in bezug auf Phase wie besonders auf Amplitude, die beiden halbtägigen Wellen des Druckes fast gleich sind; einen reinen Verlauf zeigt übrigens die Märzkurve, wo einerseits die Eintrittszeichen der vier Extreme genau 6 Stunden voneinander liegen als auch die beiden Maxima und Minima die absolut gleichen Werte zeigen. Der Einfluss der Jahreszeit ist auf die Unterschiede der Extreme von scheinbar geringer Bedeutung, ein Einfluss heiterer und trüber Tage (wie z. B. in Samoa) ist nicht vorhanden. Die täg-

liche (periodische) Schwankung in den einzelnen Monaten ist die folgende:

Sommer		*Winter*	
Januar	1.2 mm	April	1.3 mm
Februar	1.1 „	Mai	1.4 „
März	1.3 „	Juni	1.8 „
Oktober	1.3 „	Juli	1.5 „
November	1.6 „	August	1.4 „
Dezember	1.2 „	September	1.4 „
	1.3 mm		1.5 mm

Jahr: 1.4 mm

Im Sommer ist die Amplitude etwas geringer als im Winter; der Monat November fällt durch die relative Höhe seiner Schwankung stark heraus. Minimum und Maximum der mittleren Amplitude (Februar 1.1 und Juni 1.8) sind um 0.7 mm verschieden. Der gelegentlich bemerkte Einfluss der Niederschläge auf die Amplitude (in Tropengebieten) fehlt. Die absolute Monatsschwankung im Beobachtungsjahr ist folgende:

Sommer		*Winter*	
Januar	8.1 mm	April	7.9 mm
Februar	4.4 „	Mai	9.4 „
März	11.9 „	Juni	18,7 „
Oktober	9.4 „	Juli	17.0 „
November	11.6 „	August	9.2 „
Dezember	12.6 „	September	14.0 „
	9.7 mm		12.7 mm

Wir haben also eine grosse Unregelmässigkeit im Gange der monatlichen Amplitude, jedoch ist sie im Winter grösser als im Sommer; die maximale Aplitude fällt in den Winter (Juni), die minimale die

mehr als viermal geringer ist, in den Sommer (Febr.), die gleichen Monate der Extreme der täglichen Schwankung.

Während die tägliche Schwankung, ungefähr der Lage der Osterinsel entsprechend, recht klein ist, ist die monatliche sehr bedeutend, und die jährliche absolute (nur ein Jahr Beobachtung) beträgt 19.1 mm (771.5—752.4 mm im Meeresniveau). Hierbei ist zu bedenken, dass das Ostereiland sich inmitten des pazifischen Barometermaximums befindet! So finden wir z. B. für Funchal (Madeira) als Extreme der absoluten Veränderlichkeit 9.8 und 1.5 mm. Caldera (Chile), das auf derselben Breite wie die Osterinsel liegt, hatte z. B. im Jahre 1911 als Extreme Schwankungen von 9.8 und 4.7 mm; seine absolute Jahresschwankung betrug 13.6 mm. In Samoa (3 Beobachtungsjahre) betrug die absolute Schwankung 17,8 mm. Interessant ist ferner, dass sowohl die drei höchsten wie die niedrigsten monatlichen Barometerstände in das Winterhalbjahr fallen. Dies führt uns auf die uns auf die unperiodischen Veränderungen des Luftdruckes, das Vorbeiziehen von Depressionen, etc. Die barometrische Unruhe wird hiernach wohl im Winter bedeutender sein als im Sommer.

In den Sommermonaten zeigen in der Tat die Tageskurven ausnahmslos den der regelmässigen doppelten Welle, während diese im Winter gelegentlich zum Verschwinden kommen kann; es bleibt in solchen Fällen der Luftdruck während 24 Stunden völlig konstant, oder es fehlt öfters das zweite Maximum (ausnahmsweise das erste). Gelegentlich wird auch eine Welle durch eine wenige Stunden dauernde Konstanz des Druckes getrennt, um dann ihre Sinusform weiter fortzusetzen. Eigentliche Depressionen werden oft dadurch kenntlich, dass der normale

tägliche Gang erhalten bleibt. — Wie steht es nun mit den Begleiterscheinungen der Barometerminima, resp. der Barometermaxima? Es würde zu weit führen, diese Fragen hier datailliert zu behandeln. Untersuchen wir aber die Extreme jeden Monats, so finden wir kaum etwas Charakteristisches; die Minima treten auf mit Calmen, schwachen und starken (aber nie Beaufort 8 erreichenden) Winden, bei Passatströmungen und den anderen Windrichtungen. Es kann während des Vorbeizuges der Depression völlige Niederschlagsfreiheit herrschen, oder es fallen stärkere Niederschläge. Gewitter, böenartige Winde treten auch ohne das geringste Anzeichen in der Barographenkurve auf. Das stärkste beobachtete Gewitter fiel allerdings mit dem absoluten Minimum des Jahres zusammen, genauer einige Stunden danach. Es war begleitet von der einzigen, während des ganzen Jahres vorhandenen Barographen-Nase (2,2 mm Schwankung), die aber, wie dies nicht selten auch in Santiago bei Böen, etc., beobachtet wird und im Gegensatz zu Europa p o s i t i v war. Wie in Santiago, hat eine prognostische Bedeutung für den Eintritt stärkerer Niederschläge, eine mehrere Stunden andauernde Unruhe der Barographenlinie; diese zeigt dann gesägten Verlauf, bei Schwankungen, die nur wenige Zehntel mm (bis höchsten 1 mm) betragen. Wahrscheinlich handelt es sich um in kürzesten Zeiten aufeinanderfolgende Variationen des Luftdruckes, deren Ausschläge bei einem empfindlicheren Instrument als dem Barographen (z. B. einem Variometer) grössere Werte ergeben würden. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass starke Niederschläge oft bei ganz glattem Verlauf der Kurve vorhanden sind. Die Maxima des Luftdruckes fallen mit alleiniger Ausnahme des Aprils (N und NW) auf Winde mit östlicher Komponente, also auf den Passat.

Auch stärkere Niederschläge fehlen dann nicht, doch sind sie immerhin etwas geringer als zur Zeit des tiefsten monatlichen Druckes. — Im grossen und ganzen wird man wohl sagen dürfen, dass den unperiodischen Aenderungen des Luftdruckes wenig Bedeutung für das Wetter zukommt. Die Aenderungen von Tag zu Tag sind auch ziemlich klein, der grösste Wert (einmal beim Steigen und einmal beim Fallen) war 4.3 mm. Auch an diesen Tagen grösster Aenderung war im Gang der übrigen Elemente nichts Auffallendes zu bemerken.

Die Variationen des Luftdruckes über der Osterinsel ergeben sich zum grossen Teil aus grosszügigen Veränderungen im südpazifischen Hochdruckgebiet; es wird hier einmal das wechselnd starke Ab- und Zuströmen von Luftmassen innerhalb seines Gesamtareals, das natürlich von wechselnder Grösse sein wird, in Frage kommen; wahrscheinlich besteht auch, wie uns die Aenderung der Windrichtungen andeutet, ein zum Teil von der Jahreszeit unabhängiges unperiodisches Hin- und Herwandern sowohl in nord-südlicher wie auch west-östlicher Richtung. Es ist nicht zweifelhaft, dass ferner wirkliche barometrische Minima, die von West nach Ost (also schon im Gebiet der Westdrift), südlich des Hochdruckgebietes vorüberziehen, ihren Einfluss äussern. Dies ist vor allem im Winterhalbjahr der Fall, also dann, wenn wir das völlige oder teilweise auslöschen der doppelten Wellen und die beschriebene Barographenunruhe beobachten. Für südwärts passierende Minima sprechen auch die bei ersterer Erscheinung herrschenden oft lebhaften gelegentlich stürmischen nördlichen bis westlichen Winde. Dass die Depressionen des Südpacifik in relativ nördlichen Breiten ziehen, ist auch aus Chile bekannt. Die Regel ist dort, dass die Depression von Westen her in Mittelchile die Küste trifft,

um nordwärts zu wandern. Es beginnen dann die Niederschläge im Süden, sie bewegen sich im Sinne des Gradienten und erreichen Mittelchile, die Provinz Santiago jedoch schon relativ selten, um dann weiter nach Norden zu verschwinden. Es kommen aber auch, eben im Falle der seltenen ersterwähnten nördlicheren Depressionen, Situationen vor, in denen die Regelfälle in Mittel- oder Nord-Chile beginnen, um wiederum nordwärts zu ziehen; der Süden bleibt dann niederschlagsfrei.

Das Ostereiland erinnert hinsichtlich seiner Lage zu Südamerika etwas an die für die Wetterprognose Europas so wichtigen Azoren, mit ihrer Lage inmitten des nordatlantischen Maximums.

Niederschläge. Wir haben bereits gesehen in welch geringer Beziehung die Niederschläge zu den Luftdruckverhältnissen stehen. Es sei hier noch erwähnt, dass die grösseren Regenmengen (10 mm und darüber im Intervall zweier Beobachtungen) in 59% aller Fälle bei gleichbleibenden (Aenderung bis 1 mm) Barometerstande fielen, 35% bei fallendem, 6% bei steigendem Druck. Es ergibt sich hiermit also ein Mehr zu Gunsten der Niederschläge bei sinkendem Quecksilber, während in Santiago z. B. eher umgekehrte Verhältnisse herrschen.

Auch vom Winde sind die Regenmengen ziemlich unabhängig, und es sei hervorgehoben, dass die Passate durchaus nicht etwa besonders regenarm sind. Zwar sind die eigentlichen Passatmonate, d. h. der Sommer (Dez. Febr.) Monate, mit ziemlich geringen Niederschlägen aber andererseits ist der Monat August, in dem der Passat relativ selten ist, gleichfalls nicht durch starken Regenfall ausgezeichnet, und wiederum ist der März mit dem Maximum der Regensumme noch ein Monat mit überwiegenden östlichen Winden.

Auch die grösste Tagessumme des Jahres 1911 (Tagesniederschläge mit über 50 mm) mit am 22. III. 7a; 75 mm, fällt bei starkem Passat: 7a: E 5; 2 p: ENE 4, 9p: E 5, bei übrigens gleichbleibenden Luftdruck. Anderseits fehlen wieder bei nördlichen bis westlichen Winden sehr reichliche Niederschläge nicht. Die Tagessummen können sehr hohe sein: so fiel im Jahre 1919 am 25. I. ein Niederschlag von 160 mm und im gleichen Jahre wurden am 7. VI. 167.7 mm in 24 Stunden erreicht. Auch der Jahresverlauf des Niederschlages ist scheinbar ein recht unregelmässiger.

Im Sommerhalbjahr 1911/12 fielen 564.0 mm, im Winter 707.7 mm
„ „ „ 1913 „ 746.9 „ „ „ 818.2 „
„ „ „ 1919 „ 595.2 „ „ „ 736.6 „.

Danach erscheint es, als ob die Winterregen etwas stärker ausgebildet sind als die sommerlichen Niederschläge.

Diese Unregelmässigkeit gilt auch für die örtliche Verteilung. Die Regenstation Maunga Terevaca (in 330 m über Mataveri und im Nordosten dieser Station gelegen) hat fast 1 m Niederschlag mehr als Hauptstation. Zwar existiert in bezug auf die Maxima und Minima Parallelismus im jährlichen Gange an beiden Punkten, während aber im März das Verhältnis der Niederschlagssummen „Maunga Terevaca“ zu „Mataveri“ gleich 1 : 1 ist, haben wir im Mai einen Quotienten von 3 : 5. Das Hauptmaximum im Beobachtungsjahr fällt in der Regenstation auf den Juni, in Mataveri auf den März. Zu Mataveri und an der Nebenstation Rana-Kao haben wir ungefähr die gleiche Jahressumme, also trotz einer Höhendifferenz von 300 m keine Zunahme der Niederschläge mit der Höhe (eher sogar eine kleine Abnahme). Die Quotienten zwischen beiden Stationen variieren hier allerdings nicht sehr stark;

es sei aber bemerkt, dass in 5 Monaten der Niederschlag an der höheren, in 7 an der unteren absolut höher war. Bei der geringen Anzahl der Stationen ist anzunehmen, dass Maunga Terevaca noch keineswegs den grössten Niederschlag der Insel aufweist. Wir dürften den entsprechenden Punkt wohl im Westen der Insel zu suchen haben. Schon dass eine Beobachtungsjahr deutet uns an, dass langjährige Niederschlagsreihen notwendig wären, um etwa die Mengen neu hinzutretender Stationen auf eine Station mit langjährigen Summen zu reduzieren, da der Charakter der Regenfälle mit seiner Sprunghaftigkeit grosse Aenderungen lokal wie der Jahreszeit nach bedingt. Ueberdies sind die jährlichen Niederschläge recht wechselnde :

1901:	1210 mm	1904:	1016 mm	1911/12:	1268 mm
1902:	1118 „	1905:	2134 „	1913:	1565 „
1903:	711 „	1906:	724 „	1919:	1332 „

Als Gesamtniederschlag erhält man aus dem 9jährigen Mittel für die Station Mataveri 1231 mm, der noch etwas zu niedrig sein dürfte. Schenkt man den Eingeborenen Glauben, die das Beobachtungsjahr 1911/12 als ein recht niederschlagsarmes bezeichnen, so wäre die Periode 1901—1906, mit Ausnahme von 1905, als eine Trockenperiode anzusehen.

Bei der nur einjährigen Beobachtungszeit ist über den täglichen Gang der Niederschläge nichts auszusagen. Es scheint, als ob um Tagesmitte (bald in den Stunden vorher, bald nachher) der Regenfall weniger stark als zu den übrigen Tageszeiten ist. Sonst haben wir auch hier grosse Wechsel: im März fallen von 9a — 10a 1.7 mm, von 10a — 11a 39.7 mm.

In allen diesen Verhältnissen spiegelt sich der Charakter der Niederschläge auf der Osterinsel wie-

der, die in weitaus der Mehrzahl der Fälle als schwächste bis stärkste Regenschauer fallen, in gelegentlichem Wechsel mit Regenriesel (garua): letzterer ist aber seiner Natur nach von sehr geringem Einfluss auf die Menge, da er zumeist unmessbare Quantitäten liefert. Andere Arten fallender Niederschläge wurden nicht beobachtet, doch ist Hagel als sehr seltenes Phänomen den Eingeborenen bekannt.

Langstündige Regenfälle, ohne jede Unterbrechung, fehlen nicht; so haben wir am 20. Juni einen $12^1/_2$-stündigen Niederschlag, dem mit kaum 2 Stunden Unterbrechung ein Regen von $14^1/_2$ Stunden folgt (am 21.). Auch im Juli haben wir je einen 10—11-stündigen, im September zwei 10-stündige, im Oktober einen 12-stündigen Regen. — Vom 20. bis 22. Juni haben wir, unter Einrechnung unmessbarer Niederschläge und abgesehen von kleinen Unterbrechungen, 17 aufeinanderfolgende Stunden mit Regen; vom 17. bis 19. September sogar 41 Stunden. Die längste völlig niederschlagslose Periode im Beobachtungsjahr bilden 8 Tage (je einmal im Oktober und Dezember).

Pro Stunde fallen keine sehr intensiven Mengen; wir finden nur zwei Stundenmengen von $\geqq 15$ mm im ganzen Jahr, nämlich im März zwei mit 19.5 mm. Nicht sehr selten sind aber Platzregen von kurzer und kürzester Dauer, die einen sehr starken Niederschlag ergeben. So finden wir 7.7 mm in 7 min. 4 mm in 2 min. 1.2, 2.4, 3.2, und 6.4 mm (gefallen am 11. IV.) in 1 min. und einen Niederschlag (1. IV.) von 3.9 mm, der in weniger als $^1/_2$ min. fiel. Es handelt sich hier also um ausserordentlich starke und kurze Güsse, die plötzlich beginnen und ebenso plötzlich enden.

Unter den anderen Hydrometeoren ist

vor allem der Tau wichtig, der fast regelmässig und meist sehr kräftig an den niederschlagsfreien Tagen auftritt; er beginnt meist am Abend und hält dann bis zur Morgenbeobachtung an; die Ursache für die Taubildung ist die mit der Bewölkungsabnahme verbundene, für ozeane Verhältnisse sehr starke nächtliche Ausstrahlung. Der Nebel ist recht selten, und auf das Winterhalbjahr beschränkt. Nässender Nebel (Nebelreissen) kam nicht zur Beobachtung. Der Dunst, der im eigentlichen Winter völlig fehlt, ist in den Sommermonaten eine fast tägliche Erscheinung, die vorzüglich am frühen Nachmittag auftritt, aber auch beim Morgentermin nicht selten notiert wird. Zur Dunstbildung und Trübung der Atmosphäre tragen wahrscheinlich staubförmige vulkanische (klasmatische) Produkte bei, welche durch die sich an manchen Stellen der Insel bildenden Sandhosen emporgerissen werden.

Wie es bei den häufigen Regenschauern und dem dabei reichlichen Sonnenschein nicht anders zu erwarten ist, gelangen Regenbögen sehr zahlreich zur Beobachtung, und charakterisieren so in gewissem Sinne das auf der Insel herrschende Wetter.

Gewitter. Gewitter wurden in dem betreffenden Jahr zweimal beobachtet, Wetterleuchten viermal (einmal am gleichen Tage wie eines der beiden Gewitter), so dass wir fünf Tage mit Gewittererscheinungen haben; ausserdem wurde viermal Donner gehört (zweimal an einem Tage, je einmal ein Tag vor und nach einem Wetterleuchten). Es würden also noch 3 Tage mit Gewittermanifestationen hinzuzuzählen sein; diese scheinen Neigung zu haben zeitlich gruppenförmig aufzutreten. Die aufgeführten 10 Fälle fanden sechsmal bei gleichbleibendem Barometerstande, dreimal bei steigendem und einmal bei fallendem statt. Für irgend eine Wind-

richtung und — Stärke ergibt sich kaum eine Bevorzugung. Im Gegensatz zu den Behauptungen einiger Reisenden ist die Insel jedenfalls nicht absolut gewitterlos. Das eine der Gewitter (im Juni) machte durch seine Heftigkeit den Eindruck eines echten Tropengewitters, und die Wetterleuchten zeichneten sich fast alle durch „unzählbare" Blitze aus. Auch stille Entladungen kommen allerdings selten vor; in den Aufzeichnungen findet sich nur eine einmalige angeführt, doch wurde vor Beginn derselben im April 1911 an einem Spätnachmittage eine Reihe zenithaler Aufleuchtungserscheinungen an Wolkenoberflächen wahrgenommen.

Verdunstung. Die von dem registrierenden Verdunstungsapparat (verdunstendes Löschpapier!) erhaltenen Werte sind rund 50% ($\pm$ 10%) höher als die mit der Verdunstungswage gewonnenen bei gleicher Aufstellung im Schatten einer meteorologischen Hütte. Ein jährlicher Gang ist kaum vorhanden. April, Juni, September, November haben eine geringere Verdunstung (rund 70—75 mm), die übrigen Monate eine stärkere (80—85 mm); der Februar hat eine 100 mm übersteigende Verdunstung. Letzterem Monat entspricht das Maximum der Temperatur und das Minimum der Bewölkung, auch die Niederschläge sind sehr geringe. Im übrigen scheinen Minimis der relativen Feuchtigkeit Maxima der Verdunstung zu entsprechen, wenn auch eine ausgesprochene Reziprozität fehlt.

Bewölkung. Das Mittel der Bewölkung (im Jahre) aus 8 zwischen 6a und 9p liegenden Beobachtungen ist 6.6 das aus 3 (7a + 2p + 9p) Beobachtungen 6.2. Letzteres ist das richtigere, und wahrscheinlich auch noch zu hohe, da die Tagesstunden eine weit grössere Bedeckung zeigen, als die Nachstunden. Nachts etwa von 10p ab, tritt nicht

selten völliges Aufklären ein. Dies zeigt schon das Jahresmittel der 9p-Beobachtung, das um fast 2 Teile (der 10-teiligen Skala geringer ist als z. B. das 2p-Mittel. Schon kurz vor Sonnenaufgang nimmt die Bewölkung aber rasch zu; von 7a bis 4p ist die Bewölkung (in den Monatsmitteln) ziemlich konstant. Wir können den Himmelzustand während der Tagesstunden als „bewölkt" bezeichnen. Im Winterhalbjahr haben wir 6.7, im Sommer 5.7 mittlere Bewölkung. Im Februar ist der Himmel knapp halb, im Juni fast dreiviertel bedeckt. Die geringste Tagesbeckung (Mittel der 8 Beobachtungen) ist 0.9, einen völlig bedeckten Himmel (10.) haben wir nur an zwei unter 365 Tagen.

Die Bewölkungsklassen sind sehr zahlreich, selten dass nur eine Art den Himmel beherrscht; cu (fr-cu) fehlen kaum zu irgend einem Beobachtungstermin; sie sind nicht nur am Tage vorhanden, sondern und fast ausnahmslos schon um 6a und noch um 9p, Terminen an denen selbst die für aufsteigende Luftströme typischen cu-ca nicht so selten vorkommen, während diese Wolken sonst (z. B. in Santiago de Chile) nur in den hohen Tagesstunden bei starkem Sonnenschein erscheinen, während sie in Europa die Vorläufer der Wärmegewitter bilden. Eine grosse Rolle als Ursprung der Niederschläge spielen die cu-ni, während die ni etwas zurücktreten; str und str-cu sond ebenso wie die a-str relativ seltene Typen, hingegen sind die sehr hohen Wolken (ci-str und ci-cu) wiederum häufige Erscheinungen.

Sonnenschein. Die Varietät der Wolken zusammen mit dem reichlichen Sonnenschein ist wohl die Veranlassung, dass der Himmelszustand trotz seiner am Tage ziemlich starken Bedeckung psychisch eigentlich nicht niederdrückend wirkt. Die wahre mögliche Sonnenscheindauer beträgt 3770

Stunden, und der mögliche Sonnenschein 65%; für den Monat Februar würden wir 86% erhalten. — Auf jeden Fall haben wir auf der Osterinsel einen überaus reichlichen Sonnenschein, der in Widerspruch mit der relativ starken Bewölkung und mit den so zahlreichen Regenschauern steht. Zur Illustrierung sei ein Vergleich mit Rom angeführt:

Jahr

	Sonnenscheindauer	Bewölkung	Tage mit messbarem Niederschlag
Rom	56% (2394.0/h)	4.1	97
Osterinsel	54% (2443.4/h)	6.6	209

Die sehr oft vorkommende Beziehung, dass 100-Dauer-Sonnenschein recht gut den mittleren Bewölkungsgrad in % gibt, gilt für die Osterinsel nicht. Es resultiert eine viel zu geringe Bewölkung, die man wohl von vornherein erwarten möchte, die aber den Tatsachen nicht entspricht.

Im grossen und ganzen verhalten sich Sonnenschein und Bewölkung während des Jahresverlaufs, umgekehrt reziprok. Es müsste aber, auf Osterinselverhältnisse bezogen, die Bewölkung im Verhältnis zur Sonnenscheindauer im Winter etwas niedriger, im Sommer höher sein. Besonders im Juni ist das Maximum der Bewölkung bedeutend zu hoch im Verhältnis zum Minimum des Sonnenscheins; im Oktober haben wir umgekehrt zu viel Sonnenschein bei der vorhandenen Bewölkung. Bemerkt sei, dass der Sonnenschein nicht etwa bei gleichzeitiger Bewölkung zur Wirkung kam, also nur schwach auf die Streifen einwirkte. Wir haben im Januar in 93% die Intensität 2 (Papier völlig durchgebrannt), in 5% Intensität 1 (Papier stark gebräunt). Im Wintermonat Juni haben wir entsprechend 87%, 12% und 1%.

Die Intensität der Sonnenstrahlung ist demnach fast andauernd eine sehr starke.

Winde. Die Windmessung auf einem Hügel (30 m über Mataveri) ergab mittlere monatliche Geschwindigkeiten, die 2—3 mal höher waren als die an der eigentlichen Station Mataveri; doch war auch auf dem Hügel, durch den südlich davorgelagerten Rana Kao bedingt, d. h. durch Abschwächung der Winde aus den Südquadranten, die Windstärke eine zu geringe. Auf dem Hügel herrscht im Jahresmittel eine Luftbewegung von 17.8 km pro Stunde, unten von 7.3 km. Auf Beaufort bezogen haben wir unten in allen Monaten Windstärke, nur im Juli Windstärke 2, in 30 m darüber Windstärke 2 im Januar, April, Oktober, in den übrigen Monaten 3 B.

Die grössten Windwege an einem Tage erreichen unten (11. V.) 478.7 km (= 19.9 km/1 h), oben (16. VI.) 1182.3 km (= 49.3 km/1 h); dieser Wert entspricht also einer Windstärke 7—8 der Beaufortskala oder einer Luftbewegung, die (im Mittel der 24 Stunden) fast Sturmesstärke erreicht; derartige andauernde Windstärken sind grosse Ausnahmen, da nur zwei weitere Windwege im Jahre von über 1000 km in 24 h vorkommen; jedoch scheint in den grösseren Höhen (300 m) auf freien Kuppen stürmischer, mitunter sogar sehr stürmischer Wind recht häufig zu sein. Die grossen Windstärken scheinen zu keiner Windrichtung in bestimmter Beziehung zu stehen. Auch die Minima der Luftbewegung sind an keine bestimmte Richtung gebunden.

Die Zahl der Calmen ist vielleicht eine überraschend geringe in dem Südpazifischen Hochdruckgebiet; unter den 3 mal täglichen Beobachtungen in Mataveri nach Beaufort haben wir nur etwa 9% mit Windstillen; dasselbe Verhältnis erge-

ben ungefähr die Anemometerwerte mit 10 m pro 1 Minute. Hierbei darf nicht vergessen werden, dass in Mataveri sicherlich die Anzahl der Windstillen viel zu gross ausgefallen ist, da es im Schutze eines Haines liegt. In den Monaten März, April, Juni und September war die Zahl der Calmen (Schätzung nach Beaufort) eine fast verschwindende, im Oktober mit rund 17% am grössten.

Der tägliche Gang ist wohl der folgende: nach Sonnenuntergang Einschlafen der Luftbewegung, bis zur Windstille, Einsetzen der Brise nach Sonnenaufgang, Anschwellen derselben am Vormittage und etwas langsamer Abfall am Nachmittag. Auf dem freier gelegenen „Hügel" wo wenigstens Bestimmungen der Windrichtung und Calmen um 7a und 2 p vorliegen, ergibt sich folgendes Bild: um 7a haben wir 7—8%, um 2p nur 1% Windstillen. — Es handelt sich bei dem täglichen Gang der Luftbewegung zweifellos um eine infolge der Erwärmung des Landes einsetzende Seebrise, wie es die Betrachtung der Windrichtung auf dem Hügel um 7a ergibt; es erfahren nämlich eine Zunahme besonders Windströmungen aus N, ferner aus NW, W und SW, keine Aenderung die aus S und SE und eine Verminderung die aus E und auch NE, d. h.: eine Zunahme erfahren die von See herwehenden Winde, keine Vermehrung die aus den Richtungen wehen, in welcher sich der Mataveri schützende Vulkan Rana Kao erhebt, eine Verminderung die Landrichtungen; nachts tritt das umgekehrte Verhältnis ein, also eine sehr schwache Strömung von der Insel aufs Meer; diese ist viel schwächer, da die Verstärkung der Luftbewegung am Tage vor allem auf Kosten der nächtlichen Windstillen erfolgt.

Die Windrichtungen in Gruppen zusammengefasst ergeben folgendes Verhältnis:

	Nördliche Winde (NW-NE)	Oestliche Winde (Passat) (ENE-SSE)	Südliche und Westliche Winde (S-WNW)
Februar	30%	70%	0%
Januar bis März (Sommer)	30%	59%	11%
Juni bis August (Winter)	41%	30%	29%
Jahr	32%	46%	22%

Wir haben hier im grossen und ganzen ähnliche aber zeitlich entgegengesetzte Windverhältnisse wie in Samoa. Die mittlere jährliche Komponente liegt für Mataveri bei N 78° E, also bei einem ostnordöstlichen Winde; man dürfte aber nicht fehlgeben, für die Osterinsel in ungeschützter Lage, eine rein östliche oder sogar ostsüdöstliche Richtung als die vorherrschende anzunehmen, da gerade die Luftströmungen aus dem Südquadranten durch den vorgelagerten Rana-Kao an der Hauptstation nicht voll zur Geltung kamen.

Die Osterinsel liegt demnach in der Passatregion, überwiegend im Sommer, besonders im Februar, weniger im Winter, in dem nördliche Winde vorherrschen, einmal infolge der am Südrande des Hochdruckgebiet gegen Osten ziehenden Depressionen und ferner wahrscheinlich infolge grösserer Beweglichkeit des südpazifischen barometrischen Maximums um diese Zeit; so sind denn im Winter Winde aus Süden und Westen ebenso zahlreich wie die Passatströmungen. Ein sehr ausgesprochener jährlicher Gang für die Aenderung der Windrichtung scheint nicht vorhanden zu sein.

Temperatur. Die Mitteltemperatur des

Jahres entspricht genau der, die man aus dem Isothermenverlauf in Berghaus Phys. Atlas entnehmen kann. Die 20° — Isotherme berührt die Osterinsel an ihrer Südspitze. Es sei im voraus bemerkt, dass dis Januarisotherme (des Atlas) gleichfalls den richtigen Wert zu bestimmen gestattet, die Julitemperatur würde aber (nach Berghaus) zu niedrig ausfallen.

Im Beobachtungsjahr war der wärmste Monat der Februar; der kühlste der Oktober; sie weichen um 5.9° (23.8° — 17.9°) von einander ab. Entsprechend hatte das höchste mittlere Maximum der Februar; das tiefste Minimum der Oktober; Differenz (28.3° — 14.1° =) 14.2°. Auch das absolute Maximum fällt in den Februar, das absolute Minimum (nur um 0/1° höher als das des Oktobers) in den Juli. Die absolute Jahresschwankung betrug demnach (31.0° — 10.6° =) 20.4°. Der jährliche Gang ist hiernach ein sehr auffallender, die Extreme treten entsprechend dem ozeanen Typus, mit Verspätung ein; das Maximum verspätet sich um $1^1/_2$ Monate, das Minimum (wenigstens in dem Beobachtungsjahr) aber um 3 Monate! Der Monat mit der höchsten Mitteltemperatur hat zwar die stärkste Insolation, die geringste Bewölkung und sehr schwache Niederschläge, doch gelten für den Oktober keine reziprolen Verhältnisse. — Auf der Südseeinsel Rapa Oparo, die auf ungefähr gleicher Breite wie die Osterinsel, wenn auch 35° westlicher liegt (27° 36′S, 144° 11′W) haben wir z. B. gleichfalls eine starke Verspätung der Extreme; höchste Mitteltemperatur 23.2° im März, tiefste 17.8° im September. Ueberhaupt hat Rapa Oparo, übrigens die Insel, von der nach der Ueberlieferung die heutigen Bewohner der Osterinsel (pol. Rapa Nui) vor

mehreren Jahrhunderten auswanderten, ein der Osterinsel analoges Klima: ähnliche Luftdruck- und Windverhältnisse, starke in den einzelnen Monaten wechselnde Niederschläge, eine reichliche Bewölkung und fast das gleiche Jahresmittel der Temperatur, 20.6°; auch die Schwankung mit 5.2° ist wenig höher als die auf der Osterinsel.

Auf der Nordhalbkugel zeigt Orotava auf der Kanareninsel Teneriffa etwa ähnliche Temperaturverhältnisse wie das Ostereiland, doch sind im Gegensatz zu Mataveri die Niederschläge sehr geringe.

Den gleichen Gang, bei einer 1.9° niederen Temperatur im Jahresmittel, zeigt die 290 m über Mataveri gelegene Höhenstation Rana Kao; die jährliche Schwankung war, da die Mittel der extremen Monate von Rana Kao gleich weit unter denen Mataveris lagen, an den beiden Orten die gleiche: 5.8°.

Die Temperaturänderung pro 100 m ist 0.45° im Juli, erreicht aber in 3 Monaten 0.79°. Sie hat keinen jährlichen Gang, 0.49° im Mittel von April-Juni, und 0,77° von August bis Februar. Der März zeigt mit 0,66° die Abnahme im Jahresmittel, die gleiche wie sie auf der ausgesprochen tropischen Insel Samoa die 600 m über dem Meere gelegene Station Afiamalu zeigt.

Im Jahre haben wir nachts von 9p-8a eine Temperaturänderung pro 100 m von 0.4-0.5°, in den Früh- und Abendstunden von 0.6-0.7° (9a-10a, 6p-8p), am Tage von 0.8—0.9° (11a-5p), und von fast 1° als Maximum um 2p. Im Februar schwank die Abnahme zwischen 0.5° (nachts) und 1.2° (2p), im Juli zwischen 0.2° (Sonnenaufgang) und 0.8° (2p.

Im täglichen Gang der Temperatur tritt

das Max. im Mai und Juli um 1p auf, in den übrigen Monaten und im Jahre um 2p; das Min. ist kaum zu präcisieren, da der nächtliche Verlauf ein ausserordentlich gleichmässiger ist, und von 9p bis Sonnenaufgang nur um wenige Zehntel variiert; es tritt entsprechend dem Sonnenstande, der Anstieg der Temperatur im Sommer früher, im Winter später (um rund 2 Stunden) ein. Im täglichen Verlauf des Jahres liegt die Minimaltemperatur zwischen 2a und 5a. Die schnellste Zunahme der Temperatur erfolgt (Jahresmittel) zwischen 8a-9a, die schnellste Abnahme zwischen 5p-6p; sie beträgt in beiden Fällen 0.9°. Vormittags und Nachmittagsast der Temperaturkurve zeigen im grossen und ganzen wenig verschiedenen Verlauf. Die tägliche (periodische) Schwankung ist am grössten (8.9°), im Februar, dem Monat der kleinsten Bewölkung und dem Max. der proz. Dauer des Sonnenscheins, am kleinsten im April (5.9°); sie beträgt im Mittel des Sommers 7.5°, dem des Winters 6.5° und im Jahre 7.0°.

Die absolute Amplitude im Beobachtungsjahr betrug (31.0° — 10.6° =) 20.4°. Im Winter und Sommer haben wir ungefähr die gleiche monatliche Schwankung zwischen rund 11° und 13°, nur der Mai hat einen etwas höheren Wert. Im ganzen Jahr wurde nur einmal (im Februar) die Schattentemperatur 30° überschritten; alle Temperaturen in der Hütte lagen ausnahmslos über 10°, eine Feststellung, welche das Inselklima vielleicht besonders beleuchtet. Auch in bezug auf tägliche, monatliche und Jahresschwankung hat die Osterinsel eine sehr grosse Aehnlichkeit mit Orotava auf der Insel Tenerifa. Auf Rapa Oparo hingegen ist die mittlere Tagesschwankung geringer, auf Samoa ungefähr die gleiche wie in Mataveri. Es sei noch angeführt, dass die grösste Tagesschwan-

kung auf der Osterinsel 13.0° (6. IV.), die kleinste 2.2° (17. IV.) betrug; die höchste Mitteltemperatur (Mataveri) eines Tages war 24° (12. II. und 5. III.), die niedrigste 14.7° (22. VI.): Differenz 9.9°.

Die kurze Beschreibung der Temperaturverhältnisse der Osterinsel würde unvollständig bleiben ohne Betrachtung der Temperaturen im Freien als ungefähre Angaben der Ein- und Ausstrahlung. Es sei besonders erwähnt, dass die Registrierstreifen des Sonnenscheinautographen ganz überwiegend durchgebrannt waren, ein Zeichen starker Insolation. Die Maxima des Schwarzkugelthermometers bestätigen dies.

Es ist ein ausgeprägter jährlicher Gang der mittleren monatlichen Schwarzkugelmaxima vorhanden. Februar ist, wie der wärmste, mit 57.7° mittlerem Schwarzkugelmaximum auch der strahlungsstärkste Monat; die geringste Zustrahlung, Mittel 43.5°, findet im Juli statt. Es sind dies ausserordentlich hohe Werte für das Thermometer in der Sonne, die im Jahresmittel fast 52° (mittl. Max.) erreichen; das absolute Max. des Jahres stieg auf fast 64°; es lag in drei Monaten über 60° und in keinem unter 51°. In dem trockenen, zwar etwas südlicheren, aber über 500 m hoch gelegenen Santiago, dessen heiteres, im Sommer besonders trockenes Klima berühmt ist, beträgt (1911) das mittlere höchste und niedrigste Schwarzkugelmaximum 53.9° (Dezember) resp. 29.5° (August); das absolute Maximum erreicht nur 57°; Ursache dieser relativ geringen Insolation ist vielleicht der in der chilenischen Hauptstadt fast täglich, besonders aber im Sommer, vorhandene Stadtdunst. Für das Osterinselklima ist jedenfalls die hohe Temperatur in der Sonne, welche im Jahresmittel um fast 28° höher als die Schattentemperatur ist, neben der grossen Anzahl Stunden Sonnenschein und im Ge-

gensatz zu der starken Bewölkung und den zahlreichen Regentagen, höchst charakteristisch. Hingegen ist die Ausstrahlung, wohl unter dem Einfluss der nächtlich höheren relativen Feuchtigkeit und der früh einsetzenden starken Taubildung nicht sehr gross. Die mittlere jährliche Minimaltemperatur im Freien ist aber immerhin um fast (16.9° — 12.0° =) 4.9° tiefer als die entsprechende der Hütte. Im Oktober und April = Mittel sank sie auf Werte wenig unter 10°. Die absoluten Minima deuten an, dass es, besonders bei den auf der Osterinsel im Mittel herrschenden Temperaturzuständen, gelegentlich intensiv kühl werden kann. Im April und Oktober sank das Thermometer im Freien auf fast 5°, während (an den gleichen Tagen) die absoluten Minima der Hütte um $5^1/_2$° resp. 9° höher waren.

Unter diesen Verhältnissen ist es nicht wunderbar, dass der Reisende, welcher die Insel durchstreift, im Freien ganz ausserordentlich hohen Temperaturdifferenzen ausgesetzt ist, Differenzen, die um so überraschender sind, als die Unterschiede im Schatten durchaus solche sind, wie sie den absolut ozeanischen Verhältnissen entsprechen. Im Mittel ist die Schwankung: Max. in der Sonne — Min. im Freien, gegenüber der Amplitude der Hüttenextreme, um 5.6 im April sogar 7 mal grösser als letztere; an 3 Tagen, je einmal in den 3 Sommermonaten, überschritt sie 50°!; Die Extremthermometer am Boden zeigen unter dem Schutze des Grases etwas abgeschwächte Verhältnisse.

Zum Schlusse der Temperaturbetrachtung seien noch kurz die Bodentemperaturen berührt. Am Erdboden (0 cm) haben wir die höchste Temperatur, wie in der Luft, im Februar, die niedrigste im Juli, d. h. einen Monat verspätet gegen die Insolation,

aber 2 Monate verfrüht gegen die Lufttemperatur. Die Temperatur an der Erdoberfläche liegt in 7 Monaten (Sommer) über der Lufttemperatur (im Dezember um 5.3°), in 4 Monaten darunter (im April um 1.6°); im Mai waren die beiden Temperaturen gleich. Im Jahre (Mittel aus 3 Ablesungen) ist die Temperatur am Boden 2.3° höher als die der Hütte; in 5 und 10 cm um 3°. Der Jährliche Gang in allen 3 Tiefen nimmt den gleichen Verlauf; der in 5 und 10 cm ist ein fast identischer. Im Jahresmittel haben wir um 7a und 9p in 0 cm die niedrigste, in 10 cm die höchste (21.5° — 18.7° = 2.8; resp. 23.7° — 18.2° = 5·5° Differenz) Temperatur, um 2p in 0 cm die höchste, in 10 cm die niedrigsten Werte (34.0° — 23.8° = 10.2° Differenz).

Luftfeuchtigkeit. Ein jährlicher Gang der relativen Feuchtigkeit in dem Beobachtungsjahr ist nicht festzustellen; sie schwankt aber in den Monatsmitteln nur um 7% (80% im Juni und Juli — 73% im Oktober, dem Monat der geringsten Temperatur). Die Feuchtigkeitsverhältnisse dürften wiederum denen auf Orotava (Canaren) ziemlich ähnlich sein. Im Mittel ist die Atmosphäre also feucht, ohne jedoch mit Feuchtigkeit überladen zu sein; hierzu trägt wohl der Umstand bei, dass das Wasser auf der Insel sofort in dem vulkanischen Gestein versickert, mit Ausnahme weniger in den Kratern befindlicher Lagunen. Im Gebiete dieser Krater herrschen wahrscheinlich etwas andere klimatische Bedingungen als auf der übrigen Insel. Vielleicht gerade infolge seiner stärkeren Verdunstungsmöglichkeit und einer infolge dessen höheren rel. Feuchtigkeit ist die Vegetation an diesen Stellen bei absolutem Windschutz, besonders im Rana Kao, eine überraschend üppige; sogar an den inneren Steilabhängen ist sie stellenweise reichlich

vertreten; abgesehen davon dürfte im Bereich des Wassers bei weniger tiefen Minima der Temperaturgang ein etwas gemässigterer sein. Die mittleren monatlichen Maxima sind im ganzen Jahre (84%) sehr gleichmässige; sie betragen in 8 Monaten 84%, in je einem Monat 80 (Oktober), 82, 83 und 86% (Juni); die mittleren Minima schwanken etwas stärker in den einzelnen Monaten und liegen höher im Winter als im Sommer. Mittleres Minimum: Februar 60, Juni 73%, Jahr 67%.

Die absoluten Maxima der relativen Feuchtigkeit — es handelt sich hier wie oben um die höchsten Stundenwerte — liegen alle über 90% (niedrigste mit 94% im Dezember); 100% werden nur im Mai und August erreicht, und zwar 5 resp. 2 mal. Es ist hier die gleiche Tatsache zu beobachten, wie bei Messungen zwischen Chile und der Osterinsel und auch sonst gelegentlich, dass Niederschläge (und Nebel) bei relativen Feuchtigkeiten unter 100% auf der Osterinsel in fast allen Fällen wahrgenommen werden. Die absoluten Minima liegen mit Ausnahme des Aprils (50%) sämtlich unter 50%; das tiefste Minimum des Jahres fällt in den Wintermonat Juli. Man sieht, dass die rel. Feuchtigkeit auf der kleinen rein ozeanen Insel recht verschiedene Werte erreichen kann.

Der tägliche Gang der relativen Feuchtigkeit ist ein einfacher und das abgeschwächte Spiegelbild des Temperaturverlaufes. Nachts haben wir, wie bei der Lufttemperatur, eine ausserordentlich konstante Feuchtigkeit (um 80% herum und wenige Prozent darüber), und das Max. wird in der zweiten Hälfte der Nacht erreicht; es ist auf keine bestimmte Stunde zu präzisieren; im Jahresverlaufe liegt es zwischen 1a und 5a; Das Min. liegt in der Mehrzahl der Monate und im Jahre um 2p (der Stunde des

Temperaturmaximums entsprechend) herum und fällt nur im Mai, sowie Juni und Februar, auf 11a resp. die Mittagszeit (im Mai und Juni entsprechend den verfrühten Eintritt der höchsten Temperatur) in den Monaten Mai und Juni. Der Abfall der Feuchtigkeit vormittags und der Anstieg nachmittags ist ein symmetrischer. Die tägliche periodische Schwankung ist, dem ozeanen Typ gemäss, im Mittel nicht sehr bedeutend, und, den höheren Minima entsprechend, im Winter kleiner als im Sommer.

Im Gegensatz zur relativen Feuchtigkeit zeigt die absolute Feuchtigkeit einen ausgesprochenen, jährlichen, dem Temperaturgange ziemlich parallelen Verlauf. Uebrigens ist das aus den 3 Terminbeobachtungen hergeleitete Mittel ein ausgezeichnetes; vom September bis Dezember ist es um $^1/_{10}$ mm zu hoch; im Jahre sind beide Mittel identisch. Die Schwankung zwischen dem höchsten und geringsten Monatsmittel beträgt (16.3 mm im Februar — 10.8 mm im Oktober =) 5.5 mm; also auch hier besteht, wie bei der Temperatur (und der relativen Feuchtigkeit), die ausserordentliche Verspätung des Monats mit dem niedrigsten Dampfdruck.

Zum täglichen Gang der absoluten Feuchtigkeit ist nur zu bemerken, dass er im grossen und ganzen ein wenig schwankender und besonders während der ganzen Nacht ein überaus gleichmässiger ist. Die periodische (tägliche) Schwankung im Januar und Februar ist, 1.4, im Juli 0.6, im Jahr 0.7 mm, die absolute monatliche im Mai 14.0, im Januar 8.1 und im Jahre (21.8 im März — 5.4 im Juli =) 16.4 mm. Das tägliche Maximum folgt im Jahresmittel mit einstündiger Verspätung, d. h. um 3p, dem Höchststand der Temperatur; das Minimum liegt (im Jahre), bei Schwankung um nur $^1/_{10}$ mm, zwischen 9p und 7a. Der tägliche Gang des

Dampfdruckes ist infolge seiner geringen Veränderlichkeit im Mittel der einzelnen Monate kein ausgesprochener, im Jahresmittel ein einfacher. Das höchste Tagesmittel betrug 21 mm (im März), das geringste 8.0 (im Juli). Wie bei den meisten der anderen Elemente kommen auch beim Dampfdruck auf der Osterinsel, trotz einer wenig bedeutenden Jahresschwankung und einer sehr geringen täglichen Amplitude, im einzelnen sehr verschiedene Werte vor.

Ehemalige Bewaldung. Wahrscheinlich würde der Wasserdampfgehalt der Atmosphäre auf der Osterinsel höher sein, wenn nicht der poröse Boden das Niederschlagswasser verschluckte, oder wenn es eine umfangreiche Baumvegetation auf dem Eiland gäbe. Es ist wohl möglich, dass Mataveri, der einzige Ort der Insel mit einem ziemlich ausgedehnten baumreichen Hain, dessen humöser Boden auch längere Zeit die Feuchtigkeit zu wahren pflegt, lokal eine etwas höhere Dampfspannung zeigt als das übrige Areal, abgesehen von den schon erwähnten, mit flachen Wasserflächen versehenen Vulkankratern. Der Hain von Mataveri beweist übrigens, dass eine Anzahl verschiedenartiger Bäume auf der Osterinsel kultivierbar ist, die sogar waldbildend auftreten könnten. Es ist nicht unmöglich, dass das Ostereiland einst, wenn auch nicht von dichtem Wald, so doch von umfangreicheren Baumgruppen bedeckt war, z. B. von Sophora tetraptera, dem Toromiro der Eingeborenen. Bei dem intensiven Bedürfnis nach Holz zum Bau der Kanus, der Verfertigung von Rudern, von Lanzen und Keulen, von Schrifttafeln und ornamentalen Gegenständen, wie Tanzstäben, Häuptlingsabzeichen, Holzidolen etc., mussten die Baumbestände in kürzester Zeit verschwinden. Schon 1712, beim Besuch Roggeveens,

bestanden die drei oder vier einzigen auf der Insel vorhandenen Kanus aus mühsam zusammengeflickten Holzbrettchen, die wahrscheinlich als Treibholz an die Ufer gespült wurden; auch hin und wieder an der gefährlichen hafenlosen Küste gestrandete Schiffe, darunter eines mit Holzladung, dienten zum Erhalt des für die Eingeborenen so wichtigen Materials. Solange die Insel also bekannt ist, und vermutlich schon lange vorher, war sie von grösseren Baumbeständen entblösst.

Zusammenfassung. Die Osterinsel hat eine Mitteltemperatur im Jahre von 20.4° (aufs Meeresniveau reduziert), sie würde also nach der allgemeinsten Abgrenzung in die Tropenzone, oder wenigstens S u p a n s warme Zone, fallen, die an dieser Stelle also ziemlich weit südlich (über 27° S hinaus) reichen würde. Im K ö p p e n s c h e n Sinne würde sie in den ektotropischen Gürtel fallen, da 6 Monate heiss sind (20°); andererseits hat kein Monat (bei Reduktion aufs Meeresniveau) Temperaturmittel unter 10°; alle die übrigen Temperaturbedingungen, Unterschied des wärmsten und kältesten Monats, die mittlere tägliche Schwankung, die Höhe der Bodentemperatur in geringen Tiefen, die Intensität der Sonnenstrahlung würden uns zusammen mit der Regelmässigkeit des Luftdruckverlaufs, der grössere aperiodische Schwankungen kaum aufweist, dem Mittel der relativen Feuchtigkeit, der Höhe des Niederschlages etc. durchaus veranlassen, das O s t e r i n s e l k l i m a als ein t r o p i s c h e s anzusehen. Die Republik Chile würde auf diese Weise tropische bis subarktische Klimaregionen aufweisen, obwohl sonst tropische Verhältnisse, wenn wir vielleicht von einigen ausgesuchten Tälern der Provinz Tacna absehen, in dem kontinentalen Teil der Republik nicht vorhanden sind.

Erlaubt uns nun die Vegetation, die vielleicht als sicherste Reagens des Klimas gelten kann, die Osterinsel in die Tropenregion zu rechnen? Dies ist nun durchaus der Fall, da sich subtropische und tropische Pflanzen leicht auf dieser Insel des Stillen Ozeans akklimatisieren: ihre autochtonen Arten finden sich sonst besonders in den warmen Gebieten Ozeaniens, Australiens und Südamerikas. Von 40 wildwachsenden Arten, sind 25 typische Tropenpflanzen, d. h. also 62—63%; für die Kulturpflanzen wird mindestens das gleiche Verhältnis gelten. Bestände eine bessere Verbindung mit Chile, so könnte diese Insel mit ihrem reichen, aus vulkanischen Zersetzungsprodukten bestehenden Boden, bei einiger Sorgfalt in der Anpflanzung und Pflege der Kulturen, ein Garten Chiles werden und Produzentin aller der Früchte, die heute vom tropischen Peru in die Häfen der Republik eingeführt werden.

Gefühltes Klima. Passiert der Besucher zum ersten Male nach tagelanger Seefahrt die Küste dieser einsamsten aller Inseln, so wird er von ihr kaum den Eindruck eines kleinen Tropenparadieses erhalten. Das Fleckchen Erde macht, abgesehen von den charakteristischen kleinen Vulkanbergen, einen wenig ansprechenden, kahlen Eindruck. Wie schon erwähnt, fehlt, mit Ausnahme des Hains von Mataveri, jeder zusammhängende Baumbestand, und die üppige, wirklich tropisch anmutende Vegetation der Krater ist nicht sichtbar. Der Graswuchs ist zwar reichlich, doch befindet er sich durch das Weiden tausender von Schafen, hunderter von Rindern und einer Anzahl Pferde, in einem wenig erfreulichen Zustand.

Dieser erste psychische Eindruck täuscht; betritt man die Insel, so hat man alsbald das Gefühl einer ziemlich intensiven Schwüle; im April z. B.

hat der Besucher ungefähr den gleichen Eindruck vom Osterinselklima, wie etwa von dem Rio de Janeiros während der Frühlingsmonate. In Puerto Orotava z. B. resp. Villa Orotava (Tenerifa), Orten, die statistisch eine gewisse Aehnlichkeit mit Mataveri zeigen, erscheint mir das Klima weit weniger tropisch, während umgekehrt beispielsweise in den bolivianischen Yungastälern Temperatur — und Feuchtigkeitsverhältnisse viel unangenehmere Verhältnisse schaffen. Dies sind natürlich subjektive Empfindungen. Eine grosse Unterschied ist es, ob man auf dem Eiland die Nacht im Hause, im Freien oder an Bord des Schiffes zubringt. Im Hause ist es selbst bei leichtester Bedeckung reichlich schwül, so dass gar der Schlaf darunter leidet, an Bord des Schiffes sind bei geöffneter Lucke die atmosphärischen Bedingungen ideale, im Freien, tritt hingegen schon bei Beginn der Nacht infolge der Ausstrahlung ein intensives Frostgefühl auf, so dass mehrere wollene Decken recht angebracht sind. Bei längerem Aufenthalt auf der Insel wird das Klima, vor allem im Winter, als sehr angenehm empfunden; es tritt dann morgens auch im Zimmer eine leichte Frische auf: da die Temperaturverhältnisse die ganze Nacht über die gleichen sind, so dauert es eine geraume Zeit, ehe die schwüle Tagesluft das durch die starke Sonnenstrahlung erhitzte Gebäude verlassen hat, zudem findet die grösste Ausstrahlung in den Frühmorgenstunden statt. Diese morgendliche Frische wird zudem erst nach einer geraumen Zeit des Verweilens auf der Insel empfunden, da der Organismus bei dem herrschenden Klima sehr empfindlich gegen Schwankungen der Temperatur wird. Vor allem leiden die Eingeborenen unter der Kälte und fürchten sie; nichts ist Männern und Frauen begehrenswerter als Kleidungsstücke und vor allem Decken, die sie dem

ursprünglichen Streulager weit vorziehen, während Stoffe aus Tapa, der durch Klopfen zubereiteten Rinde des Papiermaulbeerbaumes oder Mahute (Broussonetia papyrifera) nicht mehr gefertigt werden, besonders da sie weniger Schutz gegen die Witterung, als europäisches Zeug bieten. Bei Besuchen der Bergspitzen zittern nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die längere Zeit auf der Insel weilenden Weissen vor Kälte, da abgesehen von der Temperaturabnahme, die Windstärke oft bis auf Sturm stärke zunimmt.

Gesundheitliche Verhältnisse auf der Osterinsel.

Das Klima der Osterinsel ist im allgemeinen als ein sehr gesundes zu bezeichnen, und vor der Berührung mit den Europäern dürften Krankheiten fast unbekannt gewesen sein, zumal die Bevölkerung, trotz des Anbaues von Zuckerrohr, bis auf die jüngste Zeit wenigstens, kein alkoholisches Getränk noch sonst ein Genussmitlel kannte. Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden durch die schon erwähnten peruanischen Sklavenhändler die Pocken eingeschleppt, die aber nach weiterer Dezimierung der Bevölkerung wieder erloschen. Erst in neuester Zeit, vielleicht erst um das Jahr 1900, scheint die Lepra von Tahiti her auf der Insel Eingang gefunden zu haben. Ob auf der Insel Bedingungen vorhanden sind, die eine Disposition für die furchtbare Krankheit schaffen, ist schwer zu entscheiden, wenn überhaupt eine Disposition bei diesem Leiden vorhanden ist. In Frage kommt vor allem der Mangel an geeignetem Trinkwasser, das als Regenwasser ziemlich unsauberen Zisternen entnommen wird; die Nahrungsmittel der Eingeborenen sind, wenigstens heutzutage, beschränkte, da sie, abgesehen von den seltenen und oft roh genossenen Seetieren, Vegetarianer sind. Dem Kochsalz- und Kalkbedürfnis des Körpers scheint im Gegensatz zu früher, als noch Brackwasser getrunken wurde und der Genuss an Seetieren ein reichlicherer

war, nicht genügend Rechnung getragen zu werden. Die Uebertragungsmöglichkeiten können zahlreiche sein: durch Kontakt von Person zu Person oder durch die ganz ausserordentlich zahlreichen Fliegen, die sich am Tage aufs Lästigste bemerkbar machen, und vor denen die Speisen kaum zu schützen sind, oder auch durch die mitunter schwärzlichen Wolken gleichenden Mückenschwärme. Unter ihnen ist die Trägerin des Hansenschen Lepra-Bazillus, ein Phlebostoma, sehr häufig. Das Ostereiland dürfte wohl mit zu den mückenreichsten Gebieten der Erde zählen; in ihrer Kleinheit dringt gerade Phlebostoma durch alle Oeffnungen der Kleidung und macht dem Europäer, falls er nicht unter feinmaschigem Moskitonetz schläft, die Nacht zur Hölle.

Fast $10^0/_0$ der gesamten Bevölkerung dürfte von der Lebra ergriffen sein. Es handelt sich um Lepra mixta, d. h. um die Verbindung der Knochen- und der Nervenlepra, die sich ziemlich langsam entwickelt. Durch die bestehende Anästhesie werden besonders die vorderen Extremitäten in kurzer Zeit verstümmelt, da die Erkrankten anscheinend ungestraft die Kochfeuer mit den blossen Händen und später, nach Verlust der Finger, mit den Handstümpfen und weiterhin mit den Armstümpfen schüren. Eine Isolation ist nur dem Namen nach vorhanden, da die wenige Kilometer nordwärts von Angaroa gelegene Siedlung der Leprösen jederzeit von ihren Verwandten und Freunden besucht wird. Die im Anfangszustand der furchtbaren Krankheit Befallenen finden sich oft im Dorfe, d. h. im engsten Kontakt mit der gesunden Umgebung. Eigentümlicherweise leiden die von dem Aussatz Befallenen kaum, während die Bevölkerung sich lebhaft beklagt, wenn sie z. B. von der Grippe oder einer ähnlichen Erkältungskrankheit befallen wird. *Erkältungen* mit Husten

und Schnupfen oder *Brochiolkatarrh* in häufig alarmierender Form treten nämlich fast regelmässig nach Besuch europäischer Schiffe auf, um nach deren Abfahrt wieder zu verschwinden. Ferner kommt auf der Insel anscheinend eine wechselfieberartige Erkrankung vor und ein *Fussleiden,* „*Kino*" genannt, das in einer Eiterung der Fussohle oder des Beines besteht und vielleicht durch das Wandern über dem scharfen Felsgestein, vulkanischen Gläsern, wird; vielleicht haben wir auch hier eine Eingangspforte für die Lebra. Im Jahre 1911 kamen eigentümlicherweise Geschlechtskrankheiten auf der Insel nicht vor.

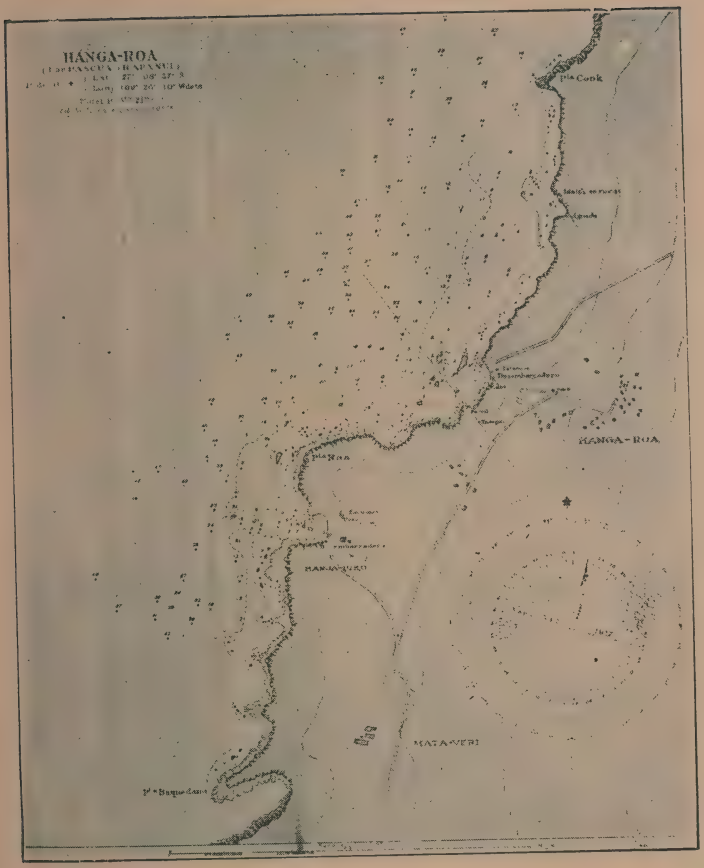


Abb. 10. Moderne karthographische Aufnahme von Angaroa und Umgebung.

Abb. 11. Der Krater des Vulkans Rana Kao, der von einem sich versumpfenden See ausgefüllt wird.
(Vergl. Text Seite 45).

Die Pflanzenwelt der Osterinsel.

(nach F. Fuentes).

Die einheimischen Pflanzen. Die Osterinsel gehört zur Kategorie ozeanischer Inseln vulkanischen Ursprungs; daher setzt sich ihre Flora und Fauna hauptsächlich aus den den benachbarten Kontinenten und Inseln eigentümlichen Arten zusammen.

Auf der Insel wachsen etwa 135 Pflanzenarten, von denen etwa 40% einheimischen oder naturalisierten Arten entsprechen. Von diesen wildwachsenden Pflanzen sind etwa 25 Arten typisch tropisch, wie es gleichermassen der grösste Teil der von den Eingeborenen oder der Inselverwaltung kultivierten Arten ist.

Die Anzahl der Familien und Gattungen ist sehr gross in bezug auf die Arten, da sich die erwähnten 135 Pflanzen auf 48 Familien mit 104 Gattungen verteilen. Dieses Missverhältnis wird allgemein auf allen den Kontinenten entfernt liegenden Inseln beobachtet.

Bei 55 wildwachsenden Arten einschliesslich von 9 kosmopolitischen sind 25 Familien mit 50 Gattungen einbegriffen.

Die Osterinselvegetation entspricht ihrer Zusammensetzung nach Arten, die von allen Kontinenten gekommen sind; ihr Boden gestattet die leichte Akklimatisation tropischer und subtropischer

Pflanzen, aber die autochtonen Arten gehören besonders den warmen Gebieten Ozeaniens, Australiens und Südamerikas an.

Die durch wildwachsende Pflanzen am meisten vertretenen Familien sind natürlich solche, deren Früchte oder Samen durch den Wind transportiert werden, z. B. die Filicinae und Kompositen mit 7 Arten, die Gramineen und Cyperaceen mit 19 und 5 Arten beziehungsweise. In bezug auf andere kultivierte Phanerogamen überwiegen die Leguminosen mit 19 Arten, die Pinaceen mit 9, die Convolvulaceen mit 6, die Cucurbitaceen und Myrtaceen mit je 5, Malvaceen und Moraceen mit je 4, Musaceen und Liliaceen mit je 3 Arten.

Die ältesten Kulturpflanzen sind von den Eingeborenen auf ihren wiederholten Wanderungen, die Japan, Australien und Neu-Seeland mit dem polynesischen Archipel von Tahiti und der Osterinsel in Berührung brachten, mitgeführt worden. Ausserdem aber sind auf der Insel einige tropisch-amerikanische Pflanzen naturalisiert werden, wie Paspalum scoparium, Bromus unioloides, Acacia macracantha, Sida paniculata, Verbena litoralis, Ananas sativa, Sapindus saponaria u. a. Augenblicklich werden zahlreiche europäische und australische Pflanzen, die in den letzten Jahren von Chile und anderen Ländern eingeführt wurden, kultiviert, z. B. Arten von Acacia, Eucalyptus, Pinus, Cytisus, Trifolium-pratense, Ulex europaeus, etc. Diese Arten werden im Park von Mataveri am SW- Abfall der Insel gezogen werden aber durch die Raupen von 4 Schmetterlingsarten bedroht. Im Gegensatz hierzu haben die Kanaken ihre Kulturen von Manihot, Musa, Ipomoea, Saccharum, Colocacia und Dioscorea in der Umgegend von der Angaroabai und

weiter nördlich in der Nähe der Leproserie von Tahai.

Im allgemeinen findet sich eine üppige Vegetation in der Umgebung von Mataveri, Angaroa und im Krater des Rana Kao. Die Gramineen überwiegen derart, dass sie die gesamte Oberfläche der Insel wie einen Teppich steppenartig bedecken; diesen bilden hauptsächlich Paspalum orbiculare, Sporobolus indicus, Eragrostis diandra und die anderen Gramineen, welche, wie das aus Tahiti stammende Andropogon halepensis und Panicum sanguinale, auf der Westseite auf unter Kultur stehenden Boden vorkommen.

An der Küste sind Erigeron canadensis (affinis linifolius), Samolus repens, Sonchus oleraceus und eine Uferform, das Chenopodium glaucum, sehr häufig.

Als Unkräuter wachsen in den Batatenfeldern und den übrigen Kulturen Verbena litoralis, Bidens pilosa, Galinsoga parviflora, Sonchus oleraceus, Oxalis, Euphorbia, Sida und Malvostrum-Arten.

In bezug auf die historischen Pflanzen wie dem zur Tätowierung dienenden Ti (Dracaena oder Cordyline terminalis), dem Mahute (Broussonetia papyrifera) und dem Holz liefernden Toromiro (Sophora tetraptera), beobachten wir, dass von dem letzten und dem Ti nur noch einige Exemplare im Krater Rana Kao übrig bleiben. Der Mahute, der seine Rinde für die Stoffe lieferte, ist auch an den Abhängen jenes Kraters und im Inneren der Insel noch häufig.

Eine Ueberlieferung besagt, dass die ersten Kanaken das Zuckerrohr, den Mahute, den Toromiro etc. einführten. Aber es ist wahrscheinlicher, dass die Meeresströmungen, die mit Schwimm-

körpern versehenen Früchte des Toromiro von Südchile nach Juan Fernandez, der Osterinsel und Neu-Seeland (oder umgekehrt) geführt haben.

Die Cyperaceen überwiegen in den drei durch das Regenwasser in Seen umgewandelten Vulkankratern. Ein Scirpus, welcher 3 m Höhe erreicht, ist bis jetzt noch nicht bestimmt worden: dieser bedeckt das Seeufer in Begleitung von Polygonum acuminatum.

Der Nojo (Caesalpinia) ist nahe daran, auszusterben; es fanden sich nur 2 Exemplare an den Innenseiten der Abhänge. Wahrscheinlich wurde diese Pflanze eingeführt; es ist aber möglich, dass ihre grossen stacheligen Früchte auch, gelegentlich an Vögel und Gegenstände befestigt, nach der Osterinsel gebracht wurden.

Eine Pflanze, die von Philippi und anderen Autoren unter dem Namen borahú angeführt wird, wurde 1911 nicht bemerkt, auch die Eingeborenen erinnern sich dieses Namens nicht. Ebenso wenig fand sich Thespesia populnea, die als Textilpflanze der Insel in verschiedenen botanischen Arbeiten (Hemsley) vorkommt.

Die Osterinsulaner nennen púrau oder jaujau (tahitische Namen des Hibiscus tiliaceus) ein seltenes Bäumchen, welches Triumfetta semitriloba L. der amerikanischen Tropenregion zu sein scheint. Von seiner Rinde benutzten die Kanaken die Fasern für ihre Netze. Aber die Bestimmung dieser Pflanze ist zweifelhaft, da sie ohne Blüten oder Früchte angetroffen wurde; bemerkt sei nur, dass es nicht der den übrigen Inseln gemeine Hibiscus tiliaceus ist.

Von den kultivierten Arten wurden durch die ursprüngliche Bevölkerung zunächst jene eingeführt, die zur Ernährung dienen und die aus diesem Grunde

in zurückliegenden Perioden sich über die übrigen Inseln des tropischen Ozeaniens verbreitet haben.

In der Tat sind auf den polynesischen Inseln die Kulturen von Pandanus, Saccharum, Colocasia, Dioscorea, Musa, Ficus, Morus, Ipomoea und Manihot nicht selten.

Vor etwa 45 Jahren wurde auf dem Ostereiland auch die Kaffeekultur eingeführt, und etwas später durch *P. Toro* der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa); aber die Pflanzen verfielen vermutlich infolge von Vernachlässigung. Dasselbe geschah mit der Baumwollstaude, von der vereinzelte halbwilde Exemplare übrig bleiben.

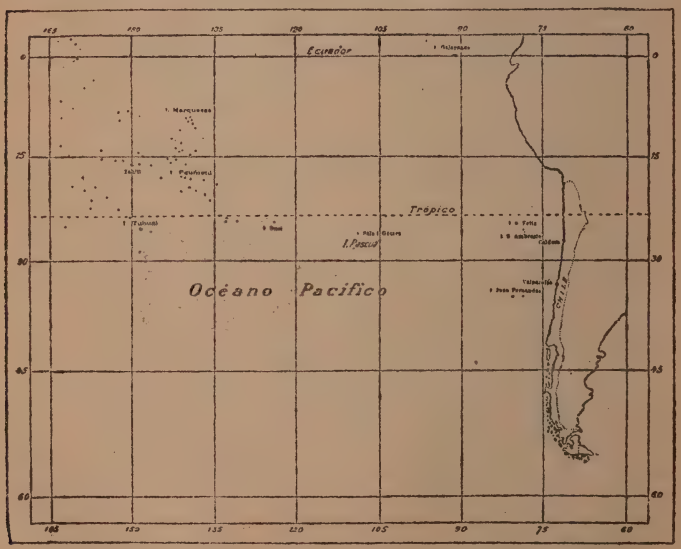
Die Eingeborenen haben holzliefernde Bäume, trotz ihres Wertes für Bauten, nicht kultiviert. Der Toromiro ist nahe daran zu verschwinden, einerseits durch das Vieh, andererseits als Folge der übermässigen Ausbeutung, der besagtes Bäumchen zur Herstellung von Werkzeugen, Rudern, Statuen etc. ausgesetzt war.

Das Zuckerrohr wächst halb verwildert ebenso wie einige Gattungen süsser Kartoffeln und Bananen. Von letzteren finden sich viele Büsche am Fusse des staffelförmigen Berges, welcher den Namen Puukiteke (im NE der Osterinsel) führt, einige vereinzelte Exemplare in den unzugänglichen Löchern des Kraters Rana Roraka und an verschiedenen Punkten des Kraters Rana Kao.

Aufmerksamkeit heischen die Gruppen von Bananen (Musa), welche sich verstreut nahe von Anakena und Tongariki, im Norden der Insel, erhalten haben. Sie sind innerhalb von tiefen und cylindrischen Umzäumungen aus flachen basaltischem Gestein, die mit so viel Verständnis wie die Steinhäuser von Orongo im Südwesten des schönen Rana-Kao-Kraters angelegt wurden, angepflanzt,

Aus einer zurückliegenden Periode stammt Sapindus saponaria, der als zusammenziehendes Heilmittel und als Seife dient. Seine Früchte werden als Schmuck benutzt. Er kommt wildwachsend beim Wohnort der Leprösen und nahe von Utuiti vor. Diese Pflanze liefert Saponin und gehört dem tropischen Amerika an. Ihr Vulgärname in Cumaná ist parapara, und die Osterinsulaner nennen die Rinde des mahute (und das Papier) parapara. Diese Gleichheit amerikanischer und polynesischer Worte ist für Pflanzennamen häufig und bezeugt möglicherweise Beziehungen der Vergangenheit zwischen den Bewohnern beider Regionen.

Trotzdem die Insel relativ jung und klein ist, beherbergt sie auf ihrem körnigen, durch die Verwitte-



Die Lage der Osterinsel inmitten des Stillen Ozeans.

rung vulkanischer Gesteine gebildetem Boden einige Pflanzen, welche als neue Arten und geographische Varietäten bestimmt wurden; daher hat ihr Studium ein besonderes Interesse für die Artenfrage.

Im folgenden sei ein Artenverzeichnis der Osterinselflora gegeben, unter Zusatz der Familie, des Wohngebietes, der Vulgärnamen etc. Die einheimischen oder naturalisierten Pflanzen haben das Zeichen *, alle übrigen sind kultivierte Pflanzen.

CRYPTOGAMAE

Filicinae

Polypodiaceae

1. * Asplenium obtusatum. — Australien, Neuseeland, Südchile, Juan Fernández Inseln.
2. * Dryopteris Espinosai — (neue Art).
3. * Dryopteris parasitica, — Tropisches und subtropisches Südamerika, Neuseeland, Inseln des Atlantischen und Stillen Ozean.
4. * Elaphoglossum Gayanum. — Tropisches Südamerika.
5. * Microlepia strigosa. — Japan, Asien und tropisches Polynesien.
6. * Polypodium Fuentesi, (neue Art.)
7. * Polypodium Phymatodes. — Südasien, Melanesien, Australien, tropisches und südliches Asien und Afrika.
8. * Polypodium aculeatum, — Tropische und gemässigte Regionen.
9. * Vittaria costata. — Brasilien und Equador.

(Alle diese Farne sind hauptsächlich in den erloschenen Vulkanen Rana-Kao und Rana-Roi gemein und bilden hier eine überaus üppige und variable Vegetation. Sie befinden sich auf Felsen, in Höhlen oder zwischen der Grasdecke).

Musci

Dicranaceae

10. * Campylopus sp. — Krater des Rana-Roi.

Neckeraceae

11. * Papillaria pascuana. — (neue Art.)

Hepaticae

12. * Marchantia Berteroana. — Chile, Juan Fernández und Südafrika.

Lichenes

13. * Usnea xanthopoga. — Antarktische Gebiete.

Algae

14. * Sargassum sp. und einige wenige Süsswasseralgen (Schizophyceae).

PHANEROGAMAE

Pinaceae

15.—Araucaria brasiliana. — Brasilien.
16.—Araucaria excelsa. — Australien, Norfolk-Inseln.
17.—Cedrus libani. — Westliches Asien.
18.—Cupressus macrocarp. — Kalifornien.
19.—Larix europaea. — Europa und Nord-Asien.
20.—Pinus (4 unbestimmbare Arten).

Pandanaceae

21.—Pandanus odoratissimus Laufara wie auf den Sandwichinseln. — Ost-Indien, Inseln des Stillen Ozeans.

Gramineas

22. * Andropogon halipensis; troco — Tropen.
23.—Andropogon sorghum — Kultiviert in tropischen und subtropischen Gebieten.
24.—Arundo Donax. — Süd-Europa.
25. * Bromus unioloides. — Tropisches Amerika.
26. * Cenchrus echinatus, — Kosmopolitische tropische Pflanze.
27. * Cynodon Dactylon; matie. — Kosmopolitische tropische Pflanze.
28. * Dichelachne crinita. — Australien und Neuseeland.
29. * Dichelachne sciurea. — Australien und Neuseeland var. p. nov. monandra. — Osterinsel.
30. * Eleusine indica, Pflanze.—Kosmopolitische trop. und subtrop.
31. * Eragrostis diandra. — Australien.
32.—Gynerium argenteum. — Brasilien und Argentinien.
33. * Paspalum scrobiculatum Tropische Gebiete der alten Welt var. orbicultare. — Osterinsel.
34. *Paspalum scoparium; var. nov. oligostachyum. — Südamerika oder neue Art (Osterinsel).
35. * Panicum sanguinale, var. longiglume. — Kosmopolitische Pflanze.
36. * Panicum sanguinale ciliare.
37.—Saccharum officinarum, toa (fast wildwachsend). — Kultiviert in tropischen Gebieten.
38. * Sporobolus indicus; mahuco. — Australien.

39.—Triticum vulgáre. — Kosmopolitische Kulturpflanze.
40.—Zea mays. — Kultiviert in Amerika.

Cyperaceae

41. * Cyperus Sibericanus; hiki-kioi o Mariscus Siberianus. — Tropische Gebiete.
42. * Cyperus vegetus. — Chile, Juan Fernández-Inseln.
43. * Kyllinga brevifolia. — Tropische Gebiete.
44. * Scirpus riparius, Presl. — Süd-Amerika, Kalifornien.
45. * Scirpus (eine riesige Art) — Osterinsel.

Palmae

46. — Phoenix? — Ein einziges kultiviertes Exemplar.

Araceae

47.—Colocasia antiquorum, Kulturpflanze des tropischen Asiens (Vulgärname wie auf den übrigen Inseln, taro).

Bromeliaceae

48.—Ananas sativa (fast wildwachsend) — Tropisches Amerika.

Dioscoreaceae

49.—Dioscorea alata ñame, ufi. — Tropische Kulturpflanze.

Induceae

50.—Iris sp. — in einem Garten Mataveris.

Liliaceae

51.—Asparágus officinalis — Kultiviert in Europa.
52.—Dracaena terminalis; ti. — Tropisch. Asien und Australien. S. Cordyline terminalis.

Musaceae

53.—Musa sapientum — Tropisch. Asien. (Man nennt sie meicadio = Fluss, im Tahiti-Dialekt) (kleine Frucht).
54.—Musa Fehi — Tahiti, Neu-Caledonien. Vulgärname Meica tamoa, (hamao im Tahiti-Dialekt) (Frucht mittelgross, ähnlich der M. ensete).
55.—Musa sp. (grosse Frucht, die meica purovino resp. purohine im Tahiti-Dialekt.

Zingiberaceae

56.—Curcuma long. — Tropisch. Asien (nur ein verlassenes Exemplar nahe von Mataveri).

Casuárinaceae

57.—Casuarina (affinis) equisetifoli. — Malakka, Inseln des Stillen Ozeans.

Ulmaceae

58.—Celtis australis. — Europa, gemässigte Zone Asiens, Ostindien.

Moraceae

59.—Morus alba. o sp. affinis Murus? — Gemässigte Zone Asiens. Kultiviert in Angaroa; Vulgärname m o n a-m o n a.

60. * Broussonetia papyrifera; m a h u t e. — Ziemlich gemein zwischen Abhängen und im Krater des Rana-Kao. — Malakka, Timor, Java, Japan, Inseln des Stillen Ozeans.

61.—Ficus Caric; p i c a.; fast wildwachsend. — Europa, Orient, tropisches Afrika.

Proteaceae

62.—Grevillea robusta. — Australien (im Park von Mataveri kultiviert).

Polygonaceae

63. * Polygonum acuminátum t a b a r i. (Gemein in den 3 Kraterseen, etwa 3 m hoch). — Tropisches Amerika, Süd-Australien.

Chenopodiaceae

64. * Chenopodium glaucum. — Subarktische und sub-antarktische Gebiete. (Gedeiht an den Küsten Vaihus und Mataveris).

Caryophyllaceae

65.—Dianthus caryophyllus. — Mataveri.

Cruciferaceae

66.—Brassica oleracea.

Rosaceae

67.—Prunus persica. — Gemässigte Zone Asiens.

Leguminosae

68.—Acacia dealbata. — Australien.

69.— „ decurrens. — Australien.

70.— „ melanoxylon. — Australien.

71. * „ macracantha.— Südamerika (Von dieser Art wachsen naturalisierte Exemplare im Krater des Rana-Kao).

72. * Caesalpinia bonduc. Roxb. — Kosmopolitische tropische Pflanze; n o j u (im Verschwinden).

73.—Cersis siliquastrum. — Europa und Orient.

74. * Crotalaria striata. — Tropische und subtropische Pflanze beider Halbkugeln (Naturalisiert; Weg nach Angaroa. Die Kanaken nennen sie A i j e-a i j e).

75.—Cytisus laburnum. — Europa.

76.—Gleditschia triacanthos. — Nordamerika

77.—Gleditschia, andere Art (A l g a r r o b o). Angaroa.

78.—Latyrus odoratus. — Italien.
79.—Medicago sativa. — Europa und Orient.
80.—Phaseolus vulgaris. — Kultivierte kosmopolitische Pflanze.
81. * Phaseolus sp., affinis vulgaris. — Ein Exemplar an Broussonetia im Krater des Rana-Kao gefunden.
82.—Robinia pseudacatia. — Nordamerika.
83. * Sophora tetraptera. — Chile, Juan Fernández-Inseln, Neuseeland; oder Edwardsia Toromiro. (Sehr selten, nur im Krater des Rana-Kao).
84.—Tipuana speciosa. — Südamerika.
85.—Trifolium pratense. — Europa und gemässigte Zone Asiens.
86. * Trifolium sp. (nicht klassifiziert),
87.—Ulex europaeus. — Europa (ein Exemplar im Park von Mataveri).

Oxalidaceae

88.—Oxalis corniculata. — Gemässigte und tropische Zonen.

Rutaceae

89.—Citrus aurantium. — Tropische. Asien (ein grosses Exemplar in Mataveri).

Meliaceae

90.—Melia Azedarach. — Himalaya. (Einige Exemplare naturalisiert im Rana-Kao; die Kanaken nennen diesem Baum miotaií).

Euphorbiaceae

91. * Euphorbia ovalifolia. — Chile.
92.—Manihot utilissima. — Brasilien. (der Maniok der Osterinsulaner).

Anacardiaceae

93.—Schinus Molle. — In Mataveri. — Tropisches Amerika.

Sapindaceae

94.—Sapindus saponaria. — Nordamerika. (Lebt halbnaturalisiert auf der Osterinsel in Tahai und Utuiti).

Vitaceae

95.—Vitis vinifera. — Orient, Nord- und West-Indien.

Tiliaceae

96. * Triumfetta semitriloba. — Tropische Gebiete Amerikas (Seltenes Bäumchen im Rana-Kao).

Malvaceae

97.—Gossipium barbadense. — Tropische Gebiete.

98. * Malvastrum tricuspidatum. — Kosmopolitische tropische Pflanze.
99. * Sida paniculata. — Tropisches Amerika (Als Unkraut im Garten von Mataveri).

Myrtaceae

100.—Eucalyptus globulus. — Australien (überdies 4 andere Arten in jugendlichen Exemplaren).

Primulaceae

101. * Samolus repens. — Australien, Neuseeland, Küstengebiete Süd-Afrikas und Südamerikas.

Apocynaceae

102.—Lochnera rosea. — Westindien und kultivierte Tropenpflanze (Auf dem Friedhof von Angaroa. Diese Blütenpflanze ist halbenaturalisiert).

Convolvulaceae

103.—Ipomoea batatas. — Kultiviert in tropischen Gebieten, Cumara (violette Camote).
104.—Ipomoea fastigiata. — Tropisches Amerika Cumara (schwarze Camote).
105.—Ipomoea Pes-Caprae. — Tropische Pflanze (Diese Camote wächst auf verlassenen Böden, im Norden Vaihus. Es gibt zwei weitere wenig kultivierte Camote-Arten und weitere Unterarten und eine Ipomoea? — Schlingpflanze bei den Häusern der Verwaltung).

Borraginaceae

106.—Heliotropium peruvianum. — Tropisches Amerika.

Verbenaceae

107. * Verbena litoralis. — Tropisches Amerika. (Gedeiht als Unkraut in den Camotefeldern).

Solanaceae

108.—Nicotiana tabacum. — Südamerika.
109.—Lycopersicum esculentum. — Südliches Amerika.
110. * Solanum sp. — (Sehr selten).

Scrophulariaceae

111.—Antirrhinum majus. — Mittelmeer-Gebiete.
112.—Paulownia imperialis. — Japan.

Plantaginaceae

113. * Plantago media. — Europa und Nordasien.
114. * Plantago laceolata. — Europa.

Cucurbitaceae

115.—Citrullus vulgaris. — Tropisches Afrika.
116.—Cucumis melo. — Tropische Gebiete der alten Welt.

117.—Lagenaria vulgaris. — Tropische Gebiete. (Es gibt überdies zwei weitere nicht bestimmte Cucurbitaceae.

Compositae

118. * Bidens pilosa. — Südliches Amerika.
119.—Centaurea cyanus. — Europa, Kaukasus.
120.—Cynara scolymus. — Mittelmeergebiete,
121. * Erigeron canadensis affinis linifolius. (Die Eingeborenen nennen ihn mirohia.) — Beide Hemisph.
122. * Galinsoga parviflora. — Südliches Amerika.
123.—Lactuca sativa.— Europa, Orient.
124. * Sonchus oleraceus. — Kosmopolitisch (Lebt an der Küste und auf kultiviertem Land).

Die Kulturpflanzen der Osterinsel (nach Walter Knoche). — Die Pflanzenwelt hat die Bewohner von Rapa Nui oder der Osterinsel nur wenig begünstigt, weder in bezug auf die Erzeugung industrieller noch essbarer Produkte. Letztere spielen im Leben der Insulaner bei weitem die Hauptrolle, da erstere bei dem günstigen Klima des Eilands relativ entbehrlich waren, zumal die zahlreich vorhandenen Höhlen leicht Wohnung oder wenigstens Unterschlupf gewähren konnten.

Unter den der Ernährung dienenden Vegetabilien spielt die Hauptrolle die Batate oder Camote, polynes. kumara (Ipomoea batatas, Fam. der Convolvulaceae); diese wurde übrigens bei Wanderungen in Anbetracht des auf der Insel herrschenden Wassermangels als durstlöschendes Mittel auch roh verzehrt. Es gibt zwei knollentragende Gattungen, I. patatas und I. fastigiata. Letztere ist im tropischen Amerika heimisch, während die Heimat der ersteren wohl in Hinterasien zu suchen ist. Das Wort «Batate» ist malaischen (?) Ursprungs. I. patatas ist zweifellos die auf Rapa Nui ursprüngliche Pflanze und von den Polynesiern auf ihren Wanderungen von Indonesien her über die ganze Inselflur der Südsee nach Osten hin verbreitet worden. Sollte

es nur ein Zufall sein, dass einige Arten der süssen Kartoffel in der *Quichua*-Sprache den Namen «kumara» führen, oder handelt es sich hier um eine linguistische Erinnerung an einen der polynesischen Kulturspritzer auf den südamerikanischen Kontinent? Immerhin sei erwähnt, dass der bedeutende Wirtschaftsgeograph Prof. Dr. Eduard Hahn in Berlin eine in Bezug auf die Herkunft der Batate entgegengesetzte Ansicht vertritt. Briefliche Mitteilung an den Verfasser: „Schweinfurth, Stuhlmann und ich stimmen darin überein, dass die Batate vor der Entdeckung Amerikas im Osten unbekannt war. Nun fanden aber die Entdecker des 18. Jahrhunderts die Pflanze auf sehr entlegenen Inseln z. B. auf Neu-Seeland und zwar im Genusse göttlicher Ehren. Sie musste auf diesen Inselfluren eine längere Geschichte hinter sich haben. Auch die Ausbreitung muss, weil die Einschmelzung in den polynesischen Kreis unleugbar weit gediehen ist, durch die Polynesier selbst erfolgt sein, zu denen sie doch aus fremden Besitz zuerst gekommen war. Da nun das spanische Handelsmonopol dem Schmuggel sehr günstige Lebensbedingungen gab, so ist doch wohl leicht anzunehmen, dass einmal ein unkonzessionierter Seefahrer wie z. B. La Perouse verschollen ist, aber vorher die für das Gebiet ausgezeichneten Knollen an einer oder mehreren Stellen hinterlassen hatte. Dann sind die Weissen verschollen, und die Eingeborenen haben die Knollen in ihren eigenartigen Formen weiterverbreitet."

Es ist nun ganz ausserordentlich bezeichnend, dass im Anfang des Jahres 1911 einer der ältesten Bewohner erklärte, dass die Hühner, die Batate, der Jam, der Taro, die Banane, das Zuckerrohr, der Papiermaulbeerbaum und der Toromiro genannte Baum neben anderen Pflanzen, an die er sich nicht mehr

erinnerte, von dem König Hotu Matua in Kanus, die die ersten Polynesier nach der Insel brachten, eingeführt wurde. Es handelt sich in diesem Falle wahrscheinlich um eine zweite Besiedelung der Osterinsel und es ist anzunehmen, dass die eben genannten Pflanzen wenigstens teilweise schon bei der ersten gleichfalls vom Westen kommenden Besiedelung mitgeführt wurden. Die Ueberlieferung der zuletzt nach Rapa Nui gekommenen Polynesier, welche die dort vorgefundenen Bewohner besiegten, usurpierten wohl nicht nur deren Traditionen, sondern auch deren Verdienste um die materielle Kultur des Eilandes. In einem Mythus über den Ursprung der Insulaner, den Thomson wiedergibt, heisst es: „sie brachten mit sich Bataten, Jam, Bananen, Tabak, Zuckerrohr und den Samen verschiedener Pflanzen, einschliesslich des Papiermaulbeerbaums und des Toromiros. Es fehlt nur der Taro, eine Auslassung die sicherlich auf die Vergesslichkeit des erzählenden Eingeborenen zurückzuführen ist, andererseits wird — fälschlich — der Tabak mit angeführt.

Churchill erwähnt drei Rapa Nui—Uebersetzungen für den Tabak: odmoodmo, d. h. die Lippen spitzen, an der Brust saugen, wie überhaupt in ganz Ost-Polynesien dieses Wort die Bedeutung „saugen“ besitzt, ferner puhipuhi in der Bedeutung von rauchen, blasen, die übrigens gleichfalls für den östlichen Archipel der Südsee gemeinschaftlich ist und schliesslich avaava. In den beiden ersten Fällen handelt es sich um Uebertragung der Urbedeutung auf die bei den Europäern beobachtete, von den Osterinsulanern im allgemeinen nicht mitgehaltene Sitte des Tabakgenusses, die erst in allerneuester Zeit Geschmack an den ihnen von den Seeleuten der einlaufenden Kriegsschiffe dargebotenen Zigarretten fanden. Avaava ist ein dem tahitani-

schen Dialekt entstammendes Wort, wie eben der Tabak von Missionären, die aus Tahiti kamen, eingeführt wurde, ohne dass seine Kultur auf Rapa Nui irgendwelche Bedeutung erlangte. Martinez gibt für den Tabak nur die Uebersetzung paraua, in welchem, unter Hervorhebung, der Stamm rau d. h. „das Blatt“ vorhanden ist. Das Rauchen der Europäer hat unter den Kanaken wahrscheinlich anfangs grosses Erstaunen erweckt und so eine grössere Anzahl Uebersetzungen für diese Sitte aufkommen lassen.

Aber nicht nur die Ueberlieferung der Insulaner hebt ihre Hauptnährpflanzen als auf ihren Wanderungen mitgebracht und daher als eigenen Kulturbesitz hervor, auch Behrens, der Begleiter des Entdeckers der Osterinsel Roggeveen, der Anfang 1722 dies Eiland betrat, berichtet uns: „Sie brachten uns auch, abgesehen von gekochten oder gerösteten, zusammen mit vielen Wurzeln, einigen roten, anderen weissen, eine schöne Portion Bataten, die wie Brot schmeckten, und welche von den Leuten gleich diesem benutzt wurden, und einige hundert Stück Zuckerrohr, grosse Mengen Pisangs (Bananen), in denen die indischen Feigen eine Spanne lang, wie eine Gurke und von entsprechender Dicke mit grüner Rinde waren.“ An einer anderen Stelle erwähnt Behrens als Kulturen, Juka (wohl irrtümlicherweise für Taro), Jam, süsse Kartoffeln, Bananen und Zuckerrohr; auch Cook und spätere Besucher der Insel führen immer die gleichen Pflanzen auf.

Mit all diesen Angaben wird auch die Frage einer amerikanischen Herkunft der Batate, wie sie Ed. Hahn und andere vertreten, erledigt, abgesehen von einer bestimmten Angabe bei Nicholls-Pittier (Manual de agricultura) über ursprünglich wildwachsende Knollen in den Wäldern des malayi-

schen Archipels. Wir könnten ja allerdings annehmen, dass 1). schon vor 1722 irgendein europäischer Seefahrer das einsamst gelegene Rapa Nui berührt hat; dieser müsste dann 2). verschollen sein, 3). die Bataten mit sich geführt, 4). sie angepflanzt und 5). die Eingeborenen müssten die Kulturen fortgesetzt haben. Da Behrens die Batate als Brotfrucht erwähnt, muss sie schon damals eine völlig eingebürgerte Frucht gewesen sein, oder das Ereignis der Einführung musste schon längere Zeit vor 1722 stattgefunden haben. Das Zusammentreffen der 5 oben erwähnten Bedingungen ist kaum verständlich, insbesondere als im 16. und 17. Jahrhundert die Seefahrer noch nicht wie in der Zeit von La Pérouse daran denken konnten, überflüssige Waren, über den an sich oft knappen Lebensmittelvorrat hinaus, mitzunehmen. Es ist ferner nicht zu vergessen, dass vor der Zeit Roggeveens Reisen in die Südsee sehr selten waren, und dass nur ein grosser Zufall überhaupt ein Erreichen der verlassensten aller Inseln, die inmitten eines Calmengebietes gelegen ist, ermöglichen konnte. Ausgeschlossen ist ferner, dass die Polynesier Rapu Nui von anderen Archipelen her zu einer Zeit besiedelten, als schon europäische Entdecker jene Gebiete besuchten. Bei 60 Königsgeschlechtern, die die Ueberlieferung kennt, kommen wir auch bei sehr kurzen Regierungsperioden auf eine Zeit der Einwanderung und damit, wie oben angeführt, Einführung der Batate, welche lange vor der Weltumsegelung liegt. Dass wir (nach Churchill) die Bezeichnung „kumara“ (kumaa, umara, umaa) für die süsse Kartoffel auf den Paumotus, Mangareva, des Marquesas, Tahiti und auf Rapa Nui also über einen sehr weiten Raum hin verbreitet finden, deutet durchaus auf einen alten allgemein völkischen Kulturbesitz dieser Knolle in Polynesien hin

und nicht auf ein Zufallsgeschenk europäischer Seefahrer. In dem Worte „kumara“ steckt wahrscheinlich die Wurzel mara (maa, mala, marae, marai, malae, malei, male, mali, balai u. a.), die wir nicht nur in Polynesien, von den Neuen Hebriden bis nach Rapo Nui, sondern auch im Melanesischen und Malayischen finden; das genannte Stammwort hat lokal verschiedene Bedeutung: Rodung, Pflanzung, der offene Platz einer Ortschaft, der Versammlungsplatz, ein Empfangsraum, ein Ort, der Begräbnisplatz, ein Heiligtum, eine Opferstelle usw. Es würde hierdurch schon eine sakrosankte Bedeutung im Worte selbst angezeigt sein, eine Bedeutung, die der Knolle tatsächlich in einigen Teilen des Südseearchipels zukam. Wir haben hier nochmals einen Hinweis auf das hohe Alter dieser Erdfrucht innerhalb des polynesischen Kulturkreises und ihrer Beziehung zum malayischen.

Der Jam, polynesisch uhi (Dioscorea alata, Fam. Dioscoreaceae) und Taro polyn. taro (Colocasia antiquorum, Fam. der Araceae), sind für die Ernährung der Kanaken des Ostereilandes gleichfalls von grosser Wichtigkeit. Fuentes führt neben uhi als Rapa Nui — Bezeichnung des Jams auch ñame an, doch dürfte dies eine neuere und seltenere (spanische) Bezeichnung sein, da sie weder im Wörterbuch von Churchill noch dem von Martinez zu finden ist. Während wir aber für die Batate neben „Kumara“ (des engeren Polynesiens) andere Wortstämme in dem so ausgedehnten polynesisch-melanesisch-malayischen Gebiet auffinden, ist der Taro vom östlichen Polynesien bis nach Indonesien hin als taro, tao, kalo, nidalo, tola, u. ae, zu verfolgen, d. h. neben der angeführten Ueberlieferung ist auch sprachlich seine asiatische Herkunft völlig gesichert. Das Gleiche gilt für den Jam, den wir unter Anfüh-

rung nur einiger Punkte als uhi auf Rapa Nui, Mangareva, Tahiti, Marquesas, Hawai, Neu-Seeland, als ufi auf Samoa, Tonga, Futuna, als Ui auf Rarfotonga, als uvi auf Fidschi, als uwi in Java, als ubi in Neu-Kaledonien, im malayischen Archipel und sogar in Madagaskar antreffen.

Erwähnt sei übrigens, dass anscheinend weder aus der Batate, noch dem Taro oder dem Jam von den Eingeborenen der Osterinsel Mehl hergestellt wurde. Alle drei Knollen resp. knolligen Grundstöcke scheinen nur in gedünstetem Zustande (Zubereitung im Erdofen) genossen worden zu sein. Die genannten stärkemehlhaltigen Vertreter des Pflanzenreichs stellten mit der Banane als Zukost neben den selten genossenen Hühnern und deren Eiern und neben den Ergebnissen des Fisch- und Frutti del marefangs die Hauptnahrungsmittel der vorzüglich vegetarisch lebenden Kanaken dar. Die Kost war, zumal bei der mangelhaften kulinarischen Befähigung der Rapa Nui-Leute, eine sehr einseitige. Wir haben hier eins der Beispiele aus dem Völkerleben, das uns im Vergleich zu den Verhältnissen, die der Weltkrieg durch seine Blockade geschaffen hat, zeigt, dass an sich zum Erhalten des Lebens sehr primitive Mittel genügen, und dass für die Kulturnationen die Grösse im Ertragen der Ernährungsschwierigkeiten nicht in dem absoluten Mangel, sondern in dem Mangel an Abwechselung besteht.

Unter den Baumfrüchten war die Banane polyn. meika (Musa sapientium Fam. der Musaceae) die einzige, die wirkliche Bedeutung für die Leute von Rapa Nui besass. Als Pflanze wird sie tumumeika genannt, die Blüte der Banane heisst veke veke, hat also linguistisch zu dem Wortstamm der Pflanzenbezeichnung keine Beziehung, ebensowenig wie hoke oder ríto das Bananenblatt, während bei

andern Pflanzen zu dem diesen Teil einer Pflanze bezeichnenden Wort, das Stammwort hinzutritt. Es heisst nämlich «rau» das Blatt (im besonderen ohne Zusatz, das Blatt der Batate) resp. r a u p a, das «grosse Blatt» infolgedessen r a u t o a das Zukkerrohrblatt, r a u u h i das Jamblatt, r a u k a p e das Arumblatt, r a u h a r a das Blatt des Pandanus, r a u p a p i k a das Feigenblatt, r a u p a t a r o das Taroblatt. Es ist wahrscheinlich, dass in allen diesen Fällen die botanische Bezeichnung hervorgehoben wird, während bei dem industriell so wichtigen Blatt der Banane gerade irgend ein für die Anwendung im täglichen Leben besonderer (z. B. Hüttenbedeckung etc.), vielleicht für h o k e und r i t o verschiedener Zweck angegeben werden soll. Das getrocknete zersplissene für Flechtarbeiten (Hüte, Matten, etc.) benutzte Bananenblatt wird z. B. als k a k a k a bezeichnet. Es ist zu erwähnen, dass k a k a k a auf Efate, Samoa, Tonga, Futuna, Maquesas die vielbenutzte Fiber, welche den Stamm der Kokospalme teilweise überzieht, bedeutet, auf Neu-Seeland, wo diese Palme nicht mehr vorkommt, jede beliebige Fiber, auf Rapa Nui, wo die Kokospalme gleichfalls nicht gedeiht, finden wir die oben angegebene Uebertragung. Das getrocknete Blatt einer Pflanze, das in Fäden zum Nähen zerlegt ist, heisst a k o k o k o. Andererseits finden wir das Wort k o k o auf den Marquesas-Inseln als Benennung einer Bananenart gebraucht; es ist nicht unmöglich, dass auf Rapa Nui eine Varietät der Musa ebenso benannt wird. M e i k a (Maika, meia, etc.) als Bezeichnung der Banane ist allgemein polynesisch; wir finden sie bis an die Grenze des melanesischen Archipels. Hierbei ist jedoch nicht zu übersehen, dass im ozeanischen Sprachgebiet für die wichtige Banane eine sehr grosse Nomenklatur vorhanden ist. Besonders

im Ostpolynesischen und Melanesischen finden wir von der Primärform futi abgeleitete Worte. Eine solche Ableitung haben wir auf Rapa Nui wahrscheinlich in huti, unter Wechsel der ursprünglichen Bezeichnung, da mit huti Fibern, Faser, Tauwerk und ähnliches bezeichnet wird, also ein Produkt aus der Banane.

Ein geschätztes Naschwerk der Kanaken für Jung und Alt ist das Zuckerrohr, polyn. toa (Saccharum officinarum, Fam. der Gramineae). Das Zuckerrohr (wie übrigens auch die Banane) tritt auf der Osterinsel nicht nur kultiviert sondern häufiger im verwilderten Zustande auf. Es wird nur gekaut; seine Vergärung zu Rum ist unbekannt, wie überhaupt auf dem Eiland kein einziges Genussmittel, besonders vor dem Erscheinen der Europäer, vorhanden war, eine Tatsache, die sich sonst schwer mit dem Satze verträgt „wonach alle Naturvölker eine merkwürdige Findigkeit gezeigt haben, in die Chemikalienkiste der Natur zu greifen und Genussmittel aus ihr herauszuholen". Machten ja auch sonst die Südseeinsulaner, von den Rapa Nui-Leuten abgesehen, mit ihrer Kawa Kawa von diesem Grundsatze keine Ausnahme. Neben Gräsern, Bananenblättern und gelegentlich denen des Jams wurden die Blätter des Zuckerrohres zur Bedeckung der früher vorhandenen umgekehrt bootförmigen Hütten benutzt. Die polynesische Bezeichnung des Zuckerrohres finden wir als to auf den Paomotus, Mangareva, den Marquesas, Tahiti, Tonga, Niue, als tolo auf Samoa und Futuna; auf Neu-Seeland, wo Saccharum nicht gedeiht, bedeutet toa ein ähnlich gestaltetes Gras. Wiederum haben wir eine Verbreitung der Pflanze und ihrer Bedeutung vom äussersten Osten bis zum äussersten Westen des polynesischen Inselflur, ja noch über sie hinaus.

In weitem Abstande folgen hinter den bisher genannten Nahrungspflanzen mit essbaren Früchten der Pandanus polyn. hara (Pandanus odoratissimus, Fam. der Pandanaceae), die Feige pol. pika und die Maulbeere polyn. mona mona (Ficus carica resp. Morus, Fam. der Moraceae). Das Blatt des Pandanus wird in ähnlicher Weise benutzt wie das oben erwähnte als kakaka bezeichnete Bananenblatt. Das polynesische hara (ara, fara, faa, etc.), finden wir im ganzen ostpolynesischen Inselarchipel, während wie zu erwarten, ursprünglich eingeborene Namen für die Feige und Maulbeere nicht zu finden sind; die oben angegebenen sind neue Benennungen. Es ist daher mehr als zweifelhaft, ob diese beiden, wenn auch Asien, (die Feige Vorderasien) entstammenden Fruchtbäume auf der Insel heimisch sind; wir finden sie weder in den vorher angeführten Ueberlieferungen, noch existieren sie in grösserer Zahl; andererseits wächst allerdings Ficus carica in zwei Formen grössere und kleinere Früchte tragend auf der Insel fast wild und in scheinbar alten Exemplaren.

Die wildwachsenden (oder verwildert vorkommenden) Kürbisse (Kalabassen, Fam. der Cucurbitaceae) sind heutzutage ohne Bedeutung für die Ernährung der Eingeborenen und werden von ihnen nicht kultiviert. Fünf, darunter zwei nicht bestimmte, Varietäten sind vorhanden. Im übrigen Polynesien kommen folgende Namen für diese Früchte vor: hue eine rankende Art (gleichzeitig Bezeichnung für Topf), hipu, (gleichzeitig Bezeichnung für Teller, Gefäss), mautini (= „sehr reichliches Essen“) und pakahera. Die Anzahl der Bezeichnungen dürfte hiermit bei weitem nicht erschöpft sein. Schon die erwähnten Beispiele lassen erkennen, dass die Insulaner zwischen Früchten

unterscheiden, die besonders industriellen Zwecken (Wassergefässe aus Kalabassen, wie sie noch bis heutigen Tages benutzt werden) und solchen, die vorzüglich zur Nahrung dienen. In einer Tradition heisst es: „Inden ersten drei Monaten ernährten sie sich ganz von Fisch, Schildkröten und den Nüssen einer Kriechpflanze, die am Boden entlang wuchs und moki-oo-ne genannt wurde". Da Nüsse tragende Pflanzen der beschriebenen Art auf der Insel nicht vorkommen, dürfte es sich um kleinere Kürbisse handeln, die den ersten Bewohnern der Insel nach ihrer Landung so lange zur Speise dienten, bis die erste Ernte an Bataten, Jams etc. heranreifte. Wie die Wurzeln der Gelbwurz fanden auch die Kürbisse als Schmuck bei den Osterinsulanern Verwendung; sie wurden in die stark erweiterten und verlängerten Ohrlappen geschoben.

Alle die bisher angeführten Vertreter der Pflanzenwelt waren, mit wahrscheinlicher Ausnahme vielleicht von Feigen- und Maulbeerbaum, den Bewohnern des Eilandes schon in der Zeit vor der Berührung mit den Europäern bekannt; doch scheint früher noch eine dem Taro ähnliche Wurzel kape (Arum?, Fam. der Araceae) vorhanden gewesen zu sein. Kape bedeutet auf Rapa Nui Arum und Jam, auf Mangareva eine dem Taro verwandte Pflanze, auf Samoa, Tonga, Futuna, den Marquesas und Tahiti den bitteren Taro und zwar auf den beiden letzteren Inseln Arum costatum. So dürfte möglicherweise auch auf der Osterinsel eine Arum-Varietät gemeint sein, obwohl unter den gesammelten Araceae nur eine Colocasia erwähnt wird.

Der auf den Inseln des Stillen Ozeans vorkommende Ingver, polyn. kiata, und die Gelbwurz, polyn. pua, (Zingiber resp. Curcuma Fam. der Zingibiraceae) gehören den historischen resp.

verloren gegangenen Pflanzen an. Auch finden wir für Ingver die Bezeichnung kava (bitter) vor. Die Namen einiger Pflanzen sind nicht ganz feststehende resp. wechselnde. Auf den übrigen Inseln Polynesiens wird der gegorene durch Kauen gewonnene Saft aus den Wurzeln von Piper methysticum als „kava" bezeichnet. Von der Gelbwurz (Curcuma longa) kommt nur ein verlassenes Exemplar bei Mataveri, von dem Ingver, der den heutigen Bewohnern in der Erinnerung noch bekannt ist, überhaupt keins vor. Die Vernichtung gewisser Pflanzen ist in der Hauptsache wohl dem in neuer Zeit eingeführten Vieh zuzuschreiben, das die Insel zahlreich bevölkert, Ob der Ingver benutzt wurde, steht nicht fest, ebenso nicht, ob die Gelbwurz als Gewürz diente. Aus Curcuma longa wird übrigens eine Art Arrowroot gewonnen, für die ein einheimischer Name pia vorhanden ist, so dass es nicht unmöglich erscheint, dass auf der Osterinsel dieses Stärkemehl, wenigstens früher, hergestellt wurde. Ferner wurde aus dem Rhizon der Curcuma ein gelber Farbstoff gewonnen, mit dem das Gesicht und der Tapastoff gefärbt wurde.

Die Kokospalme, polyn. niu, (Cocos Fam. der Palmae) ist nur in 2 Exemplaren auf der Osterinsel vorhanden, die aber keine Früchte tragen, da das Klima wahrscheinlich nicht genügend günstige Bedingungen zu ihrer Reife bietet. Die Insel liegt auf der Grenze der Tropen- und Subtropenzone bei einem Jahresmittel von nur 20°, während im allgemeinen angenommen wird, dass die untere Mitteltemperatur zum Gedeihen der Kokospalme 26° beträgt. Ueberdies gehören möglicherweise beide Exemplare der Palme nur einem Geschlecht an, so dass auch aus diesem Grunde eine Fortpflanzung unmöglich wäre. Zwar fand Palmer

(1818) Kokosschalen vor und schloss irrigerweise daraus auf Ernten von Nüssen in früherer Zeit, aber schon Cook schreibt: „Ich habe keine Hausgeräte unter ihnen gesehen mit Ausnahme von Kalabassen und hiervon nur wenige. Sie waren sehr begierig nach Kokosschalen".

Es ist vor allem bemerkenswert, dass die zitierten Kulturpflanzen vom Westen her nach dem Ostereiland kamen, sich also von einem asiatischen Ursitz her bis nach dieser äussersten Ostgrenze Polynesiens, die sich dem amerikanischen Kontinent auf 2.000 Seemeilen nähert, verbreiteten. Wenn an dieser Stelle auch verzichtet werden soll, auf die in den letzten Jahrzehnten von Missionären oder später den Pächtern der Insel eingeführten Gemüse, Früchte und andere Pflanzen einzugehen, so müssen doch wenigstens einige Vertreter der amerikanischen Flora erwähnt werden, die für die Eingeborenen eine gewisse, wenn auch mit den zuerst genannten Vegetabilien nicht vergleichbare Rolle gewonnen haben und die ihnen zum Teile im 18. Jahrhundert durch die Entdeckungsreisenden jener Zeit zugetragen wurden. La Pérouse liess z. B. auf der Osterinsel im April 1786 Tiere und Sämereien u. a. Baumwolle und Mais, zurück. Von den Baumwollstauden sind nur vereinzelte halbwilde Exemplare übrig geblieben. Der Mais bürgerte sich ein. Kaffeestrauch und Brotfruchtbaum z. B. sind wahrscheinlich infolge geringer Pflege auf der Insel nicht fortgekommen; Erbsen, polyn. (aus dem Englischen pea) pipi, Bohnen, polyn. (aus dem Französischen haricot, über Tahiti) ariko, getrocknete Bohnen wahrscheinlich onomatopoetisch, polyn. pakapaka, Melonen, po-

lyn. (aus dem Spanischen melón über Chile) merone, Zwiebeln, polyn. (aus dem Französischen oignon, über Tahiti) onioni, Weinstock, polyn. (aus dem Spanischen über Chile) raupa-vino, Kartoffeln, polyn. (spanisch papa) poporo u. a. m. gehörten fast ausschliesslich dem Küchengarten der Missionäre an. Von Bedeutung ist hier vor allem der Maniok, polyn. manioko (Manihot Fam. der Euphorbiaceae), während der Mais, polyn. tarake, (Zea mais, Fam. der Gramineae) von den Insulanern zur Ernährung nur wenig verwandt wurde. Hinzuzufügen ist ferner der spanische Pfeffer, polyn. oporo, (Capsicum, Fam. der Solanaceae), der aber bei weitem nicht in dem Masse wie in Südamerika verwandt wird. Aus derselben Familie stammend ist eine kleine Tomate (Solanum Lycopersicum) von Rapa Nui wieder verschwunden. Die Ananas, polyn. anana, (Ananassa sativa, Fam. der Bromeliaceae) ist gleichfalls nur eine seltene Zukost gewesen und heute wohl mangels an Kultur bis auf wenige verkümmerte, fast wild wachsende Exemplare verschwunden.

Alle zu industriellen, medizinischen oder ähnlichen Zwecken benutzten Vertreter der Osterinselflora sind auf Rapa Nui naturalisiert. Der Industrie etc. dienten auch einige der oben erwähnten hauptsächlich zur Nahrung bestimmten Kulturpflanzen, wie zum Dackdecken die Blätter des Zuckerrohres und des Jams, zum Färben die Gelbwurz, in mannigfaltiger Anwendung verschiedene Bestandteile der Banane. Es gehören hierzu der Ti-Strauch polyn. ti (Dracaena terminalis resp. Cordyline terminalis oder Cordyline ti, Fam. der Liliaceae), der die blaue Tätovierungsfarbe lieferte.

Auf den Fidschi-Inseln war die süsse Wurzel der Ti-Pflanze ein beliebtes Nahrungsmittel. Auf

der Osterinsel sind nur noch wenige Exemplare des Ti vorhanden; auch hier wurde die Wurzel früher gegessen. Zur Rindenstoffbereitung (tapa) diente der Papiermaulbeerbaum, polyn. mahute, (Broussonetia papyrifera Fam. der Moraceae), der Toromiro, polyn. toromiro, (Sophora tetraptera resp. Edwardsia toromiro, Fam. der Leguminosae), einst der heute sehr selten gewordene Holzlieferant (hölzerne Idole, Keulen, tapa-Schlägel u. a. m.) für die Bewohner des Eilandes. Dem Papiermaulbeerbaum wurde, obwohl wildwachsend, zweifellos eine sorgsame Pflege zuteil. Er wurde z. B. gegen den Wind durch Steinmauern geschützt. Frühere Autoren sind der Meinung, dass die Meeresströmungen die mit Schwimmkörpern versehenen Früchte des Toromiro von Südchile nach Juan Fernández, der Osterinsel und Neu-Seeland (oder umgekehrt?) geführt haben. Nach einer Ueberlieferung der Kanaken haben die ersten Bewohner Papiermaulbeerbaum und Toromiro eingeführt. Unklarheit herrscht inbezug auf eine jetzt seltene Pflanze polyn. hau hau oder moaua resp. purau, aus deren Rinde die Kanaken die Fibern zur Herstellung ihrer Fischnetze gewannen. Vielleicht handelt es sich um ein Bäumchen. Triumfetta semitriloba (Fam. der Tiliaceae), eine in der amerikanischen Tropenregion heimische Pflanze, nach Churchill um Hibiscus (Hibiscus tiliaceus? Fam. der Malvaceae). Im Aussterben begriffen ist der polyn. nojo (Noho? Caesalpinia bonduc, Fam. der Leguminosae), der zum Befestigen der Hölzer beim Bau ihrer Boote und ihrer umgekehrt kahnförmigen Hütten, sowie als Medikament diente. Gegen die Lepra wird ein in den Camotalefeldern vorkommendes Unkraut, polyn. puringa (Verbena litoralis, Fam. der Verbenaceae), als Heilmittel benutzt. Ob der

Seifenbaum (Sapindus saponaria Fam. der Sapindaceae) auf der Insel heimisch ist oder später, wenn auch in zurückliegender Zeit, eingeführt wurde, ist kaum festzustellen, auch nicht ob die reinigenden oder medizinellen Eigenschaften der Schaum erzeugenden Früchte, die als Schmuck benutzt wurden, bekannt waren. Eine Textilpflanze, Tespesia populnea, ist von der Insel in neuester Zeit verschwunden. Thespesia wird auf Tahiti als heiliger Baum mit toromiro bezeichnet. Auf der Osterinsel bedeutet hingegen toromiro überhaupt oft nur ein sehr hartes Holz. Heute werden zu den spärlichen Flechtarbeiten, die überhaupt noch auf Rapa Nui ausgeführt werden, (z. B. Hüte), die in den Kraterseen vorhandenen *Binsen*, polyn. gautu, verwendet.

Wie in den letzten Jahrzehnten, infolge häufigerer Berührung mit den Europäern, zum mindestens die materielle Kultur der Osterinsulaner bis auf geringe rohe Reste verschwunden ist, so bietet auch ihr Landbau heutzutage keineswegs ein erfreuliches Bild. Alle Kulturen (in der Umgegend von Angaroa) befinden sich in schlechtem Zustand, sie sind von Unkraut durchwuchert, ungedüngt und die Gemarkungen verwischt. Merkwürdigerweise sind die Pflanzungen der Leprösen, etwas nördlich von Angaroa bei Tahai gelegen, besser in Stand gehalten, vorzüglich ihre Camotales. Früher war das anders. Schon Friedrich Behrens berichtet: „Alles ist dort bepflanzt besäet und bearbeitet... Die Ackerstücke (nach jetzigem Masse d. V.) 30—50 Aar gross, sind mit grosser Genauigkeit untereinander getrennt und mit dem Seil gezogen..... Die Felder und die Bäume waren in Fülle beladen. Was ihren Unterhalt anbetrifft, so scheint es, dass er durch den Anbau des Bodens erhalten wird, da wir ihn überall

bepflanzt sahen. Ausserdem wurden die Felder und Länder alle mit der Schnur gemessen und sehr sauber kultiviert..... Die Insel ist ein angenehmer und günstiger Platz, um Erfrischungen zu erhalten, da das ganze Land unter Kultur ist". Von Roggeveen selbst haben wir zu der hier behandelten Frage keine Auslassung. Interessant ist seine Angabe über die Häuptlinge... „weil sie ihres höheren Ranges keine Feldarbeit zu leisten brauchten... Aus der geringen Zahl der Hütten mag klar geschlossen werden, dass alle Indier ihre Besitzungen gemeinschaftlich benutzen... Die Bebauung des Landes ist nur soweit erfolgt, als sie für die Erhaltung des Lebens unumgänglich notwendig ist". Der Pilot (wahrscheinlich Don Juan Herve) des Schiffes San Lorenzo, der im Jahre 1770 im Auftrage des damaligen Vizekönigs von Perú die Insel besuchte, schreibt: „Wir gingen etwa 2 Meilen weit und sahen einen Bananengarten, welcher sich über eine Viertelmeile weit erstreckte und etwa die Hälfte dieser Entfernung breit war. Es gab dort andere kleine Gärten und mehrere Pflanzungen und Felder mit Zuckerrohr, süssen Kartoffeln, Taro, Jams, weissen Kürbissen und Pflanzen ähnlich denen, deren Blätter in Callao gebraucht werden, um Matten zu machen". Von Cook hören wir das Folgende: „Das Land erschien öde und ohne Wald, trotzdem gab es mehrere Pflanzungen süsser Kartoffeln desgleichen von Bananen und Zuckerrohr..... Auf ungefähr 3 Meilen fanden sie das Land sehr öde und an einigen Plätzen erschien am Boden der blosse Felsen; abgesehen davon kamen sie zum fruchtbarsten Teil der Insel, den sie sahen, welcher mit Kartoffelpflanzungen, Zuckerrohr und Bananenbäumen besetzt war und nicht so mit Steinen besät, wie sie vorher gesehen hatten. Da jedes Ding durch angestrengte Arbeit

erhalten wird, kann nicht vermutet werden, dass die Einwohner mehr pflanzen, als für sie nötig ist... Die Produkte sind: süsse Kartoffeln, Jams, Taro oder Wirbelwurzel, Bananen, Zuckerrohr, alles von ziemlicher Güte, besonders die Kartoffeln, welche die besten der Art sind, die ich je probierte. Kürbisse (Kalabassen) haben sie auch, aber so wenige, dass Kokosnusschalen das wertvollste war, das wir ihnen geben konnten... Ihre Pflanzungen sind fein nach der Schnur gerichtet, aber durch keinen Zaun eingeschlossen; in der Tat haben sie hierzu nichts als Steine. Ich habe keine Zweifel, dass alle diese Pflanzungen Privateigentum sind, und dass es hier, wie in Tahiti Häuptlinge sind, denen die Pflanzungen gehören". Beechey lässt sich über den Anbau folgendermassen aus: „Die grösste Aufmerksamkeit schien der Bodenkultur geschenkt zu werden. Solche Plätze, die nicht unmittelbar den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt waren, waren in längliche Streifen zerlegt und fogten der Richtung der Bergabhänge, und Furchen waren im rechten Winkel zu ihnen gezogen, um die Wasserströme bei ihrem Abfluss aufzufangen. Nahe der kleinen oben erwähnten Bai (Bai von Angaroa oder Cooks-Bai) war ein erloschener Krater (des Vulkans Rana-Kao), dessen Seite, die zur See abfällt, eingefallen ist. Die Eingeborenen bedienten sich dieses natürlichen Reservoirs der Feuchtigkeit, an der andere Teile der Insel so arm sind, hatten den Boden in seinem Zentrum kultiviert, und eine frühreife Gruppe Bananenbäume bot, als wir vorbei kamen, einen erfreulichen Eindruck... (Eine irrtümliche Angabe: Im Zentrum des Vulkans Rana Kao befindet sich ein See; die Bananengruppen finden sich aber tatsächlich an verschiedenen Punkten innerhalb des Kraters). Da alles durch anstrengende Arbeit erhalten wird, kann nicht vermutet

werden, dass die Einwohner mehr pflanzen, als für sie genügend ist..." Hören wir La Pérouse: „Der zehnte Teil des Landes ist kaum kultiviert, und ich glaube, dass drei Tage Arbeit für jeden Indianer genügen, um sich Lebensunterhalt für ein Jahr zu besorgen. Ich glaube, dass diese Ackerbauprodukte gemeinsam waren... Ihre Stoffe sind auch aus der Rinde des (Papier-) Maulbeerbaums gemacht, aber sie sind sehr selten, weil die Trockenheit diese Bäume zerstört hat. (Wahrscheinlich ist, dass bei dem grossen Holzbedürfnis der Insulaner der ursprünglich vorhandene Baumwuchs der Insel in sehr kurzer Zeit fast zum Schwinden gebraucht wurde. Roggeveens Angabe (1722), dass die Insel voller Bäume war, die mit Früchten beladen waren, bezieht sich wahrscheinlich nur auf die Bananenpflanzungen. Die dieser Gattung, welche widerstanden haben, haben nur drei Fuss Höhe; man ist sogar gezwungen, sie mit Mauern zu umgeben, um sie gegen den Wind zu schützen..... Die Felder sind mit viel Intelligenz kultiviert. Die Indianer reissen die Unkräuter aus, häufen sie auf, verbrennen sie und düngen mit ihrer Asche den Boden. Die Bananenbäume sind mittelst Seilen gerade gerichtet. Sie kultivieren auch Solanum oder den Nachtschatten, aber ich kenne nicht den Gebrauch, den sie davon machen..... Es ist wahrscheinlich, dass in jedem Distrikt ein Häuptling ist, welcher besonders die Pflanzungen überwacht." Ein Mitglied der La Pérouseschen Expedition, Langle, führt weiter aus: "... wir besuchten verschiedene Jams- und Batatenpflanzungen. Der Boden dieser Kulturen war eine Pflanzenerde und sehr fest..... Wir versuchten die Insulaner zu belehren, dass die Früchte und Wurzeln (die Langle aussäen liess) zu essen wären; sie verstanden uns vollkommen

und zeigten uns hinfort die beste Erde, uns den Ort angebend, wo sie unsere neuen Produktionen zu sehen wünschten. Es gab auch grosse Felder mit Nachtschatten, welche, diese Leute auf dem durch Jam und Bataten erschöpften Boden zu pflanzen schienen... Es schien uns, dass dieser Teil der Insel (die S. O.-Seite) besser kultiviert und bevölkerter war als die Cooks Bai..... Der Sumpf (Krater des Rana Kao) war von den schönsten Pflanzungen umsäumt, von Bananen und Maulbeerbäumen (wahrscheinlicher Papiermaulbeerbäume). Kaum $^1/_{10}$ der Insel ist bewohnt; die kultivierten Terrains haben die Form eines sehr regelmässigen Rechtecks, ohne irgend eine Umschliessung. Der Boden scheint von guter Qualität; er wäre von noch grösserer Fruchtbarkeit, wenn er berieselt wäre. Wir haben bei diesen Leuten kein Instrument kennen gelernt, dessen sie sich zur Bearbeitung ihrer Felder bedienen konnten; es ist wahrscheinlich, dass sie nach der Reinigung Löcher mit Holzstöcken machen, und dass sie so ihre Bataten und Jams pflanzen..... (Zum Lockern des Bodens, das wenig intensiv vorgenommen wird, zum Pflanzen der Bataten, des Taros und Jams und Bohren von Löchern werden verschieden lange, aus hartem Holz bestehende, unten zugespitzte Grabstöcke oder lang geformte Steine, sog. Grabsteine, noch heute benutzt d. V.). Es scheint, dass die Erdprodukte allen Einwohnern des gleichen Distrikts gemeinsam sind. Rollin, ein anderer Begleiter La Pérouses schreibt: „Bananen werden, wie auf den Sandwichinseln, in geschützten Löchern gezogen..... Pflanzungen gibt es viele; die mit Bataten und Jams bepflanzten Felder sind alle rechteckig; sie haben keine Hecke und Umzäumung, wie sie einige Papiermaulbeerpflanzungen haben: die der

Abb. 12. Etwa 90 Jahre alte Osterinsulanerin mit durchbohrten Ohrlöchern. (Phot. Dr. W. Knoche). (Vergl. Text Seite 164—169).

Abb. 14. Das Verwaltungsgebäude der Firma Williamson, Balfour & Co. in Mataveri. Das genannte Haus hat den grössten Teil der Osterinsel zur Schafzucht von der chilenischen Regierung gepachtet.

Bananen sind schachbrettartig gepflanzt und sorgfältig gehalten".

Fassen wir die Angaben dieser ersten Besucher von Rapa Nui zusammen, so ist nur wenig hinzuzufügen. Zweifellos war der Grund und Boden nicht allen Bewohnern der Osterinsel gemeinsam; wohl bestand aber (bis in die Jetztzeit) ein Dorf-, bezw. vielleicht besser benannt Sippenkomunismus. Dieser Landbesitz der Familie in weiterem Sinne hatte aber strengsten Eigentumwert. Sofort bei der Bearbeitung wurde ein Feld mit dem ,,rahui'' (wörtl. „verboten"), einen kegelförmigen Steinhaufen aus drei oder vier übereinander getürmten Steinen bestehend, der oben geweisst war, als Eigentumszeichen versehen. Beim Nachgraben fanden sich unter einem dieser Steinkegel, die ihrer Form nach vielleicht sehr primitive Idole sind, Menschenknochen. Möglicherweise handelt es sich um Gräber, ähnlich, aber vielleicht in primitiver Form, den Beerdigungsstätten, die sich unter den grossen steinernen Standbildern, den Moais, finden. Es ist nicht unmöglich, dass der ,,rahui'' als letzter Ruheplatz eines (hervorragender) Sippenmitgliedes mit sakrosankter Bedeutung als Sippeneigentumsmarke des bebauten Ackerstückes galt!!

Die Häuptlinge (resp. Sippenhäupter) waren von der Arbeit befreit; sie hatten die Oberaufsicht über den Landbau ihrer Gemeinde, der fast ausschliesslich von älteren Männern betrieben wurde. Diese hiessen kerihaga oone, d. s. die beim Graben des Bodens Beschäftigten, oder tagata (-kanaka) tanu kai, d. s. die mit der Aussaat der Nahrungsmittel beauftragten Leute kai unversellgenanntes Wort für ,,Essen"; der Unterschied der Bezeichnung deutet auf eine unterschiedliche Tätigkeit bei der

Bodenkultur hin. Die Osterinsel war nicht gleichmässig bebaut und dementsprechend nicht gleichmässig besiedelt. Die fruchtbarsten Gebiete lagen an der Küste, obwohl Gemeinden im Innern nicht fehlten; vorzüglich auf der Süd-Ost-Abdachung befanden sich zahlreiche Siedelungen, unter ihnen der Hauptort Vaihu, doch auch der Westküste mit dem heute noch allein vorhandenen Dörfchen Angaroa fehlten fruchtbare Terrains nicht. Naturgemäss konnte nur ein relativ sehr geringer Teil des Eilandes überhaupt angebaut werden. Einmal waren manche Regionen, selbst soweit sie nicht von ziemlich steil abfallenden grösseren oder kleineren vulkanischen Trümmer und Brocken verschiedener Gestalt und Grösse bedeckt waren zum Ackerbau wenig geignet, ein andermal muss daran erinnert werden, dass, da hauptsächlich Knollen- resp. Wurzelstockfrüchte kultiviert wurden, allmählich wohl doch eine Erschöpfung der betr. angebauten Fläche eintrat, so dass diese einige Zeit brach liegen musste, oder aber zwecks Gründüngung mit Nachtschatten bepflanzt wurde. Leider ist nicht mehr festzustellen, ob eine Wechselkultur (z. B. Kulturfolge von Bataten und Zuckerrohr) stattgefunden hat. Die Angabe (La Pérouse) dass ein Zehntel des Areals von Rapu Nui bewohnt oder besser gesagt angebaut war, dürfte den Tatsachen ziemlich entsprechen. Nehmen wir also an, dass bei 179 km² Oberfläche 10—20 km² mit Nährfrüchten bepflanzt waren, so kommen wir zu dem Schlusse, dass die Insel, von den Ergebnissen des Fischfangs abgesehen, eine Bevölkerung von mehreren Tausend Seelen bequem ernähren konnte!

Technich stand die Bodenkultur auf der Osterinsel, wie wohl allenthalben in Ozeanien, auf der tiefsten Stufe; wir finden Hack oder genauer «Stocherbau». Das Arbeitsinstrument war der zugespitzte

Grabstock (noch mindestens bis zum Jahre 1912) oder der länglich gestaltete Grabstein, wobei anzunehmen ist, dass letzterer nicht das ursprüngliche Instrument darstellt, sondern als Ersatz bei Mangel an geeignetem Holz, das auf Rapa Nui sehr rar war, für den Grabstock eintrat. Hiervon waren übrigens 2 Arten in Gebrauch, ein kräftiger, oka (oder ukai) zum Aufbrechen der Erde und Fortschleudern der Steine, und ein längerer, oka keri, der im gesäuberten Erdreich benuzt wurde, also der eigentliche Pflanzstock. Bemerkt sei hier, dass die „Champas" der Jampflanze (ähnlich denen der Spargel in Chile) in Haufen guter Ackererde über dem Boden gepflanzt werden; ein fleissiges Häufeln findet statt. Die Bataten werden als Ableger gesetzt und zwar auf steinigem Terrain; vielleicht um einer Entartung vorzubeugen, holt man die Setzlinge gelegentlich von den halbwilden Pflanzen, die in der Nähe der Kraterseen vorkommen, obwohl hier die Knollen (eben mangels an Kultur) kleinere sind.

Ist nun auch der vulkanische Boden auf Rapa Nui ein vorzüglicher Fruchtboden und das Klima mit seiner subtropisch-tropischen Temperatur, reichlichem Sonnenschein, gut verteilten, kräftigen Niederschlägen, die bei schnellen Versickern sich nicht über dem Erdreich stauen, ein gesegnetes, so gilt trotzdem, besonders in Anbetracht der primitiven Hilfsmitteln, das, was einmal von den Melanesiern gesagt wurde: „Manche Produkte des Pflanzenreiches wachsen den Eingeborenen allerdings in den Mund; in der Regel muss er jedoch, wie überall in der Welt, sein tägliches Brot im Schweisse seines Angesichts erwerben, obgleich eine gütige Natur dafür sorgt, dass seine Anstrengungen nach dieser Richtung hin sehr erträglich genannt werden müssen. Viele der hauptsächlichsten Nahrungspflanzen erfordern einen regelmässi-

gen Anbau und eine sorgfältige Pflege, die den Ackerbau von der Bestellung seiner Felder bis zur Ernte fast ununterbrochen in Tätigkeit hält, während andere von Jahr zu Jahr ohne besondere Mühewaltung einen reichlichen Ertrag liefern". Der Osterinsulaner musste auf das fleissigste jäten, um das üppig wuchernde Unkraut fernzuhalten, er musste das Feld von den zahlreich vorhandenen vulkanischen Brocken befreien und im Falle von Neuland mit dem Grabstock beim Aufbrechen der Erde (polyn. are, vor dem Säen kerie) das Gras mit seinen tiefliegenden Wurzeln wegschaffen; aber er begnügte sich nicht nur hiermit, sondern er verbrannte das gejätete Unkraut zur Asche und düngte, von der oben erwähnten Gründüngung abgesehen, sein Stück Land hiermit, so dass allmählich eine Humusschicht (polyn. veku) entstand. Die Kulturpflanzen wurden auf sorgfältigst das durch flache Gräben voneinander abgegrenzten rechteckig gestalteten Beeten gezogen, die sich zum Schutze gegen die Verdunstung bei einem an sich sehr durchlässigen Boden in Schattenlage befanden; Bananenstauden, soweit sie nicht am feuchten Ufer eines der beiden Kraterseen standen, wurden durch Steinmauern gegen den Wind geschützt, vorzüglich aber in den dolinenartig eingestürzten Schlackensäcken kultiviert, wo sie bei reichlicherer Bodenfeuchtigkeit und behütet vor dem austrocknenden Passat besonders gut gediehen. Die Bemerkung G. Forsters, dass jede Pisangpflanze von einem Bewässerungsgraben von $^1/_3$ Meter Tiefe umgeben war, muss auf einer Verwechselung mit der oben geschilderten Angabe beruhen. Berieselung war den Eingeborenen wohl unbekannt und konnte bei der ausserordentlichen Porosität des Bodens kaum stattfinden. Letzterer hatte zwar eine grosse Trinkwasserkalamität zur Folge, aber die zahlreichen

Schauer bewirkten, dass der Anbau im grossen und ganzen kaum Schaden erlitt. Ernten (polyn. mau nui = viel Nahrung) ebenso wie Pflanzen konnte dank dem Klima während des ganzen Jahres stattfinden. Festlichkeiten, wie sie etwa bei der auf eine bestimmte Periode beschränkten Zeit des Sammelns der Seevogeleier stattfanden, waren anscheinend nicht damit verbunden. Die Knollen- oder Wurzelstöcke wurden zu grossen Haufen aufgeschichtet (polyn. pupu puke), um dann verwandt zu werden.

Auf jeden Fall ist es nach dem Gesagten wohl sehr fraglich, ob Ratzel mit der Behauptung Recht hat, dass der Ackerbau auf der armen Osterinsel unter allen ozeanischen Inseln am tiefsten stand. Man muss doch zweifellos gerade das einsamste aller Völkchen bewundern, wie es auf die kärglichsten Hülfen beschränkt mit Liebe, Treue und Intelligenz sein Land einst derart bebaute, dass es ein volles Lob der ersten europäischen Besucher verdiente, die übrigens fast ausnahmslos den Geschmack und die Güte der Landesprodukte rühmen.

Auf wie niedriger Stufe auch der Ackerbau Rapa Nuis in technischer Hinsicht stehen mag, umso grösser ist unser Erstaunen, welches detaillierte Unterscheidungsvermögen die Insulaner dieses isolierten Erdbrockens den so gezählten Vertretern ihrer Kulturpflanzen gegenüber besitzen, ein Unterscheidungsvermögen, das der Sorgfalt der primitiven Bodenbearbeitung würdig zur Seite steht, das wir aber andererseits bei anderen Eingeborenen des pazifischen Inselarchipels gleichfalls vorfinden. R. Parkinson erzählt von den Bewohnern des Bismarkarchipels und der Salomoninseln: „Sie sind zwar nicht ausschliesslich Vegetarianer;“ das

Pflanzenreich liefert ihnen jedoch den Hauptbestandteil der Nahrungsmittel (das Gleiche gilt für die Osterinsulaner d. V.), und wie sie für jede Pflanze einen besonderen Namen haben, so machen sie auch von den Erzeugnissen des Pflanzenreiches den ausgedehntesten Gebrauch. In der Kenntnis der Pflanzen beschämen sie geradezu den Europäer. Sie benennen mit der grössten Sicherheit mehrere Hundert von Pflanzenarten und unterscheiden zahlreiche Varietäten. So kennen die Bewohner der Nord-Ost-Gazelle-Halbinsel z. B. über 70 verschiedene Abarten von Bananen, obgleich die unterscheidenden Merkmale so fein sind, dass selbst ein geübter Botaniker auf sie aufmerksam gemacht werden muss, ehe er sie zu erkennen vermag. „Dieses scharfe Unterscheidungsvermögen findet sich im Kreise der höheren Kultur fast nur mehr bei Spezialisten als berufsmässig erworbene Fähigkeit, nicht als Gemeingut aller Volksangehörigen" (Hörnes).

Die Osterinsulaner unterscheiden 42 verschiedene Varietäten oder vielleicht besser ausgedrückt Subvarietäten, Formen und Unterformen des Jams, 25 der Batate, 14 des Taros, 12 des Zuckerrohrs und 9 der Banane. Diese Zahlen dürften als Minima zu betrachten sein, da nicht anzunehmen ist, dass eine Person (Martínez) in immerhin beschränkter Zeit und bei hauptsächlicher Wahrnehmung anderer Geschäfte eine annähernd vollständige Liste der Pflanzennamen aufstellen kann; ebenso dürften viele Bezeichnungen evtl. mit den Formen der betr. Kulturpflanze selbst im Laufe der Zeit verloren gegangen sein. Sind auch, wie die folgenden Aufstellungen, denen die Uebersetzung beigefügt wurde, zeigen, Geschmacksdifferenzen als Unterscheidungsmerkmale

kaum vorhanden, diese vielmehr in der Mehrzahl der Fälle dem äusserlichen Habitus der Pflanze entnommen, so können wir wohl doch annehmen, dass der Geschmack ein mitwirkender Faktor bei der so detaillierten Unterscheidung wurde. In dieser Hinsicht finden wir sogar häufig eine ausserordentlich logische, direkt botanisch-systematische Einteilungsmethode. Als Beispiel diene uhi. Die Varietät im Gegensatz zu andern wird als „ingverähnlich" bezeichnet, die Subvarietät „mit Haaren versehen", „besonders flügelförmig", „wie von Wellen bewegt", „mit Zeichnung versehen", „flammenähnlich". N.° 1 und 2 zeigt dann 2 Formen, eine dunkelfarbige und eine weisse (Wurzelstock). Der Ingvervarietät folgen die „ihe-", die „naie-" und die „vi-blat ähnliche" Varietät.

Als Analogen sprechen wir übrigens von Herzkirschen und Glaskirschen, Knollensellerie und Stangensellerie, Wurzelpetersilie, weissen und gelben Ruben, Weiss-, Rot-, Braun- und Grünkohl, Palmenkohl, Blumenkohl, usw. usw. und verknüpfen mit den visuellen Merkmalen entnommenen Unterscheidungen ein bestimmtes Geschmacksbild. Im allgemeinen sei bemerkt, dass selbst die Sprache der Kulturvölker ganz ausserordentlich arm an Geschmacksadjektiven ist, während die visuellen überaus zahlreich sind. Da gerade die Zahl an essbaren Vegetabilien eine so überaus geringe war, fand gewissermassen das Abwechslungsbedürfnis des Menschen in bezug auf die Nahrung einen Ersatz in den feineren Geschmacksunterschieden, die sich allmählich durch (unwillkürliche) Uebung herausbildeten, ähnlich

wie der passionierte Raucher oder der Weinkenner geschmacklich viel feiner nüancieren kann, und darin eine Erhöhung des Genusses findet, als der in dieser Hinsicht weniger Geübte.

Fassen wir die Resultate unserer Studie über die Kulturpflanzen der Osterinsel zusammen, so ergibt sich das folgende Resultat:

a) Die östlichste Amerika benachbartste Insel des Archipels „Ozeanien" besitzt voreuropäisch, ausschliesslich Kulturpflanzen, die dem asiatischen Kontinent entstammen. Diese, vorzüglich Jam, Batate, Zuckerrohr und Banane, wurden von den ersten Besiedlern des Ostereilandes mitgebracht.

b) Technisch steht der Ackerbau auf der steinzeitlich niedrigen Stufe des Grabstocks oder Grabsteins, unbeachtet dessen (voreuropäisch) die Sorgsamkeit und Pflege, die der Bodenkultur entgegengebracht wurde, eine ausserordentlich grosse war, so dass die Osterinsel trotz ihrer Vereinsamung hinter anderen Eilanden Polynesiens kaum zurückstehen dürfte.

c) Auch die Osterinsulaner (wie andere Polynesier, Melanesier und sonstige Naturvölker) unterscheiden, bedingt vielleicht durch Geschmacksübung, resp. Geschmacksgenuss bei einer sehr geringen Zahl von Kulturpflanzen, eine sehr grosse Zahl von Varietäten, Subvarietäten, Formen und Unterformen.

Die Tierwelt der Osterinsel.

Als eine kleine vulkanische Insel geologisch jüngeren Ursprungs und bei der grossen Entfernung von Kontinenten und anderen Inseln besitzt das Ostereiland eine Fauna von wenig ausgesprochenem Charakter.

Die Mehrzahl der hier akklimatisierten tierischen Landbewohner wurden vorzüglich seit ihrer Entdekkung bei Besuchen fremder Schiffe eingeführt, z. B. wurde bei der Reise des Schulschiffes Baquedano im Jahre 1911 der Rüsselkäfer nach der Insel in den dort gelassenen Kartoffelkästen verschleppt.

Unter den naturalisierten Tieren finden sich vor allem kosmopolitische Insekten und Spinnentiere mit Vertretern aller Familien. Hierbei fällt die grosse Anzahl der Familien gegenüber der Artenzahl auf. Eine ähnliche Erscheinung wurde auch bei den Pflanzen des Ostereilandes (und aller ozeanischen Inseln) beobachtet.

Einige wenige Isopoden (Silberfischchen) und Würmer, ein Diplopodus (Tausendfüsser), eine Schnecke sind wahrscheinlich erst in den letzten Jahrzehnten mit Pflanzen o. ä. nach der Osterinsel eingeschleppt worden.

An Vögeln wurden auf der Insel eingeführt, und zwar um das Jahr 1890, das chilenische Rotkehlchen, die Loica und eine Wildente. Das Huhn wurde von den

Eingeborenen auf ihren Wanderungen vom Westen her mitgebracht und findet sich sowohl domestiziert wie auch verwildert auf der Insel.

An Säugetieren finden wir eingeschleppt die Ratte und die Hauskatze, welch letztere aber nur in verwildertem Zustande vorkommt. Vom Hund ist es nicht sicher, ob er gleichzeitig mit den Polynesiern nach der Insel kam (??) oder von europäischen Seefahrern hinterlassen wurde.

Im Beginn der sechziger Jahre wurde von Chile her das erste Rindvieh und Pferde eingeführt; sie fanden ebenso wie die 1868 aus Tahiti importierten Schafe ein recht gutes Fortkommen.

Eingeführt wurden auf der Osterinsel ferner noch folgende Tiere, welche aber wieder ausgestorben sind oder verschwunden: die Biene, die in Chile akklimatisierte nordamerikanische Wachtel, das vor 50 Jahren in grossen Mengen vorhanden gewesene Meerschweinchen und der Esel.

Unter allen Wirbeltieren sind nur einige Eidechsen, von den Polynesiern M o c o genannt, auf der Insel heimisch, und es dürfte zweifelhaft sein, ob sie nicht als unfreiwillige Begleiter von den ersten Eingeborenen auf das Eiland gebracht wurden.

Weit interessanter als die Landfauna ist die ozeanische Tierwelt, da sie zahlreiche Arten aufweist, welche in engen Beziehungen zu denen der tropischen Meere des indo-pazifischen Ozeans, besonders zu Australien, den Norfolk-Inseln und Ostpolynesien stehen, in engerem Zusammenhang jedenfalls wie zu den Bewohnern der südamerikanischen Gewässer. Besonders die Fische zeigen ein solches Verhalten. Eine Languste, welche der der Juan Fernandez-Insel nur wenig ähnelt, fehlt nicht, ebensowenig wie Taschenkrebse, Seeigel, Seesterne, Seegurken, Muscheln und Meerschnecken.

Cölenteraten sind häufig, ebenso wahrscheinlich die Protozoen sowohl in den Kraterseen wie in den Küstengewässern, da Seeleuchten z. B. recht intensiv auftritt.

Statistische (sehr wenig vollständige) **Tafel der Tierwelt der Osterinsel und seiner Gewaesser.**

Ordnung	Gattung	Zahl der Arten
Vertebraten	Säugetiere	7
	Spinnen	7
	Reptilien	2
	Fische	14
Artrópoden	Insekten	26
	Spinnen	4
	Tausendfüsser	1
	Krebstiere	7
Vermes	Ringwürmer (Aneliden)	3
Moluscen	Schnecken (Gustropoden)	14
	Pelecipoden	1
Equinodermen	Seeigel	1
	Seesterne	2
	Holothurioiden	1
	Ophiuroiden	1
Cölenteraten		2
Protezoen		?

Osterinsel-Fauna.

(nach F. Fuentes).

VERTEBRATEN

Säugetiere.

Canis familiaris — *Der Hund.*

In der Ortschaft Angora nicht sehr häufig.

Felis domestica — *Die Hauskatze.*

(Curi der Eingeborenen)

Die ausschliesslich verwildert lebende Katze

fällt nachts über die junggeborenen Lämmer her und verfolgt die Hühner. Am Tage verbergen sie sich in den Höhlen, besonders an der Nordküste der Osterinsel, während sie am Tage kaum jemals sichtbar werden. Da sie von den Osterinsel-Pächtern wegen des Schadens sehr verfolgt werden, hat ihre Zahl gegen früher, wo sie eine Plage waren, stark abgenommen.

Sus domesticus — *Das Schwein.*

Da den Eingeborenen im ganzen wenig an Fleischnahrung liegt, und die Inselpächter kein Interesse an seiner Zucht haben, finden wir nur wenige Tiere auf der Insel (in Angaroa und in Mataveri).

Equus caballus — *Das Pferd.*

ist heutzutage das Mittel zur Fortbewegung auf der Insel und wird von den Eingeborenen beider Geschlechter gern als Reitpferd benutzt, aber wenig geschont. Die Tiere haben gute Qualitäten, mittlere Statur, die Mähne ist lang und der Schwanz fällt zu Boden. Sie finden sich auf der ganzen Insel, bevorzugen aber die Küste in der Nähe des Vulkans Rana Kao.

Bos taurus — *Das Rind.*

Von diesen finden wir einige hundert Exemplare im Besitze der Inselpächter. Sie gedeihen bei dem reichlichen Grasfutter und bei dem ihnen zusagenden Klima vorzüglich. Verwertet wird ausschliesslich das Fell, dass nach Chile exportiert wird.

Ovis aries — *Das Schaf.*

Einige tausend dieser Tiere bevölkern die Grashalden und Abhänge der Vulkane. Die Wolle, bei deren Schur die Eingeborenen helfen, wird nach Chile einmal im Jahre auf einem kleinen Segelkutter von den Pächtern nach Valparaiso verfrachtet und

bildet, zumal in Anbetracht der sehr geringen Pachtsumme, die Haupteinnahmequelle. Auch das Schaffleisch wird im allgemeinen nicht benutzt, höchstens zur Proviantierung der selten anlaufenden Kriegsschiffe, wie z. B. des deutschen Geschwaders, das unter von Spee im Anfang des Weltkrieges die Insel aufsuchte. Alles frische Fleisch hält sich kaum einen Tag lang: es verdirbt in dem feuchtwarmen Klima oft in Stunden.

Mus rattus — *Die Hausratte.*

Anscheinend nicht sehr häufig auf der Insel.

Mus decumanus. — *Die Wanderratte* sucht weit zahlreicher die Gemüse- und Bananenpflanzungen, sowie die mit süssen Kartoffeln kultivierten Felder heim.

Vögel.

Gallus ferrugineus — *Das Haushuhn.*
(uia der Eingeborenen)

Im östlichen Teil der Insel leben sie in absolut verwildertem Zustande und kommen dort in Trupps von einem Hahn begleitet von 1, 2, 3 oder 4 Hennen vor. Der Mensch veranlasst sie zu sofortiger Flucht, indem sie sich in der Ferne hinter Steinen oder alten Steinmauern der Eingeborenen verbergen; es ist sehr schwer zum Schuss zu kommen. Das verwilderte Osterinsel-Huhn scheint nach seinem Mageninhalt zu urteilen, vorzüglich Insektenfresser zu sein, doch nährt es sich auch vom Samen einer Graminee, Andropogon halepensis, (troco der Eingeborenen) eine naturalisierte Pflanze, die vorzüglich im Westen der Osterinsel vorkommt.

Nothoprocta perdicaria. — *Das chilenische Rebhuhn.*
(vivi der Eingeborenen).

Obwohl bereits seit einigen Jahrzehnten auf der

Insel heimisch, hat es sich nur sehr langsam vermehrt. Es frisst Würmer, Larven, sowie alle Arten von Insekten, Tausendfüssern usw.

Eine chilenische Wildentenart. (?)

Trotz der verbotenen Jagd haben sie sich an ihrem Aufenthaltsort, dem Kratersee in Rana Kao, nicht vermehrt. Sie sind sehr scheu und verschwinden beim Herannahen des Menschen sofort im Schilfe.

Leistes superciliaris — *Die chilenische Loica.*

Auf der Osterinsel gibt es nur 3 oder 4 Stück; der Vögel hat sich anscheinend nicht vermehrt.

Gigis alba. — *Eine Seetaube.*

(guigui der Eingeborenen).

Der gleiche Vogel findet sich auf den Inseln des indischen und des südatlantischen Ozeans. Er nistet auf Felsklippen südöstlich des Vulkans Rana Kao.

Anous caeruleus. — *Eine Seeschwalbe.*

(legulegu der Eingeborenen), Bewohnerin der polynesischen Meere.

Anous stolidus, — *Eine Seeschwalbe*

der tropischen und subtropischen Meere und des indischen und stillen Ozeans.

Phaeton sp.

Ein durch zwei lange Flügelfedern ausgezeichneter Seevogel, welche die Eingeborenen als Schmuck benutzten; bewohnt die tropischen Meere.

Tachypetes Aquila. — *Ein Albatross,*

überwintert anscheinend auf der Insel.

Fregata aquila. — *Ein Fregattvogel.*

Bewohner der tropischen und subtropischen Zone,

des indischen und stillen Ozeans. Scheint auf der Osterinsel zu überwintern.

Ferner kommen, wenn auch nur besuchsweise und vielleicht nicht auf der Osterinsel selbst, so doch auf den zu ihr gehörigem Landbrocken Salas y Gomez, die folgenden in ihrem weiteren Umkreis auf hoher See beobachteten Seevögel vor: Rhynchops nigra, ein Albatross; ein Pelikan Pelicanus fuscus; ein Sturmvogel Procelaria capensis; eine fardela Buffinus creatopus und auch eine Anzahl von Seetauben und Seeschwalben (*Sternidae*) vor.

Reptilien.

Ablepharus boutonii. — *Eine Eidechse.* (Moco der Eingeborenen).

Sie ist häufig, vorzüglich in der Umgebung von Angaroa und Vaihu. Sie ist 12 cm lang, von goldbrauner Farbe, mit 2 dorso-lateralen Streifen; die Bauchseite ist fast weiss. Die Augenlider sind durch einen kaum beweglichen Lidrand ersetzt. Diese Eidechse hat enge Verwandte in Tahiti, Australien, Java und Mozambique.

Lepidodactylus lugubris. — *Ein Geco.* von 10 cm Länge, hellgrauer Farbe; er scheint die Farbe verändern zu können. Unter den Zehen besitzt er Näpfchen, die ihm das bequeme Verweilen auf Felsen und Bäumen ermöglichen. Er geht nur nachts auf Beute aus, und findet sich in Höhlen, auf grösseren Bäumen usw. Derselbe Geco oder ein sehr naher Verwandter findet sich im tropischen Ozeanien.

Die Herkunft der beiden genannten Reptilien ist möglicherweise so zu erklären, dass sie von der polynesischen Inselwelt her auf Baumstämmen verfrachtet, an die Insel gespült wurden, da nach der

Meinung Darwins das Seewasser die Vitalität derselben nicht beeinträchtigt. Es ist auch gut möglich und vielleicht wahrscheinlicher, dass auf den grossen Kanoas der Eingeborenen in den Ritzen des Holzes oder anderen Hohlräumen die Tierchen unfreiwillig von einer Insel nach der anderen transportiert wurden.

Fische.

Serranidae.

Acanthistius fuscus.

(Polynesisch pocupo).

Farbe dunkelgrau. Ein sehr naher Verwandter dieses Fisches Acanthistius cinctus findet sich in den Gewässern der Norfolk-Insel nördlich von Neuseeland.

Kuhlildae.

Kuhlia mutabunda.

(Der maori der Insulaner).

Silberfarben, dunkelbraun, mit schwärzlicher Umrandung der Rückenflossen. Seine nächsten Verwandten finden wir in K. humilis in den Gewässern von Queensland und den Fidji-Inseln sowie in K. sandvicensis als Bewohner der Gesellschaftsinseln und Hawais.

Girellidae

Girellops Regan.

Girellops nebulosus (Polynesisch maahaki).

Dunkelgraue Farbe mit schwarzen Flecken und Streifen an den Seiten und silbergrauen am Bauche. In der Girella albostriata von Juan Fernández besitzt dieser Fisch einen Verwandten, doch kommt ein anderer Verwandter Tephraeops richardsonii in den Gewässern von Neusüdwales bis nach Westaustralien hin vor.

Carangidae.

Caranx cheilio.

Der poopó der Eingeborenen,

ein Name, der gleichbedeutend mit Oel ist.

Farbe hellgrünlich, weisslich an der Bauchseite und etwas dunkler an der Oberseite des Kopfes. Der Fisch bewohnt die tropischen und gemässigten Meere und zeigt eine gewisse Verwandtschaft zu Caranx chilensis, Gay der in den Gewässern des Juan Fernández Archipels vorkommt. Er wird von den Insulanern als guter Essfisch angesehen und wird z. B. auch auf dem Markt von Honolulu angeboten.

Pomacentridae.

Pomacentrus inornatus.

(Polynesisch kototti).

Farbe schiefergrau, die Schuppen schwarz umrändert mit dunklen Flecken über den Brustflossen.

Ein naher Verwandter Domacentrus jenkinsi findet sich in den Gewässern von Hawai. Ein Heliastes crusma (castañeta in Chile) gehört zur gleichen Familie.

Labridae.

Cheilio inermis.

Eingeborener Name nach seiner gestreckten Gestalt ure ure (Penis).

Farbe braun mit dunklen Fleckchen, die parallel angeordnet die Seiten umsäumen. Das ausgedehnte Verbreitungsgebiet erstreckt sich von der Ostküste Afrikas bis zum West-Pazifik. Sein Fleisch wird als besondere Delikatesse geschätzt.

Julis umbrostigma.

(Polynesisch pacoju).

Grünliche Farbe, nach der Seite hin aufklärend;

die Flossen rot umsäumt, am Kopfe dunkle Punkte und wurmförmige Zeichnungen; ebenso 2 dunkle Flecken am Beginn der Rückenlinie.

Er bewohnt die tropischen Meere vom Roten Meer im Osten bis zum Hawai Archipel im Norden und der Osterinsel im Westen.

Labrichtthys fuentesi.
(Polynesisch cootoa).

Farbe grünlich 8 unregelmässige Querbänder von rosa Farbe endigen als Flecken nach dem Rükken zu. Hier wie auf dem Kopfe finden wir zahlreiche weisse Punkte und wurmförmige Flecken, besonders zur Schwanzflosse hin ein gezackter dunkelroter Streifen, mit hellen Flecken, die ein dunkles Zentrum haben. Die Basis der Brustflossen rosafarben.

Einen nahen Verwandten finden wir in Labrichthys luculenta in Australien und den Norfolk-Inseln, während eine andere Art, die im Juan Fernández-Archipel vorkommt, keine Aehnlichkeit zeigt, ein Beweis für den tropischen Charakter des die Osterinsel umgebenden Meeres.

Anampsespulcher.
(Der mouri der Insulaner).

Die Farbe ist ein prächtiges Violett; auf jeder Schuppe ein kleiner brauner Fleck, der von einem dunklen Ring umgeben ist; auf dem Kopfe braune in horizontalen Linien angeordnete Flecke. Die Basis der Brustflosse ist schwärzlich, die Rückenflosse und die Seitenflosse haben einen hellbraunen, fast weissen Rand mit kreisformigen Flecken. Ein sehr naher Verwandter Anampses caeruleus punctatus findet sich bei Tahiti.

Blenniidae.

Salarias arenatus.

(Patuki polynesisch).

Die Haut ist nackt, mit kleinen Falten auf der hinteren Hälfte des Fisches.

Balistidae.

Pseudomonacanthus paschalis. (Polynesisch coreba).

Graue Farbe mit zahlreichen dunklen Flecken über den ganzen Körper; mittlere Länge 31 cm.

Eine verwandte Art scheint auf Australien vorzukommen, nämlich: Pseudomonacanthus ayraudi. Dieser Fisch ist einer der häufigsten und wird als gutes Nahrungsmittel von den Eingeborenen geschätzt. In der Bai von Angaroa wird er aus beträchtlicher Tiefe gefischt.

Ausser den genannten Fischen kommen in den Gewässern der Osterinsel eine grosse Anzahl nicht genau bestimmter, zum grössten Teil essbarer, oft schöngefärbter Fische vor, wie z. B. kahimea von grüner Farbe mit roten Streifen, nanúe mit gelben Streifen, cotehiva, ihe, naie und kokau. Ein Teil dieser Fische gehört wahrscheinlich zu den grossen Familien der *Labori-den und Percoiden.* Der taremo (Polyprion oxigeneios) scheint wie bei der Juan Fernández Insel in grossen Mengen die Gewässer der Osterinsel zu bevölkern. Ferner finden sich daselbst Muränen, Haifische und fliegende Fische.

Zu den Fischen, welche das Meer der Osterinsel bewohnen, gehören mit grosser Wahrscheinlichkeit noch die folgenden:

Myripristis pralinius.
Holocentrum punctatissimum.
Decapterus sanctae helenae.
Cyphosus cinerascens.

Pseudupeneus multifasciatus.
Thalassoma purpureum.
Teuthis umbra.
Kellogella oligolepis.
Alticus variolosus.
Xanthichthys lineopunctatus.

da diese im allgemeinen den tropischen Stillen Ozean bewohnen.

Insekten.

Coleopthera

Dermestes oblongus.
„ vulpinus.
„ rufofuscus.
Necrobia rufipes (kosmopolitisch).

Die genannten vier Insekten finden sich häufig in verwesten Hammelkadavem oder sonstigen Körpern im Zustande der Zersetzung. Sie sind wahrscheinlich von Chile her eingeschleppt worden. Auch weitere Arten kommen zweifellos vor, ein Otiorrhynchus (fuentesi n. sp.), der „maumoi" der Polynesier, befällt die Blätter der krautartigen Pflanzen, die ihren Standort im Innern der Krater haben. Eine weitere Art von Insekten findet sich in verschiedenen Früchten, die auf der Insel vorkommen. Im Jahre 1911 wurde, wahrscheinlich durch das Schulschiff *Baquedano* Calandra granaria eingeführt.

Himenoptera

An den Abhängen der Vulkane kommt eine 1 cm lange schwarze Ameise und mindestens 3 weitere kleinere Arten vor.

Lepidoptera

2 Tagschmetterlinge und 3 kleine Nachtschmetterlinge (Plusias) sind auf der Insel sehr häufig.

Ihre Larven finden sich im Grase und an den Bäumen. Besonders in den Bananenbeständen sowie an den Maulbeerbäumen verursachen sie grossen Schaden.

Orthoptera

Anisolabis annulipes
(narara polyn.)

ist kosmopolitisch und findet sich unter Steinen sowie in verwesenden Substanzen. Häufig sind 3 Arten von Schwaben, von denen die grösste, von den Eingeborenen „koka" ganannt, 4 cm lang ist; sie ist rötlich, mit einem weissgelben Ring und Umrandung auf dem Rücken. Eine andere „ata háta" ist schwarz mit weisser Umrandung und die dritte Art schliesslich scheint Blatta strigata zu sein.

Diptera

Musca domestica. — *Die Hausfliege.*

Von 2 weiteren Fliegen scheint eine der chilenischen-südamerikanischen Fliege Callysphora chilensis ähnlich zu sein.

An Mücken, die ebenso wie die Fliegen ganz ungemein zahlreich sind, kommen 2 oder 3 Arten vor, deren Larven die Kraterseen des Rana Kao und Rana Ronaka, sowie äusserst zahlreich in den Zisternen bewohnen. Hierunter befindet allem Anscheine nach auch die sehr kleine Uebertragerin der Lepra nämlich Phlebostoma.

Neuroptera

Eine Phryganea oder ein Hemerobius(?) ist nicht selten im Grase am Rande der Kraterseen.

Pantala flavescens

ein Pseudoneuropterus, ist sehr häufig auf

der Insel (polyn. b e b e k e), im übrigen bewohnt er das tropische Amerika.

Hemiptera

Eine Wanze (polyn. i a l l a) befindet sich nicht selten im Grase und an den Farnen im Kratersee des Rana Roraka.

ARACHNOIDEA

Araneida

(E s p e i r a?).

Eine Spinne befindet sich am Eingang der früher von den Insulanern bewohnten Höhlen, und macht auf Insekten Jagd. Um sich gegen die Regengüsse zu schützen, lässt sie sich in ihr Netz fallen.

P l e x i p p u s p a y k u l l i

ist eine Spinne, die im tropischen Amerika weit verbreitet ist.

T e t r a g n a t h a m a n d i b u l a t a

ist auf der Osterinsel und auch in Chile heimisch. Auf den Apfelsinenbäumen von Mataveri ist sie häufig; sie scheint sich vorzüglich von einem weisslichen Schmetterling zu nähren. Die Bäume sehen gelegentlich, durch die Schmetterlingsflügel, wie mit Blüten bedeckt aus.

Scorpionidea

Ein kleiner Skorpion ist als Hausbewohner häufig.

MYRIAPODA

Ein kleiner Diplopodus von 2 $^1/_2$ cm Länge, ist in den Eingeborenen-Kulturen häufig.

CRUSTACEA

Derapoda

L e p t o g r a p s u s v a r i e g a t u s.

Dieser schnellaufende Taschenkrebs ist überaus

häufig im ganzen Stillen Ozean, zwischen Amerika und Australien und Neuseeland; auch auf Juan Fernandez kommt er vor. Ein grösserer essbarer Taschenkrebs „tuta áu“ findet sich in der kleinen Bucht von Anakena an der Nordseite der Insel. Eine Palinurus frontalis der Meere von Juan Fernandez nicht ähnelnde Languste ist in den Gewässern der Osterinsel sowie des benachbarten Salas y Gomez recht häufig. Die Languste der Osterinsel ist stachelreicher und von etwas gedungener Form als die von Juan Fernandez.

Isopoda

Armadillidium vulgare.
Ligyda exotica.
Porcellio scaber.

Alle Drei Arten sind häufig; und kosmopolitisch sie werden von den Eingeborenen „háju haju“ genannt.

Amphipoda

Hyale hirtipalma.

Diese Salzwasser-Amphipode wird ungefähr 1 cm lang und ist eine Bewohner in des Stillen Ozeans, zwischen der chilenischen Küste und Neuseeland. — Eine Süsswasser-Amphipode bewohnt den Kratersee von Rana Roraka.

VERMES.

Anélidos.

Allebophora calliginosa oder Helodrilus ealliginosus.

Dieser fast kosmopolitische Regenwurm wird von den Eingeborenen „coreja“ genannt. Ausser diesem bewohnt noch eine kleinere Art das Eiland. In den Küstengewässern der Osterinsel findet sich eine Nereide von 8 cm Länge und 8 mm Breite.

MOLLUSCA

Gastropoda

Cassis sp.
Cyprae caputserpentis (polyn. pure).
Draconis lyprae caput.
Gadinia.
Littorina ondulata?
Nerita moris.
Nerita plicata.
Nerita picea?
Parmarion.
Conus.
Planaxis mollis.

Alle diese Mollusken sind Bewohner verschiedener Inseln des tropischen Stillen Ozeans. Die Eingeborenen haben früher nach ihrem Bericht zu urteilen, eine Muschel von dunkelfarbiger Schale, deren Gehäuse sich auf den alten Steinhäusern von Orongo am Südwest-Abhange des Rana Kao befinden, gegessen.

Acephala

Codokia (oder Lucina).

ECHINODERMATA

Echinoidea

Echinothrix diadema.
(Polyn. „hatuki").

Dieser Seeigel, dunkelgrünfarben, hat einen Durchmesser von 18 mm. Er beherbergt wie der chilenische Seeigel eine kleine Crustaceo (Pinotheres). Der „hatuki" wird von den Eingeborenen nicht verzehrt.

Asteroidea

Asteria fernandensis.
(Pekapeka polyn.)

Dieser Seestern hat 9 Arme und ist von rosa

Farbe; er befindet sich auch auf Juan Fernandez.

Asterina selkirki.

Auch dieser kleine weisse fünfarmige Seestern findet sich auf Juan Fernandez.

Ophiuridea

Ophionereis sehageri.

Ein naher Verwandter findet sich auf Juan Fernandez.

Holothurioidea

Die Eingeborenen nennen diese Tiere von 4 cm Länge „pipiri".

COELENTERATA

Physalia.

Medusa.

Beide Arten sind an der Osterinselküste sehr häufig.

STATISTIK.

Die Zahl der Osterinsulaner wurde zum ersten Male wirklich statistisch erfasst bei der Volkszählung des Jahres 1922. Inbezug auf die früheren Bevölkerungszustände, die zweifellos völlig andere waren, sind wir auf die Angaben der verschiedenen Besucher angewiesen, die ganz ausserordentlich untereinander abweichen. Sicher ist nur, dass die Bevölkerung vor ihrem Kontakt mit den Europäern eine sehr zahlreiche war; immerhin ist es selbstverständlich, dass auch bei dichtester Bevölkerung bei dem doch nur beschränkten kultivierbaren Boden die Zahl nur eine ziemliche geringe sein konnte. Umgekehrt ergibt die Ueberlieferung und die geographische Nomenklatur der Insulaner, dass in früheren Zeiten kaum ein Stück der Insel im Küstengebiet unbewohnt, im Innern unangebaut war. Behrens glaubt sich (1722) von mehreren tausend Einwohnern umgeben, eine Zahl, die wohl übertrieben ist, während vielleicht die Angaben des Kapitäns Cook (1774) von 600—700 Bewohnern und seines Reisebegleiters I. R. Forster mit kaum 900, etwas hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, da 12 Jahre später La Pérouse die Bevölkerung „ohne Uebertreibung" auf 2000 schätzt, eine Zahl, die von Beechy und Kotzebue gleichfalls angegeben wird. Auch zwischen den Jahren 1850—60 war die Bevölkerung noch sehr zahl-

reich, und wir können die Zahl von 2000 Einwohnern vielleicht bis zu dieser Zeit als eine einigermassen richtige Schätzung annehmen. Wir würden hiermit auf 11 Einwohner pro 1 km² kommen. Die gleiche Dichte von 11 Einwohnern pro km² finden wir in den Provinzen Arauco und Linares Zentralchiles während Chile insgesamt nur 5 Bewohner pro km² hat. Unter den europäischen Ländern hat etwa Schweden mit 12 Einwohnern pro 1 km² die gleiche Dichte, wie die Osterinsel zur Zeit ihrer grössten Besiedelung. Noch im Jahre 1864 gibt der Jesuit Eugen Eyraud die Bewohnerzahl mit 1800 an, aber schon 4 Jahre später, bei Besuch des englischen Kriegsschiffes Topaze ist die Einwohnerzahl auf 900 gesunken. Im Jahre 1870 findet der Schiffsarzt der chilenischen Korvelte O'Higgins nur 600 Bewohner vor. Diese ungeheure Verminderung war einmal die Folge des schändlichen Treibens der schon erwähnten peruanischen Sklavenhändler und der Einschleppung von Krankheiten (Pocken), die zusammen mit dem relativ häufigen Besuch von Kriegsschiffen mit ihrer Folge von Grippe, Lungenentzündung u. a., die Einwohner rasch dezimierten, sowie die starke Inzucht, die sich bei der einmal verminderten Bevölkerung bemerkbar machen musste. Im Jahre 1871 verliessen 300 Einwohner zusammen mit ihrem Missionar, der nach den französischen Gambier-Inseln übersiedelte, ihre Heimat, so dass wir im Jahre 1872 nur noch 175 Menschen vorfinden.

1877 war ein Minimum erreicht, da nur noch 111 Insulaner vorhanden waren, unter ihnen angeblich 26 Frauen, so dass zu dieser Zeit die Bevölkerung rapide ihrem Aussterben entgegen ging.

Geiseler fand (1882) 67 Männer, 39 Frauen und 44 Kinder vor, d. s. 150 Bewohner.

1886 haben wir 68 Männer, 43 Frauen, 17 Jungen

und 27 Mädchen unter 15 Jahren, also eine Einwohnerzahl von 155.

1888 ergibt die Zählung 178, 1890 188 und 1892 201 Insulaner, im letzteren Jahre 112 Männer und 89 Frauen. Eigentümlich ist dieses anscheinend dauernde Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes über das weibliche, auf das schon Cook hinwies und ebenso La Pérouse.

Im Jahre 1900 hat sich die Bevölkerung wiederum etwas vermehrt; wir finden 213 Einwohner.

Im Jahre 1911 finden sich 228 (und zwar zum erstenmal Männer und Frauen in gleicher Zahl) und im Jahre 1912 248 Bewohner.

1916 bewohnten das Ostereiland 273 und 1917 301 Bewohner. Unter diesen befanden sich 280 Polynesier, 18 Chilenen und 3 Europäer. In diesem Jahre starben innerhalb von 9 Monaten 3 Personen, während in derselben Zeit 12 Geburten verzeichnet wurden. — Die Zahl der Leprösen, d. h. zweifellos nur der schwer Erkrankten und Isolierten, betrug 14.

Die *Volkszählung* des Jahres 1922 ergab 298 Bewohner, d. h. anscheinend eine kleine Verminderung gegenüber der Anzahl im Jahre 1917, doch fanden sich unter ihnen nur 2 Europäer, nämlich ein Engländer als Verwalter des Pachtgebiets der englischen Firma Williamson, Balfour & Co. und ein Franzose, der als Tischler arbeitete, sowie vier Chilenen, nämlich der Subdeligierte, der Standesbeamte, ein Kapuziner und ein Vorarbeiter, so dass die eingeborene Bevölkerung 292 betrug, unter denen 11 Halbblütige vorhanden waren. Die Zahl der polynesischen Bewohher ist also auch in den letzten Jahren nicht geringer geworden. Zurzeit der Zählung fanden sich auf der Insel 156 Männer und 142 Frauen. Angeblich waren vorhanden: Eine 100jährige Person, 9 Greise von 80 Jahren und darüber, 26 Bewohner

von über 50 Jahren; an Kindern wurden bis zum 10. Lebensjahre 123 gezählt, unter ihnen 45 Kleinkinder (bis zum 3. Lebensjahre).

Die Bevölkerung lebte in 82 Wohnstätten, verteilt auf 5 Wohnplätze, nämlich Angaroa (einziges Dorf), Vaihu, Moeroa, Mataveri (Gutshaus) und die Leproserie. An Leprösen waren offiziell 11 vorhanden, d. h. Kranke, die schon sichtbare Verstümmelungen hatten, unter ihnen 6 Männer und 5 Frauen. Das Alter der Isolierten schwankte zwischen 4 und 60 Jahren. Die Zahl der wirklich vom Aussatz Befallenen dürfte 10% erreichen.

Die Regierungsschulen wurden von 42 Schülern besucht. 15 Männer arbeiteten im Dienste der englischen Pächter Williamson, Balfour & Co. als Ackerbauer, Gärtner, Tischler usw. Von den Frauen waren 4 als Köchinnen, 3 als Dienstboten, 1 als Schneiderin und 1 als Wäscherin beschäftigt, während die übrigen berufslos waren. Von den freien Männern waren 37 als Ackerbauer auf eigenem Grund tätig, während 2 den Beruf als Fischer ausübten.

Anthropologie.

In Bezug auf die äussere Gestaltung der Osterinsulaner wird man am besten auf die Beschreibung der Reisenden der älteren Zeit zurückgreifen, deren Berichte im allgemeinen übereinstimmen und deswegen vorzüglich von Wert sind, als die immerhin möglichen Mischungen der neueren Zeit ohne Einfluss blieben.

So schreibt I. R. Forster: „Diese Menschen sind mittlerer Statur, zwischen 5 und 6 Fuss hoch, hageren Körpers, von ziemlich symmetrischen Gliedmassen, aber nicht allzu einnehmenden Zügen. Ihre Farbe ist gelbbraun und zwar noch etwas dunkler als wir sie bei den Eingeborenen der Freundschaftsinseln bemerkt haben."

Von La Pérouse hören wir: „Ihre Physiognomie ist allgemein angenehm, aber sehr verschieden und hat durchaus nicht wie die der Malayen, Chinesen, Chilenen einen ihr eigenen Zug. Sie haben die gleiche Sprache, dieselbe Physiognomie wie die anderen Völker des Südmeeres."

Langle, der Begleiter von La Pérouse sagt: „Man findet auf dieser Insel weder die Riesen Roggeveens, noch die durch Mangel an Nahrung entkräfteten Menschen eines modernen Reisenden, der ihnen einen allgemeinen Charakter von Elend gibt, das nicht existiert. Weit entfernt davon durch Elend abstossende Menschen zu finden, habe ich im Gegenteil eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung gesehen, an Grazie und Schönheit besser beteiligt, als alle die, welche ich seitdem zu treffen Gelegenheit hatte. Diese Insulaner haben einen mässigen Embonpoint, angenehme Haltung und Antlitz, ihre Grösse beträgt 5 Fuss 7 Daumen, und ihre Gestalt ist wohl proportioniert. Selbst die Farbe des Antlitzes bietet wenig Unterschied von der der Europäer. Sie sind wenig bärtig, aber alle haben trotzdem die Genitalpartien

und Achselhöhlen genügend mit Haaren besetzt. Die Hautfarbe ist schwarzbraun, die Haare sind schwarz, indessen bei einigen blond; sie scheinen sich allgemein einer sehr guten Gesundheit zu erfreuen, selbst bis ins vorgeschrittene Alter. Die Frauen vereinigen auch eine angenehme Form mit der Feinheit und Grazie ihrer Gliedmassen. Sie haben ein Antlitz von angenehmen Oval, voll Süsse und Feinheit in den Zügen, und es fehlt ihnen nur der Teint, um nach den Ideen, die wir an die Schönheit stellen, schön zu sein. Sie besitzen soviel Embonpoint als nötig ist, schöne geglättete Haare, einladende Minen, die das Gefühl ihnen eingibt und die sie aufsetzen, ohne etwas zu verbergen."

Beechy beschreibt ein Mädchen folgendermassen: „Sie war jung und ausserordentlich hübsch; ihre Züge waren zierlich und wohlgebildet, ihre Augen dunkel und ihre Haare schwarz, lang und fliegend. Die Hautfarbe war dunkelbrünnett." Im allgemeinen sagt er folgendes: „Unsere Schätzung der Durchschnittshöhe der Leute war 5 Fuss 7½ Zoll. Es ist eine hübsche Rasse, besonders die Frauen. Die feinen ovalen Gesichter und regelmässigen Züge der Männer, die glatte, hochgewölbte Stirn, das eher kleine und etwas eingesenkte schwarze Auge und die gleichmässigen Reihen elfenbeinweisser Zähne wiesen uns auf die Einheitlichkeit ihrer Züge mit den von Neuseeland bekannten Köpfen hin. Die Farbe ihrer Haut ist heller als die der Malayen. Die Glieder sind nicht bemerkenswert hinsichtlich ihrer Muskeln und mehr für Tätigkeit als für Stärke geformt. Das Haar ist schwarz und wird mässig kurz getragen. Ein Mann von 50 Jahren, die einzige Ausnahme, die bemerkt wurde, hatte an der Stirn rötlich-aschgraues Haar. Die Bärte derer, die ihn hatten, waren schwarz, aber viele hatten keinen oder nur wenige Haare am Kinn. Keiner der Männer hatte Backenbärte, was für sie ein Gegenstand des Bedauerns war und sie schienen neidisch auf die unserer Mannschaft zu sein, welche sie besassen. Diese waren verpflichtet, sich einer Prüfung zu unterwerfen, indem sie vor Bewunderung und vor Vergnügen von ihren neuen Bekanntschaften an den Backenbärten gezogen, und diese von ihnen geflochten wurden. Die Lippen sind geschlossen, bilden fast eine Linie, nur sehr wenig von dem fleischigen Teil zeigend, und geben so dem Gesicht einen Charakter der Entschlossenheit. Die Nase ist gebogen und wohl proportioniert, die Augen sind klein und dunkelbraun oder schwarz. Das Kinn ist klein und etwas vorstehend, die Zunge unproportioniert lang und an ihrer Oberseite von krankhaft weissem Aussehen."

Ueber die Grösse der Insulaner besteht keine

Einheit in der Auffassung. So spricht Roggeveens von grosser Statur, Cook sagt: „Es ist eine eher kleine Rasse, keiner von ihnen hat wohl 6 Fuss gemessen“ und Forster: „Wir fanden nicht einen einzigen unter ihnen, den man hätte gross nennen können“ und ferner: „Es waren ihre Frauenspersonen sehr klein und zart gebaut“ sowie: „Die Frauen sind kleiner, wie die auf anderen Inseln der Südsee und erinnen in dieser Beziehung an die javanischen.“ Kotzebue: „Das Volk scheint von mittlerer Statur aber gut gewachsen“. Dieselbe Ansicht äussert der Chilene Gana. Beechy gibt als wahrscheinliches Mittel der Grösse beider Geschlechter 1,57 m, eine Höhe, die Pinard für die Männer anführt, während er den Frauen 1,50 m gibt. Geiseler mass an den Männern 1,60—1,70 m, während ein Mann 1,82 m gross war. Der Verfasser dieses nahm keine Messungen vor, doch sind nach seiner Ansicht die Bewohner der Osterinsel als mittelgross zu bezeichnen. Es ist übrigens, wie uns gerade die Erfahrungen des Weltkrieges gezeigt haben, nicht ganz ausgeschlossen, dass, durch Ernährungsverhältnisse bedingt, die Mittelgrösse in zeitlicher Aenderung schwanken könnte, d. h., dass zu Zeiten reichlicher Nahrung das Wachstum üppiger, zu Zeiten geringer Nahrungsaufnahme mässiger ist. Es ist wohl denkbar, dass durch kriegerische oder andere Verhältnisse bedingt, der Anbau litt, und dass in bezug auf den Fischfang, die Bewohner der Insel in gewissen Zeitläufen, die auch mehrere Jahre andauern konnten, sehr reichliche Nahrung fanden, während zu anderen Zeiten ein relativer Nahrungsmangel herrschte.

Ueber die *Hautfarbe* finden wir unter den vielen Besuchern der Insel eine ganze Reihe von Angaben: „Eine hellbraune Farbe“, „nicht schwarz,

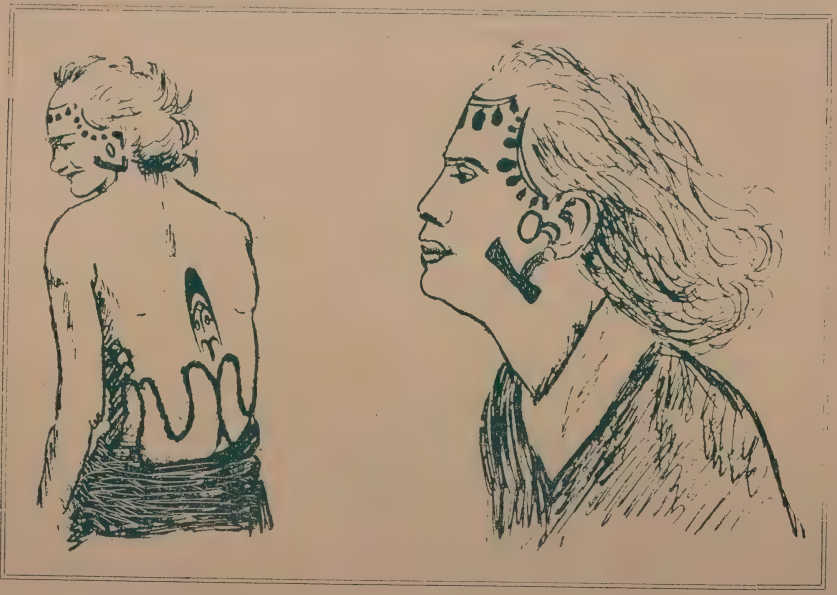


Abb. 13. Verschiedene Tätowierungen an einer Osterinsulanerin. (Vergl. Text Seite 164—169).

Abb. 15. Eingeborene der Osterinsel — Melanesische Züge fallen bei einigen deutlich auf.

mehr gelblich" „ihre natürliche Farbe war hellbraun bis gelbbraun", „kaffeebraun", „die meisten sind kupferfarbig, nur wenige ziemlich weiss", „bräunlich, und einige Leute unterscheiden sich durch viel hellere Färbung der Haut", „sie sind hellfarbiger als die Malayen", „ihre Haut ist Zitronen- oder Bronze-Farbe", „röttlichbraun, brauner als die Haut der Einwohner einiger nördlich gelegener Inseln. Unter den Frauen hingegen gibt es einige, die nicht viel weniger weiss sind als die Südeuropäer", „Hellbraun, die dem Wetter ausgesetzten Teile sind etwas dunkler", „Die Kinder sind nicht viel dunkler als die Europäer, aber die Haut nimmt einen bräunlichen Ton an, wenn sie wachsen. Die Frauen sind viel heller als die Männer, Bronzefarbe wird als ein Zeichen der Kraft angesehen und eine dunkle Haut als ein Zeichen der Schönheit".

Diese Schätzung der dunklen Hautfarbe ist vielleicht auf die Tatsache zurückzuführen, dass anfänglich eine Bevölkerung mit melanesischem Einschlag die Herrschaft ausübte, also die Aristokratie bildete.

Zweifellos existieren individuelle Unterschiede in der Hautfarbe, die vorzüglich durch klimatische Einflüsse, z. B. die Bestrahlung, bedingt werden. Dass die Frauen heller sind, ist erklärlich, da diese sich im Gegensatz zu den völlig nackten Männern ganz oder teilweise mit Mattenzeug bekleideten, und bei einigen jungen Mädchen, als Folge der Sitte, lange Zeit in Höhlen eingeschlossen zu werden.

Kapitän Geiseler gibt den Männern nach der Raddeschen Tafel die braune Hauptfarbe Nr. 33; nur die bedeckten Teile zeigten die hellere Tönung 33 b. Alte Männer waren weit dunkler gefärbt, was wohl

dem langandauernden Einfluss der Sonne sowie den Einflüssen von Wind und Wetter zuzuschreiben ist.

Im allgemeinen kann man in Uebereinstimmung mit fast allen Besuchern behaupten, dass das *Antlitz* der Insulaner wohl proportioniert ist und einen liebenswürdigen Ausdruck hat, welcher angenehm auffällt. Der orthognatische Typus tritt namentlich bei den Frauen hervor, unter denen hübsche Gesichter nicht mangeln. Rein äusserlich weicht das Aussehen der Bewohner des Ostereilandes heute von dem des Europäers, besonders des Südeuropäers, nur wenig ab, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, dass sie dem allgemeinen polynesischen Habitus nahe stehen; bei einzelnen Individuen glaubt man, negroide (melanesische) Züge zu erkennen. Nicht zu vergessen ist ein kleiner Einschlag tahitischen Blutes, da die tahitische Firma Brander um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 40 Polynesier der französischen Kolonie nach der Osterinsel brachte, um Viehzucht zu treiben. Die Tahitier, an sich den Osterinsulanern eng verwandt, kehrten mit wenigen Ausnahmen wieder in ihre Heimat zurück.

Der *Kopf* ist lang und dabei etwas breit, die Nase hat normale Formen, die Augen sind dunkel und meist ausdrucksvoll, gelegentlich ein wenig schief gestellt. Die Backenknochen sind ein klein wenig hervorragend, die Lippen sind normal und oft etwas aufgewölbt, die Zähne sind fest und weiss, das Haar ist im allgemeinen schwarz.

Im Jahre 1911 wurde gelbliches oder blondes Haar, wie es gelegentlich Besucher bei einzelnen Personen bemerkt haben wollen, nicht beobachtet. Im besten Falle kann man in wenigen Fällen von kastanienbraunem Haar sprechen, vorzüglich im Jungalter. Das Kopfhaar ist schlicht und üppig, öfters

auch leicht gewellt, einige Krausköpfe fehlen nicht. Der Bart, von gleicher Farbe wie das Kopfhaar, ist sehr spärlich; Flaumenhaare fehlen fast ganz. Eine leicht physische Degeneration der heutigen Bevölkerung, die wahrscheinlich Fortschritte machen wird, ist unverkennbar; sie ist vielleicht auf Inzucht und sehr frühzeitigen geschlechtlichen Verkehr zurückzuführen.

Die *Schädelmessung* (nach Messungen im Dresdener Museum), soweit deren sehr unvollständige Resultate vorliegen, hat ergeben, dass es sich um einen dolichocephalen Typus handelt.

Tätowierung, Schmuck, Haartracht.

Trotz einer ausgezeichneten Monographie H. Stolpes über die Tätowierung der Osterinsulaner ist es von einigen Wert, kurz die letzten auf der Osterinsel vorhandenen Tätowierungen zu besprechen. Diese Art des Körperschmuckes wird schon von dem ersten Besucher der Insel, Roggeveen, erwähnt während heute (1925) kein einziger Bewohner diese Zeichen einer alten Kultur an sich trägt.

Unter den Eingeborenen fanden sich bei dem Besuch der chilenischen wissenschaftlichen Kommission des Jahres 1911 nur vier mit Tätowierungen, eine Frau, welche etwa 90 Jahre alt war, ein Mann von etwa 80 Jahren und je ein Mann und eine Frau im Alter von reichlich 60 Jahren. Die älteste Greisin erinnerte sich noch ausgezeichnet des Einfalls der peruanischen Sklavenhändler um das Jahr 1860 und gab an, dass sie damals schon sehr alt war. Dieselbe Frau war die einzige, welche über die Tätowierung Auskunft gab, da alle andern nichs darüber wussten oder sich schämten, darüber zu erzählen, da in den Augen ihrer Landsleute die Tätowierung sehr lächerlich befunden wurde.

Die Tätowierung beider Männer war nur eine wenig ausgedehnte und bestand in einer blauen Färbung der Oberseite der rechten Hand bis zum Knöchel, mit Ausnahme der Finger. Oberhalb des

Knöchels verliefen zwei blaue Parallellinien. Das preussische Blau der Tätowierungsfarbe wirkt, in der Fläche angewandt, fast schwarz. Bei der Greisin waren übrigens beide Hände in der gleichen Weise tätowiert und auch die Oberfläche der Finger.

Von den beiden Frauen zeigte die jüngere nur eine Tätowierung des Gesichtes, während bei der andern auch der Körper mit Ornamenten bedeckt war.

Die Gesichtszeichnung war in beiden Fällen die gleiche und die Zeichnung erinnert an die Beschreibung, die Beechy und Geiseler geben. Eine schmale Linie von etwa 2 mm, umsäumt Unter- und Oberlippe, indem sie sich der Form derselben genau anpasst. Auf der Mittelstirn findet sich ein Bogen nach oben geöffnet, aus zwei feinen Linien bestehend, von dem aus zwei weitere Bögen, ähnlich einer schmalen Mondsichel, bis ans obere Ohr führen. Unterhalb der Bögen finden sich runde austätowierte Kreise, die in der Mitte etwa 2 cm Durchmesser haben, um sich nach den Seiten zu zuverjüngen. Die genannte Stirnzeichnung wirkt sehr ornamental und erweckt den Eindruck eines Diadems. Die äussere Ohrmuschel ist von einer 1—2 mm starken Doppellinie, die innere Ohrmuschel von einer Linie der gleichen Stärke umsäumt. Alle drei Linien vereinigen sich in einer einzigen, die das Läppchen umrandet. Vom Tragus aus führen zwei kurze parallele Bögen auf eine kleine Ellipse, die vor dem Tragus liegt und von derem unteren Ende zwei parallele schwach gebogene Kurven nach unten streichen. Diese laufen in eine hakenförmige Zeichnung aus, die vom Ansatz des Ohrläppchens als eigentümliche Figur den unteren Teil der Wangen bedeckt. Der Haken, der von der Tätowierung ausgefüllt ist, heisst T a g e h u a , d. h. etwas was schwer herunter-

hängt. Sicherlich stellen die genannten Zeichnungen einen Schmuck dar. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Haken ursprünglich irgendein im Ohrlappen befestigter Hänger war, den die ersten Besiedler gebrauchten, und der auf der Osterinsel vielleicht aus Materialmangel für den betreffenden Zweck durch die Tätowierung ersetzt wurde. Auf dem Eiland sind die Objekte zum Schmücken an sich knapp, wenn man von den Hühnerfedern und den Federn gewisser Seevögel absieht. Bestimmte Wurzeln scheinen die Männer als Ohrschmuck getragen zu haben.

Am interessantesten war zweifellos die Tätowierung des Körpers der Greisin, trotzdem die Zeichnung unterhalb des Körpers nicht besichtigt werden konnte. Selbst die Brustseite konnte nicht abgezeichnet werden, da die Alte sie verdeckte, doch war zu erkennen, dass zwischen den beiden Brüsten eine ähnliche Figur vorhanden war, wie die auf dem Rücken.

In welcher Weise der Unterkörper gezeichnet war, darüber gibt uns Beechy einen kleinen Anhalt, der folgendes über eine Frau aussagt: „Auf der Stirn war sie in Bögen tätowiert und, wie der grösste Teil ihrer Landsmänninnen, von der Taille bis zu den Knien herunter, in engen ausgezogenen Linien, die auf kurze Entfernung das Aussehen von Hosen hatten".

Die Zeichnungen zeigen die für die Osterinsel typischen Köpfe, die sich in den Holzfiguren wie auch auf den Häuptlingsstäben wiederfinden. Diese Tätowierungskunst ist eine spezifische und findet keinen Parallelismus im ozeanischen Archipel, selbst nicht auf den am nächsten liegenden Inseln Französisch-Polynesiens (Marquesas usw.). Die eigentümliche Art der Tätowierung muss sich also langsam auf der Insel entwickelt haben.

Die Köpfe unterhalb der Achseln und oberhalb der Hüften (auf beiden Seiten) sind sehr stark stilisiert

und augenlos. Sie haben eine Höhe von $11^1/_2$ cm bei 2 cm Breite. Der Kopf auf dem Rücken ist mit Augen versehen, ist 20 cm hoch und 6 cm breit. Sehr auffallend sind die verbindenden Linien, wie sie sich ähnlich auf alten Figuren aus Binsenstoff (Tapa) befanden; sie stellen sehr stark stilisierte Arme und Beine dar.

Die Figur der Vorderseite ist in analoger Weise mit den Seitenfiguren verbunden, wie die Figur der Rückenseite. Der gesamte Anblick ist der eines allegorischen Tanzes.

Nach sehr eindringlichem Fragen gab uns die Greisin an, dass die Rückenfigur die erste Tätowierung war und ihren ersten Geliebten darstellt. Diese Tätowierung wurde nach dem ersten Beischlaf, im jugendlichen Alter, ausgeführt. Ueber die Bedeutung der übrigen Figuren konnten wir nichts erfahren.

Es ist für die Europäer nicht ganz leicht, sich in die Psyche eines Naturvolkes zu versenken. Zur Erläuterung des Obengesagten sei nur angeführt, dass die Tätowierungen europäischer Seeleute, vorzüglich aber der Zuhälter und auch der Prostituierten, bekanntlich oft Porträts ihrer Liebsten darstellen.

Die Greisin erzählte uns, dass der Vorgang des Tätowierens überaus langdauernd und sehr schmerzhaft war; auch war diese Operation blutig; sie wurde stets von Männern ausgeführt. Hierzu benutzte man einen scharfen zugespitzten Vogelknochen, und nicht, wie oft im übrigen Polynesien, ein gezähntes Instrument. Als Farbstoffe dienten die verbrannten Blätter des Tistrauches. Die Tätowierung, obwohl in ihrem Stil ausserordentlich charakteristisch für die Osterinsel, gehört zum polynesischen Kulturbesitz, trotz einer Erzählung von der Erfindung dieser Kunst auf dem Eilande selbst.

Eine Bemalung des Körpers oder der Gesichter

war schon im Jahre 1911, mit Ausnahme der gelben Curcuma-Färbung der Wangen beim weiblichen Geschlecht nicht mehr üblich, doch war dieselbe, wie die alten Reisenden berichten, früher Sitte. Besonders waren hierbei rote und weisse Erdfarbe (zerriebener Tuff) bei beiden Geschlechtern im Gebrauch. Beechy gibt folgendes an: „Alle hatten ihre Gesichter bemalt: schwarz, einige rot, andere schwarz und weiss, andere rot und weiss, in der lächerlichsten Weise unserer Clowns.

Die Haartracht war bei beiden Geschlechtern eine schlichte. Die Männer schnitten noch vor wenigen Jahrzehnten das Haupthaar nicht ab, sondern trugen es hochgebunden. Salben des Haares mit Fischfett bis es glänzend wurde, wurde noch geübt. Die Frauen, gleich ihren Schwestern im übrigen Polynesien, lieben es, Blumen im Haar zu tragen. Der Bart wird wenig gepflegt; der scharfe Obsidianstein dient als eine Art Rasiermesser.

Allgemein wurden noch die aus Binsen geflochtenen Hüte benutzt, welche etwa die Form unserer Strohhüte haben, nur dass sie weich und elastisch sind. An diesen Hüten befinden sich als Schmuck Hühnerfedern, seltener auch die Federn von Seevögeln. Anscheinend dienten früher Unterschiede dieses Schmuckes als Sippenmerkmal. Ebenso wurden in diesem Sinne Federkränze benutzt, die auf dem Haupt und um den Hals getragen wurden, eine Sitte, die um 1911 gerade im Verschwinden war.

Die Tapa, ein aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes durch Klopfen zubereiteter Stoff, die den Frauen von der Schulter herab hing und über dem Gürtel zusammengebunden wurde, oder aber auch zweiteilig als Rock und als Oberkörperkleidungsstück diente, war schon seit langem gänzlich ausser Benutzung. Die Kleidung war wie uns die älteren Besucher der

Insel berichteten, kein Zwang und noch in ihrer Jugendzeit gingen beide Geschlechter oft ohne jede Bedeckung. Die letzten überhaupt vorhandenen drei Stücke Tapa, von welchen das eine weiss, das zweite gelb, das dritte weiss und gelb gefärbt war, wurden vom Verfasser erworben. Heute benutzen die Männer meist kurze Leinenhosen und Jacken, die Frauen das auf der ganzen Erde bei den Eingeborenen tropischer Gebiete übliche Hängerkleid oder eher ein langes Hemd. Ein netzartiges Flechtwerk, das den Frauen über dem Schoss herunterhing, war nicht mehr vorhanden, wie überhaupt ausser den Hüten nur noch Taschen aus Binsen und breitgeflochtene kunstlose Matten aus getrockneten Bananenblättern hergestellt wurden. Nur die Greisin, welche die letzte Tätowierung trug, hatte die Ohren durchbohrt; die Bohrung war 3 cm lang, so dass man annehmen konnte, dass sie früher irgend einen Schmuck (Steine oder Wurzeln) getragen hatte. Es war dies wohl noch ein Rest aus der alten Zeit, über die Roggeveen, Behrens, Cook, La Pérouse und Beechy berichten. Letzterer schreibt „Beide Geschlechter behalten noch die schauderhafte Praktik des Ohrlochens der Ohrläppchen. Die Oeffnung wird gedehnt, was durch ein aufgerolltes und hindurchgezwängtes Blatt (Zuckerrohr d. V.) ausgeführt wird; sie hat etwa $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser. Das Läppchen, seines Ohrrings beraubt, hängt baumelnd auf dem Nacken und hat ein sehr unangenehmes Aussehen, besonders wenn es feucht ist. Es ist mitunter so lang, dass es stark im Wege steht; dem zu begegnen, legen sie den Lappen über den oberen Teil des Ohres oder befestigen ein Ohrläppchen mit dem andern rückwärts des Kopfes. Roggeveen erwähnt, dass sie in den Ohren Platten aus Wurzeln trugen, „die aus der Ferne ähnlich wie Silber glänzten". (Muschelschalen?),

Zum Wesen der Eingeborenen.

Da der Charakter der Osterinselbewohner zur Zeit der Anwesenheit der chilenischen Expedition schon sehr verändert war, lohnt es sich vielleicht der Mühe, kurz die Angaben zusammenzufassen, welche die ersten Reisenden hierüber hinterlassen haben.

Roggeveen schreibt von dem ersten Insulaner: „Diese unglückselige Kreatur schien sehr glücklich, uns sehen zu dürfen und zeigte die grösste Verwunderung über den Bau des Schiffes. Er zeigte besonderes Interesse für Masten und Spieren, das klargemachte und in Bewegung befindliche Steuer, die Besegelung, die Kanonen, welche er mit grösster Aufmerksamkeit über und über betrachtete, und auch sonst für alles was er sah. Besonders, als er das Abbild seiner eigenen Züge in einem vor ihn hingestellten Spiegel betrachtete, zuckte er hierbei plötzlich zurück und beguckte dabei die Rückseite des Glases in augenscheinlicher Erwartung, die Ursache der Erscheinung aufzufinden..... Bei der Anlegung des ersten Bootes gaben sie durch viele Zeichen kund, dass wir an Land kommen sollten..... Die an Bord gekommenen Leute zeigten eine grosse Begehrlichkeit für alles, was sie sahen und waren so dreist, dass sie Hüte und Mützen der Matrosen vom Kopf wegnahmen, um mit der Beute über Bord zu springen. Da war auch ein Insulaner, welcher durch ein Kajütfenster der „Afrikanischen Galeere“ kletterte, und zwar von seinem Kanu aus; auf dem Tisch ein Tuch erblickend, mit dem dieser bedeckt war, erschien es ihm eine gute Beute, und er machte sich damit auf und davon. So musste man besonders Sorge walten lassen, alles gehörig zu bewachen. Es kam gleich nach der Landung zu einem Kampfe, in dem 10—12 Tote und einige Verwundete blieben. Unter anderem war einer der Eingeborenen, der sich über die Mündung der Kanone gebeugt hatte, um ihm diese zu entreissen, und ein

anderer Indianer versuchte einem der Seeleute die Jacke zu stehlen... Nachdem das Erstaunen und das Erschrecken der Eingeborenen sich etwas gelegt hatte, kamen sie heran und näherten sich und brachten Lebensmittel, unter Zeichen der Ehrerbietung und sich ringsum verbeugend" (s. auch die ausführliche Beschreibung Behrens).

Von dem Besuch der „Santa Rosalia" erfahren wir durch einen der Offiziere über das Verhalten der Eingeborenen das folgende: „Es bestand nicht das geringste Anzeichen von Feindseligkeit... ich sah nur Beweise der Freundschaft, und es gab viel Geschrei..... Die übrigen blieben an der Küste in fliegenden Mänteln, vor Entzücken schreiend und andere Zeichen gebend. Alle versuchten, uns ihre Gelehrigkeit darzutun und äusserten ausserdem den Wunsch, an Bord zu gehen oder uns an der Küste zu sehen..... Die Frauen sind wie die Männer..... unverschämt beim Betteln, aber sie geben mit derselben Offenheit alles her, was sie besitzen..... Die Häuptlinge sowie auch die Frauen sind ausserordentlich der Bettelei zugeneigt und nehmen freudig, was nur in ihre Hände gerät, ohne es zurückzugeben..... Sie zeigen keinerlei Verdruss über den Verlust ihrer Beute; sie sind ganz zufrieden mit alten Lappen, Bändern, gefärbtem Papier, Spielkarten und andere Kleinigkeiten. Alles von hellroter Farbe gefällt ihnen sehr, aber sie verachten Schwarz..... Sie sind sehr darauf aus, anderer Leute Eigentum zu nehmen, so dass, was irgend einer erhält, ein anderer es ihm fortnehmen will und er überlässt es, ohne sich zu kränken. Höchstens wird er etwas wiederstehlen, und dann lässt er es los und sie bleiben Freunde..... Viele von ihnen sprechen deutlich aus: „Ave Maria", „Viva Carlos Tercero, Rey de España"..... Die Eigenheit und der Klang ihrer Stimme ist geeignet, jede Sprache mit Leichtigkeit auszusprechen..... Wir sahen niemals ihren Mut in die Praxis umgesetzt, aber ich vermute, sie sind feige."

Der Pilot der „San Lorenzo" berichtet: „Wir bemerkten, als wir uns kaum dem Laude näherten, dass Leute an der Küste waren, welche uns mittels Rauches an mehreren Stellen dieses neuen Landes Zeichen machten..... Als wir nahe der Küste sondierten, sahen wir mehrere Eingeborene des Landes am Ufer in ihrer Sprache schreien..... Während sie etwas wie ein Signalfeuer unterhielten und die Ankunft des Schiffes erwarteten, schwammen drei von den Eingeborenen vom Ufer ab und schrieen, sich nahe an uns Boot haltend, andauernd, bis sie so nahe kamen, um ihnen ein Stück Jam zu geben..... Sie all nahmen dies fröhlich an, den Biskuit empfingen sie mit Reserve, bis sie unsere Leute etwas essen sahen. Er schmeckte ih-

nen gut, und sie verlangten danach und beteiligten sich ungezwungen an der Vertilgung von gesalzenem Schweinefleisch und Reis... Es braucht nicht gesagt werden, dass die Eingeborenen durch den Lärm des Geschützes und des Musketenfeuers erschreckt waren."

Cook schreibt: „Sie brachten mit sich einen Busch Bananen, den sie vermittels eines Seils aufs Schiff schickten und kehrten dann zur Küste zurück... Als der Bootsmann mit dem Boot nahe der Küste war, schwamm einer der Eingeborenen heran und bestand darauf, an Bord des Schiffes zu kommen, wo er zwei Nächte und einen Tag verblieb... Das erste, was er nach dem Anbordkommen tat, war, die Länge des Schiffes zu messen, indem er die Fadenzahl von Heck bis Vorsteven bestimmte... Sie waren so ungeduldig, uns zu sehen, dass viele von ihnen heran schwammen, um dem Boote zu begegnen..... Wir entdeckten gleich, dass sie erfahrene Diebe waren und auch betrügerisch in ihren Tauschgeschäften, wie wir es bisher bei keinem Volk getroffen hatten. Es war einigermassen schwierig, dass wir unsere Hüte auf den Köpfen behalten konnten; aber es war kaum möglich, irgend etwas in unseren Taschen zu bewahren, nicht einmal das, was sie uns selbst verkauft hatten. Sie warteten auf jede Gelegenheit, es uns fortzuschnappen, so dass wir das gleiche Ding zwei oder dreimal wiederkauften, und es schliesslich doch nicht erhielten... Aber gleichzeitig, während sich die Durstigen und Hungrigen erquickten, fehlten andere nicht, welche sich bemühten, ihnen dieselben Dinge wegzustehlen, die ihnen gegeben wurden. Schliesslich waren sie gezwungen, um schlimme Folgen zu verhüten, eine Ladung Schrot auf einen zu feuern, der so kühn war, von einem der Männer den Sack, der alles enthielt, und den sie mit sich trugen, zu stibitzen. Nachdem der Insulaner im Rücken verwundet war, wurde kein Versuch ihrerseits während des ganzen Tages gemacht, etwas zu stehlen."

Von Beechy hören wir: „Eingeborene zündeten Feuer an und folgten dem Schiff am Ufer entlang, indem ihre Zahl bei jedem Schritt sich vermehrte. Als die Boote herankamen, war die Angst der Eingeborenen durch Schreien kundgetan, die die Stimmen der Offiziere übertönten; unsere Boote, bevor sie das Ufer erreichten, wurden umringt von hunderten von Schwimmern, welche auch auf Deck, Hinterkiel und Steuer kletterten..... Sie schienen alle freundlich geneigt. Die Frauen, welche ebenso oder mehr wie die Männer begierig waren, in die Boote zu kommen, und von jeder Ueberredung Gebrauch machten, die Mannschaft zu verführen..... Zur persönlichen Sicherheit war die Mannschaft, um sie abzuhalten, gezwungen, ihre Zuflucht zum

Stecken zu nehmen, worin keiner der Eingeborenen eine Beleidigung erblickte, aber sie gewannen ihr Benehmen in dem Augenblick wieder, wenn die Leute im Boot ihre Aufmerksamkeit etwas anderem zuwandten. Gerade innerhalb des Bootes war eine Menge kleiner Dinge, die hoch im Werte bei den Schwimmern standen, und da die Schiffe tief ins Wasser gezogen wurden, durch die Menge, die an ihnen hing, wurden viele dieser Artikel gestohlen, trotz der wachsamen Aufmerksamkeit der Mannschaft, welche keine Mittel hatte, sie abzuhalten. Wenn sie einen Diebstahl begangen hatten, und die Mannschaft ins Wasser schoss, tauchten sie im selben Augenblick. Die Frauen waren bei dieser Piraterei nicht weniger tätig als die Männer..... Es ist nicht leicht, sich das Bild vorzustellen, dass durch diese bunte Menge dargestellt wurde, unbeschränkt durch irgendeine Autorität oder durch Achtung vor ihren Besuchern. Aus voller Lunge schrieen sie Hallo und drangen auf die Boote mit allerlei Grimassen und Geesten ein..... Wegen der Menge der Eingeborenen war es unmöglich, einen Dieb zu verfolgen. Die gestohlenen Artikel waren unwiederbringlich verloren."

La Pérouse und seine Begleiter schreiben in ihren Tagebüchern: „Sie stiegen lachend und mit einer Sicherheit an Bord, die mir die beste Meinung von ihren Charakteren gab..... Ihre Schreie und ihre Physiognomie drückten Freude aus, da sie uns die Hand gaben und uns den Abstieg erleichterten..... Jeder Mann blieb ohne Hut und ohne Taschentuch. Man nahm mir meinen Hut fort und entfloh in aller Hast... Es ist wahrscheinlich, dass diese Leute nicht dieselben Gedanken wie wir über den Diebstahl haben, aber sie wissen sehr wohl, dass sie ein Unrecht begehen, da sie flohen, indem sie zweifellos eine Züchtigung befürchteten. Die Art und Weise, unser Fahrzeug zu messen, hat mir bewiesen, dass sie unsere Künste nicht wie stupide Wesen angesehen haben; sie haben unsere Taue, unsere Anker, unseren Kompass, unser Steuerrad examiniert und sind am nächsten Tag wiedergekommen, mit einem Stab die Messung wieder vorzunehmen..... Diese Insulaner sind sehr gastfreundlich, aber sie haben nie die Gelegenheit versäumt, uns zu bestehlen..... Sie hatten eine solche Vorliebe für die Hüte, dass es ihnen gelang, uns in wenigen Stunden auszuplündern und uns zum Gegenstand ihrer Lustigkeit zu machen. Man kann sie am besten mit Schülern vergleichen, die all ihr Vergnügen und List aufwenden für alle Arten von Eulenspiegeleien an den Passanten."

Aus allen diesen Schilderungen und auch aus dem Verhalten während des Aufenthalts der chileni-

schen Expedition auf der Osterinsel geht hervor, dass wir es mit einem interessanten, frischen Naturvolk zu tun haben, mit Insulanern von freien und frohen Charakteren. Diese Fröhlichkeit ist ihr hervorstechender Zug. Das ausgeprägte Diebsgelist der Kanaken wird von allen älteren und neueren Reisenden, betont. Nur La Pérouse und seine Begleiter finden eine richtige Beurteilung hierfür. Die genannten Diebereien und andere Tatsachen zeigen uns an, dass persönliches Eigentum wenig bekannt war, dass vielmehr bis zu einem gewissen Grade kommunistische, oder wenn man will, völlig natürliche Prinzipien herrschten. So brachten die Insulaner freudig ihre Anbauprodukte, ferner Fische, usw. an Bord der besuchenden Schiffe und nahmen sich, wie sie es gewöhnt waren, hier ungeniert das, was ihnen gefiel. Dieses Verhalten betrachteten die unverständigen Seeleute früherer Zeit als ein schweres Verbrechen, und die armen Insulaner mussten ihr fröliches, frisches Benehmen aufs schwerste büssen. Soweit ein Kommunismus vorhanden war, beschränkte sich dieser allerdings ausschliesslich auf die Sippe. Sippe zu Sippe hatte, selbst noch im Jahre 1911 und entsprechend den Ueberlieferungen verschiedener Besucher ganz entschieden ihr bestimmtes Gesamteigentum, welches unter Umständen blutig verteidigt wurde. Interessant mag es sein, dass die Leprösen, die zwangsweise eine Siedelung für sich bilden, als Sippe betrachtet wurden, die ihr Land für sich bebaute. Diebstähle bei diesen Aermsten aller Armen waren nicht selten, da die bei den Aussätzigen gezogenen süssen Kartoffeln für besonders gut galten. Leider ist das ethische und psychische Charakterbild der Insulaner aus den Aufzeichnungen der Besucher, die fast alle nur gezählte Tage auf der Insel verblieben, kaum noch zu rekonstruieren, als wissenschaft-

liches Rüstzeug in neuerer Zeit zur Verfügung stand, war das Völkchen in seinem Wesen schon zerstört. Die in alter Zeit so wichtige Häuptlingswürde, und die der Sippenältesten war schon zu Zeiten des Besuchs von La Pérouse stark eingeschränkt und erhielt ihren letzten Rest, als die amerikanischen Walfischfänger und peruanischen Sklavenhändler die Führer der Insulaner wegschleppten. Offiziell existierte allerdings noch im Jahre 1911 ein König, namens Juan Tepano, der keine Autorität mehr ausübte. Der heutige Oberherr ist der Vertreter der Gutsverwaltung. Schon allein durch diese Tatsache ist das Leben der Eingeborenen völlig verändert worden; war auch 1911 noch wenigstens das Andenken an die alten Könige, die mit ihren Abzeichen, ihrer Festkleidung, ihren Häuptlingsstäben, ihrem Federkleid und sonstigem Schmucke die Führer der ihrigen waren, vorhanden so wird heutzutage selbst diese Erinnerung fast völlig verschwunden sein.

Dass der anscheinend sanftmütige Charakter der Insulaner durch ungerechte Behandlung in Wallung gebracht werden kann, davon legt das folgende Kapitel Zeugnis ab:

Der Tod des Herrn Butron Bornier.

Herr Butron Bornier war während des Krimkrieges französischer Offizier gewesen, war dann aus dem Heere ausgeschieden, nach Papete, der Hauptstadt Tahitis übergesiedelt, wo er mit den Einwohnern geschäftliche Beziehungen anknüpfte. Von hieraus ging er 1871 als kaufmännischer Angestellter der Firma Brander in Papete, welche damals den grössten Teil von Rapa Nui im Besitz hatte, nach der Osterinsel. Während Butron Bornier auf Tahiti nicht selten dem Trunke gehuldigt hatte, wurde er in dem neuen Aufenthaltsort Temperänzler, huldigte aber umsomehr dem weiblichen Geschlechte. Er nahm zur Frau eine Insulanerin namens Koreto. Diese wurde im Laufe der Zeit übermütig, nannte sich Königin, und der Franzose, aus Berechnung oder auch nur aus Uebermut, begünstigte die Launen seiner Geliebten. Im übrigen war er sehr tätig,

verkaufte den Eingeborenen allerlei Kinkerlitzchen und erwarb dafür Ländereien. Französische Missionäre, welche im Jahre 1868 gelandet waren, und die seinen Absichten entgegen traten, wurden von ihm in gehässiger Weise verfolgt, so dass diese schliesslich die Insel mit einer grossen Zahl ihrer Missionsschüler verliessen, um nach Tahiti überzusiedeln. Der Unternehmungsgeist Borniers ist durch die Tatsache gekennzeichnet, dass er einen bei Angaroa aufgelaufenen kleinen Segler unter Mithilfe eines dänischen Tischlers, wieder flott machte und damit eine Reise nach Tahiti ausführte. Inzwischen suchte Koreto ihre Mitschwestern tatsächlich zu beherrschen, die allmählich in eine furchtbare Wut gerieten. Auch die Männer wurden angesteckt, zumal sie sich Rechenschaft gaben, in welcher Weise sie von dem Franzosen, der Europäern gegenüber ein sympathischer Mensch gewesen sein soll, betrogen wurden.

Wie noch heute die Besucher der Osterinsel, glaubte Bornier, dass die Inselbewohner geduldig und sanftmütig wären und ihnen nichts ferner läge, als jemals aufsässig zu werden. Doch im Jahre 1876, als Bornier etwa 55 Jahre alt war, hatte seine Stunde geschlagen. Die „Königin" forderte nämlich von einer „Untergebenen", dass sie ihr ein Kleid machen sollte. Diese Forderung wurde in schärfster Weise verweigert, und sie musste es sich gefallen lassen, auf das Aergste verhöhnt und beleidigt zu werden. Koreto beklagte sich bei ihrem Geliebten; dieser ergriff ein Gewehr, stieg zu Pferde und galoppierte davon, um die Beleidigung zu rächen. Jetzt griffen auch die Männer ein. Ein Hagel von Steinen, die alte Waffe der Insulaner, empfing ihn und streckte ihn nieder, indem er vom Pferde stürzte. Die Kanaken hielten ihn für tot, betteten den Körper unter einen Baum und zogen sich dann ruhig zurück. Ihre Führer beratschlagten, was geschehen sollte, und man beschloss, den Leichnam am Fusse des Fahnenmastes einzuscharren. Wieder kehrte man an den Ort des Kampfes zurück, und zu ihrem grossen Erstaunen fanden die Eingeborenen ihr Opfer noch am Leben, das jammervoll um Wasser bat und ebenso darum, dass man seine Töchter Caroline und Martha zu einem letzten Abschied zu ihm brächte. Wieder beratschlagte man, was geschehen sollte, doch einer der Leute ergriff das Gewehr, auf dem das Bajonett aufgepflanzt war und durchstiess ihm damit die Kehle, indem er sagte: „Besser sofort ein Ende zu machen". Darauf wurde der Leichnam am Fahnenmast von Mataveri begraben.

Die Eingeborenen zogen zu dem Hause ihres Opfers und und verbrannten jegliches Papier, das sie auffanden, und töteten Koreto. Darauf wurde über das Schicksal der beiden kleinen

Waisen Caroline und Martha beratschlagt, und die Mehrzahl war der Meinung, dass sie das Schicksal des Vaters teilen sollten. Nur ein Kanake, namens Papi Ano (der im Jahre 1911 einer der ältesten Eingeborenen war) war gutherzig genug, die beiden Kinder fortzuführen und sie während längerer Zeit in einer Höhle zu verbergen.

Wenige Monate später kam ein französisches Kriegsschiff vorbei, und die Eingeborenen teilten dem Kapitän den Tod des unglücklichen Bornier mit, der durch Scheuen seines Pferdes aus dem Sattel geschleudert, in den Steigbügeln hängen blieb und so zu Tode geschleift wurde, ehe sie noch zur Hilfe eilen konnten. Sie übergaben ihm auch den Schlüssel des Hauses, das sie verschlossen hatten, ohne irgend ein Stück, das ihm gehörte, zu entfernen und zeigten ihm auch die hübsche Begräbnisstätte unter der Flagge seines Vaterlandes. Der Kapitän, durch die Einstimmigkeit in den Aussagen der Eingeborenen und ihr trauriges Aussehen von der Wahrheit des Berichtes überzeugt, ahnte nichts von dem Drama, sondern verteilte im Gegenteil aus Dankbarkeit für das Verhalten Kleider und Geschenke an die Insulaner.

Wohnstätten.

Die Wohnstätten der Insulaner befanden sich fast allgemein in der Nähe der Küste, soweit dieselbe, wie etwa die Ostküste, nicht als steiles Kliff zum Meere abfiel. Die Höhen der Vulkane waren unbewohnt. Im Innern der Insel, soweit dieselbe eben war, sind nur geringe Reste ehemaliger Wohnstätten zu finden, doch wurde gerade hier der Feldbau in intensivster Weise getrieben. Die von Reisenden oft erwähnten Steinhäuser von Orongo, am Südwest-Abhange des Vulkans Rana Kao, welche aus schwarzgrauen Steinplatten von etwa 5 cm Dicke ohne jedes Verbindungsmaterial hergestellt sind, hatten, ähnlich wie die Wohnhäuser, lange ovale Form und sahen einem umgestürzten Kanu ähnlich. Sie waren an der Dachseite mit Erde beworfen. Diese Steinbauten dienten wahrscheinlich nicht als Daueraufenthalt, sondern während der Eierfeste als zeitweilige Wohnung für die Eiersammler bezw. Festteilnehmer, vielleicht auch im gewissen Sinne als Kultstätten. In ihrem Innern finden sich die Abbildungen von Vögeln und andere Felsmalereien, auch solche, welche sich auf relativ moderne Ereignisse, wie die Ankunft der ersten Europäer, beziehen. An vielen Stellen der Insel, besonders im Osten, findet man die Grundrisse des alten Wohnhäusertyps von umgekehrt bootförmiger, nach beiden Seiten hin sich gleichmässig

verjüngender Gestalt. Im Jahre 1911 wurde noch eine derartige Hütte von der ältesten Bewohnerin, der Mutter des damaligen „Häuptlings“ bewohnt. Der bootförmige Grundriss wird von mit Löchern versehenen steinernen Schwellen umschrieben die aus demselben Material hergestellt sind, wie die moais, d. h. aus der vulkanischen Breccie des Vulkans Rana Roraka. Die Löcher dienten zur Aufnahme der Hölzer aus Toromiro, deren obere Enden zusammengebunden wurden, so dass auf diese Weise ein Kiel entstand. Das Holzgestell wurde dicht mit Binsen, getrocknetem Zuckerrohr oder Bananenblättern gedeckt. Der Eingang fand sich an einer Längsseite und war so niedrig, dass das Innere der rund 10 m langen Hütte nur durch Kriechen erreicht werden konnte. Oft führte zu dieser Oeffnung ein langer Gang mit steinernen Seitenwänden und mit Steinen gedeckt, der gleichfalls nur kriechend zu passieren war. Das Innere der Hütte wurde durch zwei Binsenwände, in deren Mitte sich kleine Zugänge befanden, in drei Teile geteilt, einen mittleren grossen, beiden Geschlechtern gemeinsamer Aufenthaltsraum, dem sich an den beiden Enden ein kleiner gemeinsamer Schlaf- und ein für Frauen allein bestimmter Raum anschloss. Die grösste Höhe der Hütte war immerhin nur eine solche, dass ein Stehen nicht möglich war. Vor der Hütte zu einer Seite des Eingangs befand sich ein kreisförmiger, mit Binsen bedeckter Küchen- oder wohl besser Speiseplatz. Bestimmte Abtritte sind nicht vorhanden; die Verrichtungen finden ungeniert, aber weit vom Hause entfernt statt.

Die Küche der Osterinsulaner.

Die Kochplätze der Einwohner befinden sich immer an einer bestimmter Stelle vor der Behausung. Heute wird neben dem Erdofen das offene Feuer benutzt und die Nahrung wird in Geschirr europäischer Herkunft zubereitet. Ton- oder andere Gefässe waren den Osterinsulanern völlig unbekannt, nur Schalen einer Frucht, anscheinend Kürbisschalen, wurden vorzüglich zum Wasserholen und als Trinkgefässe benutzt. Das Feuer wurde früher durch das quirlförmige Reiben eines dünnen Holzes in einem anderen stärkeren erzeugt. Die Art dieser Hölzer ist nicht mehr festzustellen. Der Erdofen wird, sehr ähnlich dem auf Chiloe zur Curanto-Bereitung gebräuchlichen, in folgender Weise hergestellt: Es wird ein Loch ins Erdreich gegraben. Auf den Boden wird zunächst eine Schicht mittelgrosser Steine geschüttet, darauf befindet sich eine Lage trockenen Grases. Hierauf wird eine Schicht kleiner Steine gebettet und darauf schliesslich dürres Astholz als Brennmaterial geschichtet. Dieses wurde angezündet und diente, unter Weitergabe des Feuers an das trockene Gras, zur Erhitzung der beiden Steinlagen. Waren diese in Weissglut, so wurde die oberste Brennholzschicht abgeräumt, die kleinen Steine gegen den Rand hingeschoben und auf das verkohlte Gras wurde die Speise gelegt. Diese wurde mit dem verkohlten Brennholz bedeckt und über das Ganze schliesslich Erde geschichtet. Ganz vorzüglich wurde auf diese Weise die Hauptnahrung der Eingeborenen, die süsse Kartoffel oder Batate (kumara) und, von der Fischnahrung abgesehen, das einzige Fleischgericht, das die Insel bot, nämlich das Huhn, gedünstet.

Das Huhn wird im Federkleid, und ohne es auszunehmen, zubereitet. Das Töten der Hühner mit dem Messer erregt den Abscheu der Eingeborenen; sie hielten es zunächst in den Rauch des Feuers (Betäubung?) und töten es dann, wie auch in Chile, durch Strecken des Halses (inneres Verbluten). Nach Herausnahme aus dem Ofen, in dem es ungefähr 1/2 Stunde dünstet, befindet sich das Tier in einer wenig appetitlich aussehenden, stark verkohlten Umhüllung, bleibt aber im Innern ausserordentlich saftig, doch in einem ziemlich rohem Zustande. Seetiere wurden zum Dünsten im Erdofen in Bananenblätter gehüllt.

Die Hauptnahrung war immer eine vegetabilische, und der Bearbeitung der Erd- und anderen Früchte wurde, wie im Kapitel über die Kulturpflanzen dargelegt, eine grosse Pflege zuteil. Bemerkenswert ist, dass man in früheren Zeiten die Früchte, mit Ausnahme der süssen Kartoffel, ungern in rohem Zustande genoss, sondern fast ausschliesslich in gedünstetem besonders die Bananen. Heute besteht die beliebte Sitte, die Bananen vor dem Kochen in Milch zu legen. Da dieses Rezept allgemein unbekannt ist, und Milch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der Insel erhältlich wurde, handelt es sich um eine kulinarische Erfindung der Eingeborenen. So unbedeutend diese Tatsache auch erscheinen mag, beweist sie dass *der menschliche Erfindungsgeist auch in völliger Vereinsamung nicht ruht* und dass häufig „Rätsel" sich auf die natürlichste Weise erklären lassen, wenn dieser Erfindungsgeist in Betracht gezogen wird. Zur Zeit wird, wenn auch selten, Rind- und Schaffleisch gegessen, während der Fischfang, dem sich früher ein grosser Teil der Männer zugewandt hatte, nicht mehr die grosse Rolle spielt wie ehedem, da ein grosser Teil der jungen Männer im Kanu weit hinausfuhr, und sogar bis Salas y Gomez, wo reichliche Fischgründe vorhanden waren, gelangten. Die Fische wurden, soweit man sie nicht, wie fast stets die Langusten, denen man lebend den Schwanz herausriss, roh genoss, im Erdofen zubereitet oder in Wasser gekocht. Dieses befand sich in flachen, natürlich vorhandenen oder künstlich hergestellten

kreisförmigen Mulden innerhalb irgend einer Felsplatte. Das Wasser wurde dann durch hineingeworfene, vorher glühend gemachte Steine erhitzt. Salz wurde, auch bei Süsswassergebrauch, zur Nahrung nicht verwandt; doch mag die reine ozeane Luft mit ihren Salzpartikelchen diesen Mangel zum Teil ersetzt haben. Ueberdies war der grösste Teil der Bewohner auf gelegentliches oder ständiges Trinken von Brackwasser angewiesen. — Nicht zu vergessen ist eine Anzahl essbarer Fische und Seetiere, wie in dem Kapitel „Tierwelt" erwähnt wurde. Unter ihnen befindet sich das Fleisch des Delphins, das sehr selten erhältlich, aber sehr geschätzt war und von dem eine einzige Person bei einer Dauermahlzeit 6—8 kg verzehren konnte, wobei nicht zu vergessen ist, dass die Eingeborenen tagelang nur spärliche Nahrung zur Verfügung hatten. Eine Tunikate, verschiedene Muscheln, Taschenkrebse und andere Meerestiere, ebenso gekochter Seetang dienten zur Nahrung, während im Gegensatz zu den Bewohnern der Westküste Südamerikas Seeigel und Seeschnecken keineswegs geschätzt waren. Die augenblickliche Nahrung ist, da die Bewohner des Meeres zum grossen Teil aus der Nahrung ausgeschaltet sind und der Ackerbau gleichfalls zurückgegangen ist, eine recht ungenügende und dürfte zur physischen Degeneration der Eingeborenen beitragen.

Früher waren mit der Zubereitung der Nahrung bestimmte Personen, also eine Art Berufsköche, beauftragt, die im Hause des „Häuptlings" wohnten und sich somit einer gewissen Wertschätzung erfreuten. Wie so oft, hat die europäische Kultur neben wenig positiven Errungenschaften den Eingeborenen zerstörende Einflüsse gebracht; aus ihrer alten Organisation herausgerissen, verlieren heute die Osterinsulaner wenig Zeit bei Bereitung des Essens, da ihre Arbeitslust geringer geworden ist, zumal in jüngster Zeit auf der Grundlage falsch verstandener Barmherzigkeit sehr viele in Chile gesammelter Geschenke, vorzüglich an Kleidung, Geräten, Mehl usw., in ihren Besitz kamen.

Eine grosse Bedeutung als Delikatesse hatten die Vogeleier, deren Gewinnung teilweise mit Festen auf religiöser Basis zu-

sammenhing, wo auch der Gott „Make Make", d. i. der Eiergott, die Hauptverehrung genoss.

Nicht zu vergessen ist, dass ehemals die Menschenfresserei keine kleine Rolle spielte. Der Name der Höhle „Hana kai tanata", d. h. „Menschenessen" weist noch darauf hin. Der Ueberlieferung nach wurden die erschlagenen männlichen Gefangenen stets zu diesem Zwecke benutzt; sie wurden sofort nach dem Siege der kämpfenden Partei unter die befreundeten Stämme verteilt und ohne weiteres geschlachtet, im Erdofen gedünstet und gegessen. Noch gegen Ende der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Kannibalismus vorhanden, da die ältesten Bewohner der Insel im Jahre 1911 sich noch erinnerten, in ihrer Jugend an solchen Mahlzeiten teilgenommen zu haben. Aus den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist es bekannt, dass eine Mutter ihr eigenes Kind schlachtete, im Erdofen dünstete und verzehrte. Es dürfte sich aber in diesem Falle, obwohl er bis zu einem gewissen Grade charakteristisch ist, auch im Sinne der Eingeborenen um eine Geistesstörung gehandelt haben. Anscheinend wurde auch gelegentlich das Fleisch der Erschlagenen im rohen Zustande verzehrt.

Genussmittel sind nicht vorhanden. Starke alkoholische Getränke werden ohne grosse Begeisterung angenommen und ihr Genuss wird von allerlei Grimassen begleitet. Im letzten Jahrzehnt soll sich in dieser Hinsicht leider eine ungünstige Aenderung vollzogen haben, indem die häufiger werdenden Besuche durch Europäer, die Insulaner an Spirituosen gewöhnten. Glücklicherweise führt die Pachtverwaltung der Insel keine geistigen Getränke ein, sondern bekämpft deren Genuss.

Fischfang.

Im Fischfang sind die Eingeborenen überaus geschickt. Als kühne Seefahrer wagen sie sich in den kleinen zerbrechlichen Auslegerbooten weit hinaus und sind hervorragende Taucher. Leider ist infolge der Berührung mit der europäischen Kultur, welche die Insulaner der Arbeit entwöhnt hat, auch der Fischfang gegen früher stark zurückgegangen, doch ist er ein noch immer beliebter Sport. Anscheinend war die Fischerei bis zu einem gewissen Grade professionell. Die Männer kennen genau die Oertlichkeiten, wo sich bestimmte Seetiere, z. B. Langusten und Taschenkrebse, aufhalten. Erstere werden durch Tieftauschen mit der Hand unter den Steinen hervorgezogen, die Taschenkrebse mit grossem Geschick an der Felsküste aus ihrem Schlupfwinkel geholt. Die Fischgründe sind ihnen gut bekannt; über 40 Fische benennen sie mit Namen.

Früher zogen die Insulaner mit ihren Grossbooten bis nach Salas y Gomez, das als ein Paradies des Fanges ihrem Gedächtnis noch nicht entschwunden ist. Der Ausgangspunkt der Fischerei ist heute die Bai von Angaroa. — Es wird auch mit grossen Fischnetzen, die in höchst kunstvoller Form aus Binsengarn hergestellt werden, vom Lande aus gefischt, in der Art der Treibfischerei. Beim Heranziehen des Netzes beteiligen sich in diesem Falle

auch die Frauen. Bom Boot aus werden Delphine und auch andere Fische gelegentlich mit der Angel gefangen; ehemalig wurde das Harpunieren geübt. Da beim Delphin die Angel oft nicht hält, beeilt man sich, das Tier mit Stöcken totzuschlagen. Die Haken werden an aus Binsen geflochtenem Garn befestigt und aus Nägeln zurechtgebogen. Früher wurden Haken aus Stein gefertigt. Zu diesem Zwecke wurden flache Obsidian- oder Pechsteinstücke dreieckig zurechtgeschlagen und dann die Platte durchbohrt und das entstandene Loch, das exzentrisch lag, soweit vergrössert, bis die eine Dreieckseite genügend durchbrochen war. Dies war die Grundform der Angel, die durch Abschlagen der Aussenseiten rund geformt wurde. Darauf erfolgte das Polieren, wodurch neben einer völligen Rundung eine Verjüngung nach der Spitze zu erzielt wurde. Zur Befestigung an das Garn wurde die Steinangel schliesslich noch mit einer Einkerbung (resp. einem Kopfe) versehen. Neben die Steinangel trat in einer späteren Epoche der aus Menschenknochen geschnitzte Fischhaken auf. Von dieser Erfindung gibt eine Ueberlieferung Kunde.

Zum Fang der Secaale diente ein sehr einfaches Instrument. (s. Phot.) Zwei runde Stäbchen von $^1/_2$ m Länge waren an je einem ihrer Enden durch ein $^1/_2$—$^3/_4$ m langes, festes, dünnes, ziemlich steifes Binsengarn verbunden. Auf ein Drittel der Garnlänge wurde eine entsprechende grosse Schlinge geformt und auf das Ende des entfernteren Stäbchens, dort wo das Garn befestigt war, ein Köder gesteckt. Während der eine Stab nebst der Schlinge vom Boote aus ins Wasser gesenkt und in völliger Ruhe gehalten wurde, wurde der Köderstab vor der Schlinge hin und her bewegt, bis der Fisch in die Schlinge geriet, die dann zugezogen wurde. — Der Hauptfang erfolgt aber auch

heute noch vom Boote aus mit verschiedenartigen aus Binsengarn geflochtenen Netzen, unter denen ein sackartiges und mit einem Stein beschwertes zwei Meter langes und von zwei Mann zu bedienendes unten spitz zulaufendes Handnetz vorgezogen wird. In die Netzspitzen wird als Köder eine kleine zerschnittene Krabbe eingebunden, der ganze Apparat herabgelassen, um in einer Tiefe von etwa 50 m zu fischen.

Originell ist die folgende Fangmethode, welche an eine auf den Kanarischen Inseln geübte erinnert. Fische oder kleine Taschenkrebse werden zerkaut, um beim Herannahen einer Brandungswoge ausgespien zu werden. Der sich um diesen Köder bildende Fischhaufen wird mit Steinen beworfen, um die Fische zu töten, oder man wirft gelegentlich eine Angel hinein.

Nächtlicher Fang ist gleichfalls nicht unbekannt; er findet bei Fackellicht statt. Zu diesem Zweck wird Bananenbast zu einem Docht gedreht und dieser in einen ausgehöhlten Stein gebracht, der mit Oel gefüllt ist. Das Oel wird aus bestimmten Fischen durch Pressen gewonnen.

Handel und Transportmittel.

Bei der kommunistischen Auffassung der Insulaner existierte früher ein eigentlicher Handel nicht, und Geld oder Geldsurrogate waren unbekannt. Die Auffassung der älteren Seefahrer von der ausgesprochenen Neigung zur Dieberei der Leute von Rapa Nui ist eine irrige. Ein Eigentumsbegriff im europäischen Sinne war überhaupt nicht vorhanden. Heutzutage sind die Insulaner sehr gerissene Kaufleute mit einem Anstrich ins Bettelhafte; Münzen irgend einer Art wurden (1911) ungern oder gar nicht angenommen. Solange die alten Reliquien der Vorfahren oder die Ethnographica nicht völlig erschöpft waren, dienten diese als Tauschobjekte; jetzt werden t o r o m i r o s aller Art auf die roheste Weise in weichem Tuffe, seltener in Holz, oft in Minuten imitiert und dem Seemanne als alte Objekte gegen Wäsche, Hausrat u. ä. abgetreten, wobei der Europäer stets übertölpelt wird.

Auf der Osterinsel war die Bewegung zu Fuss die einzige mögliche und die Insulaner, sind allem Anscheine nach hervorragende Kletterer gewesen, welche mit Geschick auch an den steilen Abhängen der Vulkane herauf- und herabzuklettern wussten, oder die an den Kliffs bis zum Meere herunterstiegen. In heutiger Zeit hat das Pferd grossen Anklang gefunden, und es wird mit Vorliebe zum Besuchen der

von dem Orte Angaroa entfernten Teilen des Eilandes benutzt. Eine Anzahl der Eingeborenen hat Pferde in Besitz, und Männer und Frauen, die nur auf Schaffellen reiten, sind meistens ausgezeichnete Reiter und veranstalten gern Wettrennen auf kurze Strecken. Leider werden die sehr frommen Tiere wenig geschont. Die Mädchen reiten stets im Herrensitz und sitzen oft zu zweit auf der Decke.

Als Transportmittel auf See diente das Kanu. Der Ueberlieferung nach waren die ersten Boote ausserordentlich gross, in mythologischer Uebertreibung so gross, wie die halbe Insel. Sonst ist von Doppelkanus die Rede, die 100 und mehr Personen fassten, besonders, wenn von den Booten gesprochen wird, mit denen unter *Hoto Matua* die ersten Bewohner auf die Insel kamen. Zurzeit des Besuchs der alten Reisenden verfügten jedenfalls die Eingeborenen nur über sehr kleine Fahrzeuge, in denen ein, zwei bis höchstens vier Mann Platz hatten. Die Kanus waren 4, 5 bis 10 Fuss lang. Vorder- und Hinterteil war nach Art der Brandungsboote vorn und hinten zugespitzt und ähnlich den Kanus der Marquesaner an beiden Steven erhöht; sie wurden durch Paddeln vorwärts bewegt. Cook fand nur 3 oder 4 Kanus auf der Insel und wunderte sich schon zu seiner Zeit darüber, woher die Insulaner das Holz von dem waldlosen Eiland erhalten hatten, da die benutzten Bretter länger und breiter waren, als irgend eine der holzliefernden Bäume der Osterinsel. Es scheint nach den Angaben der Eingeborenen annehmbar, dass zum Bau der Boote Treibholz verwandt wurde, das gelegentlich an die Insel angespült wird.

Zur Fernfahrt sind die Kanus in keiner Weise geeignet, und es ist schon erstaunlich, dass sich die Männer von Rapa Nui zum Fischfang bis zwei

Seemeilen von der Küste entfernen. In früheren Zeiten dehnte sich der Fischfang bis nach Salas y Gomes aus ; die Boote müssen demnach entsprechend gross und seetüchtig gewesen sein. Man kann nur annehmen, dass ursprünglich ein gewisser Holzbestand auf der Insel vorhanden war, der aber sehr bald für den Bootsbau aufgebraucht wurde.

Im Jahre 1911 waren nur 2 Brandungsboote der Pachtverwaltung und 4 sehr gebrechliche mit Auslegern versehene Kanus von rein tahitischem Typ vorhanden, die zum Fischfang dienten. Die Eingeborenen ruderten diese im Stehen steuerlos und sehr geschickt.

Das Eheleben.

Die Ehe war eine ziemlich lockere. Gelegentlich wurden Mann und Frau schon als Kinder von ihren Eltern oder Vormündern versprochen. Oft wurde nach den Fehden, in denen die Besiegten Männer erschlagen und verzehrt wurden, ihre Frauen und Mädchen an die jungen Sieger verteilt. Nach der Geburt eines Kindes fand häufig der Wechsel der Frau statt. Auch gegen Arbeitsleistung liess der jeweilige Besitzer seine Frau einem anderen ab. Witwen wurden ohne weiteres wieder frei. Alle diese Verhältnisse sind jedoch wenig geklärt und wohl auch nie mehr zu klären. Es ist jedenfalls fraglich, ob für die sehr regen sexuallen Beziehungen das Wort „Ehe" gebraucht werden kann. Im besten Falle handelt es sich wohl um eine Art Ehe auf Zeit oder um aufeinanderfolgende kürzer oder länger dauernde Liebschaften. Wenn auch eifersüchtige Szenen nicht fehlen mochten, so ist aus dem freien Verhalten der Männer, diese Leidenschaft sicher nicht ausgeprägt, und der Mangel an Eifersucht begünstigte den vielfachen Frauenwechsel. Bei alledem war eine gewisse Beschränkung in der Vereinigung der Geschlechter vorhanden; es durften nämlich weder Geschwister noch Vettern und Basen, wahrscheinlich sogar die Mitglieder derselben Hausgemeinschaft (Sippe), nicht miteinan-

der verkehren. Bei Verletzung dieser Sitte wurde beiden Uebeltätern der Hals mit Pechstein-Messern durchgeschnitten. Ferner gab es eine Art Vestalinnenkult auf dieser abgelegenen Insel, indem die Väter ihre Töchter auf Lebenszeit oder auch nur bis zum Eintritt der Mannbarkeit in Höhlen einsperrten. Vertösse dieser „Priesterinnen" wurden zwar geahndet, doch gibt es Erzählungen und Lieder, aus denen hervorgeht, dass die polynesischen Don Juans gerade sich um die Gunst dieser abgeschlossenen Jungfrauen bemühten.

Heutzutage herrscht auf der Insel, wenigstens nominell, das chilenische Eherecht. Seit dem Jahre 1918 gibt es ein Standesamt, und kommt mit einem chilenischen Kriegsfahrzeug der Marinepfarrer auf die Insel, falls gerade keine Mission vorhanden ist, so findet ein Massenandrang zur Trauung statt, obwohl es Paare gab, die sich noch vor wenigen Jahren derselben Zeremonie widersetzten. Das Eheleben scheint im übrigen heiter und sorglos zu sein, und trotz der wechselnden „Beziehungen" ein ruhiges Glück zu umschliessen. Der Mann besorgt alle äusseren Geschäfte, wie z. B. das Fischen, Anpflanzen und Ernten der Früchte, während die Frau in neuerer Zeit das Essen zubereitet, und früher die Fabrikation des Zeuges, und bis vor kurzem die Herstellung der Matten, Binsenstoffe und Fischnetze übernahm Die Kinder werden kaum je geschlagen und ausserordentlich gut behandelt. Erwachsenen geschenkte kleine Gegenstände werden oft dem Nachwuchs übergeben. Die Knaben werden nach dem Vater, die Mädchen nach der Mutter benannt.

Die Ehe innerhalb der Sippe war im allgemeinen verboten. Nur fremde Sippen durften in geschlechtliche Verbindung treten, sogar feindliche Clans. Aus den Ueberlieferungen ist bekannt,

dass in diesem Falle bei der Frau die Liebe zu ihrer Sippe höher stand als die Liebe zu ihrem Manne. Auf der Osterinsel scheint wenigstens bei den heutigen Bewohnern, d. h. also bei den Kurzohren, das Prinzip des Patriarchats geherrscht zu haben; hingegen herrschte soweit die Ueberlieferung erkennen lässt, bei den ehemaligen Beherrschern, den Langohren, das Matriarchat. Beide Formen durchkreuzten sich wohl später, so dass ein deutlicher Unterschied zwischen Exogamie und Endogamie nicht vorhanden ist, worauf auch die eben erwähnte eigentümliche Namensgebung bei Knaben und Mädchen hinweist.

Eine eigentümliche Sitte bestand bis vor 1—2 Dezennien; die Kinder blieben nicht bei den Eltern, sondern wurden einer Frau übergeben, welche die Eltern ersetzte. Diese Frau war also eine Art mit grosser Vollmacht versehene Pate. Es handelt sich keineswegs etwa um eine Art Sklaverei, obwohl, wenn sie befiehlt, der ihr anvertraute Zögling zu gehorchen hatte, dabei waren die Zöglinge oft schon fast erwachsen, und es konnte vorkommen, dass eine 17jährige eine 15jährige als Untergebene hatte. Diese Frauen hatten ferner ein Bestimmungsrecht inbezug auf die Liebesverhältnisse. Es scheint sich um einen uralten Brauch zu handeln, bei dem früher alle Kinder eines Distriks einigen wenigen Frauen anvertraut wurden. Eine derartige Pate hatte etwa 20 Kinder in ihrem Hause. Erklärlich ist jedenfalls die Massnahme gerade als Folge der lockeren „ehelichen" Verbindungen, und wir haben in den Beziehungen „Mann und Weib" einerseits und „Kind" andererseits ein fast kommunistisches Naturrecht vor uns.

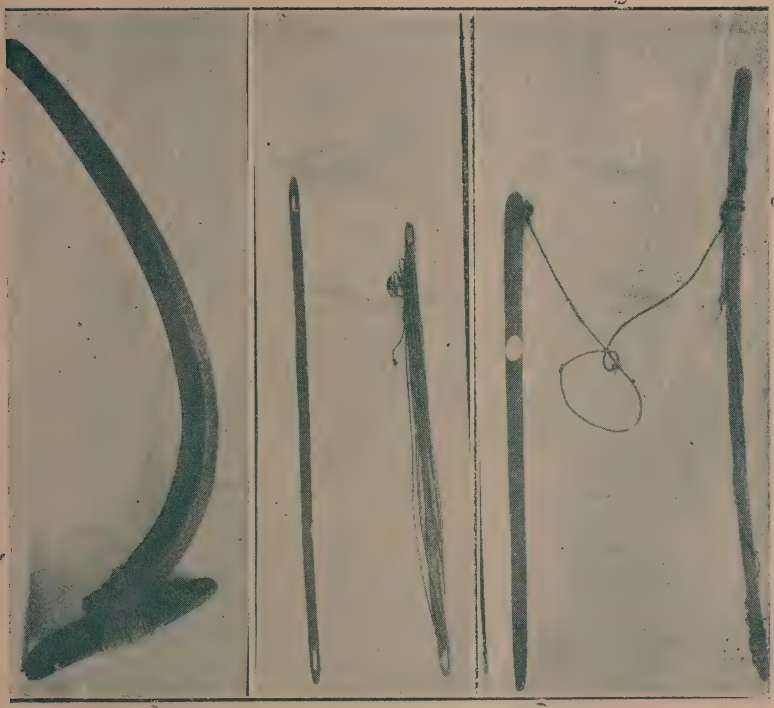


Abb. 16. Abb. 17. Abb. 18.

Abb. 16. **Steinbeil.** Es war dies das letzte vollkommen erhaltene Werkzeug, das im Jahre 1911 noch auf der Osterinsel vorhanden war. Griff aus Holz (Toromiro), Beilklinge aus Pechstein, verbunden durch Binsengarn. (Vergl. Text Seite 205—207).

Abb. 17. **Netznadeln** zum Herstellen der verschiedenartigen Fischnetze, links aus Menschenknochen, rechts aus Toromiroholz verfertigt. Die Nadel links ist mit dem Binsengarn zum Herstellen der Netze versehen.

Abb. 18. **Aalangel:** (Unikum). Der Stab links wurde an seinem unteren Ende mit dem Köder versehen und vor der Schlinge hin und her bewegt. Beim Einschlüpfen des Aales in die Schlinge wurde diese zugezogen. (Vergl. Text S. 184—186).

Oben: Abb. 19. **Steinwerkzeuge** (Messer, Beil, Meissel) aus Pechstein.
Unten: Abb. 20. **Zaubersteine** (Natürliche Form, rechts eine vulkanische Bombe). Die beiden Steine dienten als Eierzauber und wurden in den Hütten verwahrt, damit die Hühner legten und sich vermehrten. (Vergl. Text S. 205—207).

Abb. 21. Das Reinigungsbad für Schafe der Pächtergesellschaft der Osterinsel (Williamson, Balfour & Co.).

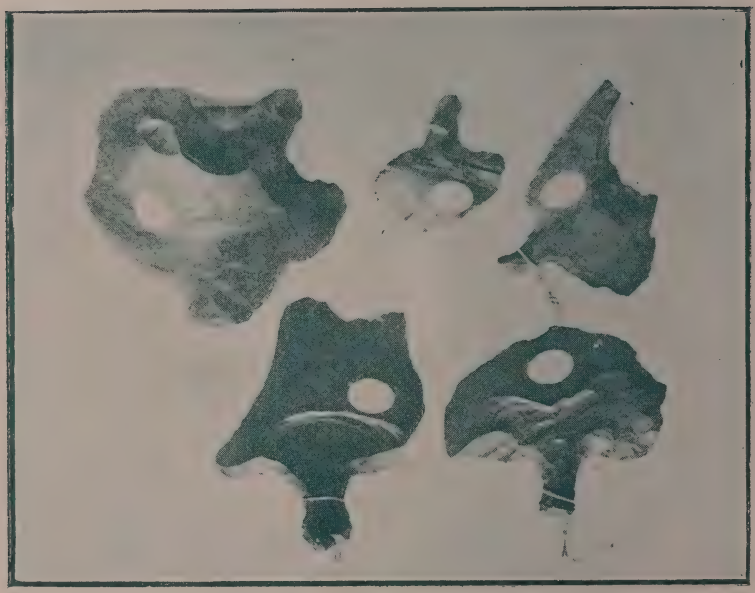


Abb. 22. **Verschiedene Formen von Lanzen und Wurfspeerspitzen.** Die Formen werden von den Eingeborenen wohl unterschieden und benannt. Die Lanze mit der Spitze links unten, wurde auch zum Durchschneiden der gefangenen Opfer zwecks Menschenfrasses benutzt. (Vergl. Text Seite 295—207).

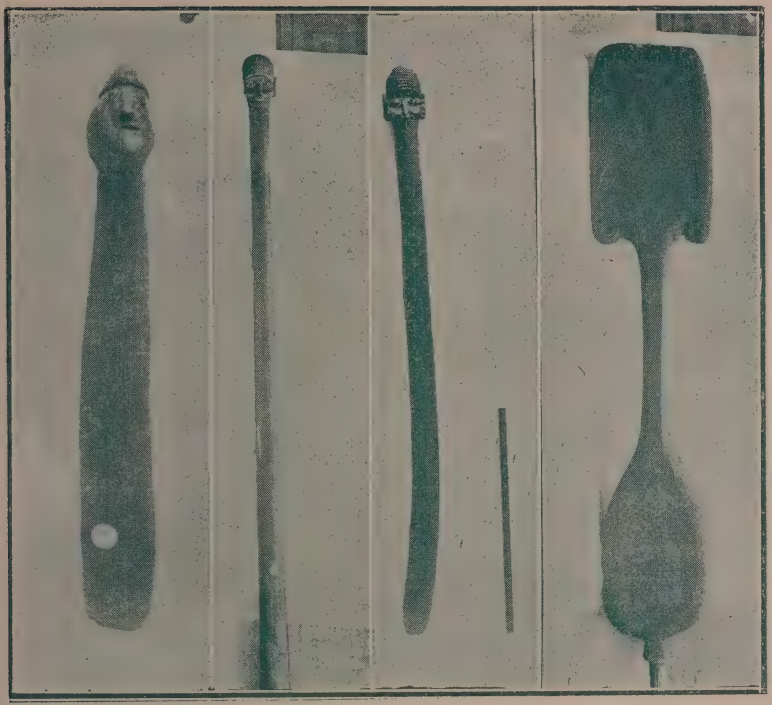


Abb. 23. Abb. 24. Abb. 25. Abb. 26.

Abb. 23. **Keule** mit Menschenantlitz.

Abb. 24. **Doppelgesichtiger Tanzstab** aus Holz. Augen aus Obsidian, umgeben von Schwanzwirbelknochen des Haifisches.

Abb. 25. **Tanzstab** als Kinderspielzeug (der beigegebene Massstab = 30 cm, ebenso bei den folgenden Figuren).

Abb. 26. **Häuptlingsabzeichen**, aus dem Ruder hervorgegangen (übermannsgross), aus Toromiroholz bestehend und in den Umrissen mit Farbe aus rotem Tuff schwach bemalt. Charakteristisches Abzeichen für Ostpolynesien, doch in der eigenartigen Form vorzüglich für die Osterinsel. (Vergl. Text Seite 218—223).

Abb. 27. Häuptlingsabzeichen aus dem Museo de Historia Natural — Santiago de Chile. (Vergl. Text Seite 218—223).

Abb. 28. Vorder-, Seiten- und Rückansicht einer Skelettfigur sehr hohen Alters. Auffallend ist die Skelettierung der Rippen und der Wirbelsäule, sowie der Schulterblätter. Am Ende der Wirbelsäule ist, wie übrigens auch in Figur Nr. 42 (Eidechsenart) anscheinend der Pferdeschweif sichtbar. Auch das Sternum ist deutlich erkennbar.

Ferner ist bemerkenswert der Kinnbart und ein leicht semitischer Zug. Es handelt sich bei dieser Figur vielleicht um Darstellung der ersten Besiedler (melanesischen Ursprungs), da bei den Melanesiern semitische Züge nicht selten sind. Auf keinen Fall kann es sich um eine Darstellung der heutigen Bewohner Polynesiens handeln. (Vergl hierzu die Skelettfiguren indischer Baddastatuen. Vergl. Text S. 220).

Abb. 29. Abb. 30. Abb. 31.

Abb. 29 u. 30. **Hockende männliche und weibliche Figur** mit charakteristischer Haltung der Hände. (Vergl. Text Seite 218—223).

Abb. 31. **Männliche Figur** in gleicher Haltung aber doppelgesichtig. In einer Ueberlieferung der Osterinsulaner ist von einem doppelgesichtigen Häuptlingssohn die Rede, es ist also möglich, dass es sich hier um ein Phantasieprodukt zur Illustrierung des betr. Märchens handelt. (Vergl. Text Seite 221).

Abb. 32. Vorder- resp. Seitenansicht eines in sehr hartem Obsidian gearbeiteten Kopfes, der in mancher Hinsicht an altgriechische Masken erinnert und in gewissem Sinne von dem Typus sonstiger Osterinselarbeiten abweicht. (Vergl. Text Seite 221).

Abb. 33. **Tanzkopf** (in natürlicher Grösse) aus Toromiroholz geschnitzt, mit Obsidianaugen in Einfassung von Schwanzwirbelknochen des Haifisches (Unikum). Der Kopf mit den beiden Händen besteht aus einem einzigen Stück und ist anscheinend sehr alt, da er aus einem verhältnismässig starken Baume fabriziert worden ist. Bei einem (religiösen) Tanze hielt der Tänzer den Kopf an beiden Händen vor sich hin. (Vergl. Text S. 218—222).

Geburtshilfe.

Während medizinische Kenntnisse auf der Osterinsel im allgemeinen wenig und eigentliche Medizinmänner überhaupt nicht vorhanden sind, sind Praktiken, die von „Gynakologen" ausgeübt werden, bekannt. Früher wussten mehrere Männer in der Geburtshilfe Bescheid, heute ist nur noch ein Alter vorhanden, der den schwangeren Frauen beistehen kann. Es treten daher jetzt auch schon ältere Frauen als Helferinnen in Aktion. Vor der Geburt wird ein im offenen Feuer erhitzter schwarzer Stein (Obsidian?), in Binsen gehüllt, unter die Kreissende gelegt, angeblich um die Wehen anzuregen.

Die Geburt erfolgt im Freien oder im Hause, und zwar im Stehen bei gespreizten Beinen oder neuerdings in sitzender Stellung. Der Geburtshelfer stellt sich hinter die Gebärende, sie mit den Armen umfassend: Die Daumen werden gespreizt und berühren sich in horizontaler Stellung etwas über dem Nabel, während die übrige Hand diagonal abwärts gerichtet ist: In dieser Weise erfolgt eine langsam-rhytmische, kräftige und knetende Massage vertikal von oben nach unten. Nachdem der Geburtsakt genügend weit vorgeschritten ist, wird das Kind hervorgezogen; der Helfer *durchbeisst* die Nabelschnur (kokomo) — (bei einigen brasilianischen Indianerstämmen tut dies der Ehemann, der aber

auf der Osterinsel der Geburt gänzlich indifferent gegenübersteht) — und macht wenige Zentimeter vom Nabel des Kindes entfernt einen Knoten. Die Nachgeburt erfährt keine Behandlung und wird begraben. Die Nabelschnur übrigens wird in eine Kalabasse gelegt, welche begraben oder unter einen Felsen gelegt wird. Das Kind wird gleich nach der Geburt in warmem Wasser gebadet; die Wärme wird in grossen Kalabassen durch erhitzte Steine erzeugt. Die Wöchnerin legt sich nach dem Ereignis auf die Matte des Hauses nieder und erhält erwärmte flache, ziemlich schwere Steine auf den Leib appliziert. Vielleicht trägt dieser Umstand dazu bei, dass selbst Frauen, die schwere Geburten hinter sich haben, eine gute Körperform bewahren. Der Säugling bleibt rund ein Jahr an der Mutterbrust. Eine Behandlung scheintot geborener Kinder ist nicht bekannt. Zwillinge mussten früher im Hause bleiben, und waren von den übrigen Kindern abgeschlossen. —

Medikamente.

Die Behandlung der Eingeborenen den Kranken gegenüber ist gar keine übele. Man begiesst dieselben mit heissem Wasser, das von Gesunden nie angewandt wird, trägt sie am Tage ins Freie und bringt sie nachts wieder in die Behausung zurück. Man lässt sie grosse Mengen von Seewasser als Brech- und Purgiermittel trinken und benutzt als Hauptmedizinpflanze einen Aufguss aus den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline ti), der anscheinend ähnliche Eigenschaften hat, wie die bolivianische Koka.

Gegen die Lepra benutzt man ein Unkraut Puringa (Verbena litoralis).

Medizinmänner waren unbekannt. Um den Kranken kümmerten sich, ohne allerdings viel Aufhebens zu machen, die Verwandschaft. Die modernen Osterinsulaner suchen mit Vorliebe den jeweiligen Schiffsarzt auf und fordern Medikamente von ihm.

Bestattung.

Die Bestattung erfolgte auf drei Arten von Beinplätzen: 1.) in Plattformen mit aufgesetzten Statuen, 2.) in Höhlen, 3.) in tiefen Löchern von runder Form, die mit zahlreichen Blocksteinen geschlossen waren (r a h u i). Die Plattformen, auf denen die bekannten steinernen Standbilder errichtet waren, sind wohl als Gräber der Häuptlingsfamilien anzusprechen, jede Familie oder Sippe hatte in der Plattform eine Art Erbbegräbnis. Diese Beerdigungsform war übrigens nur die der beherrschenden Rasse, der Langohren (vergl. das Kapitel über „Langohren und Kurzohren") und ihnen eigentümlich. Die Knochenreste wurden teilweise unterhalb der m o r a e d. h. der Plattform beigesetzt oder auch in den schüsselartigen Höhlungen, welche sich an der Oberseite der Krone befanden, mit der jede Statue versehen war. Derartige Knochenreste fanden sich aber auch in der Nähe der grossen Monoliten, der Moais, am Vulkan Rana Roraka. Zweifel bleiben bestehen, ob die hier gefundenen Knochen nicht etwa als Opfer zu betrachten sind, und es sich um die Reste der bei den kannibalischen Schmäusen verzehrten Opfer handelt. Die Zahl der verspeisten Menschen ist auf der Insel zweifellos keine kleine gewesen, besonders solange die herrschende Klasse der Langohren die Kurzohren zur Fleischversorgung benutzen konnte.

Eine andere Form der Gräber sind tiefe Löcher von runder Form, über denen sich eine pyramidenförmige Aufschüttung aus vulkanischen Blocksteinen befindet, von denen die obersten Krönungssteine mit einer Mineralfarbe weiss gefärbt sind. Diese werden als r a h u i bezeichnet und finden sich vorzüglich im Westen der Insel, gehören also gleichfalls zu den Beerdigungsstätten der Langohren; sie stellten wahrscheinlich den allgemeinen Typ der Beerdigung dar, da die Plattform nur zur Aufnahme von Häuptlingen und deren Mitglieder bestimmt war.

Die dritte Bestattungsart in Höhlen, war bei den heutigen Bewohnern, nämlich den Nachkommen der Kurzohren, gebräuchlich, die vorzüglich den Osten der Insel bevölkerten. Jede Sippe bezw. Familie hatte ihre eigene Begräbnisstätte.

Der Tod erfolgte, wenn nicht durch die Waffe im Kampfe der Sippen und darauffolgendes Auffressen, in früheren Zeiten wohl meist aus Alterschwäche. Zur Ankündigung des Todes trug einer der Angehörigen einen „Taro" in erhobenen Händen um die ganze Insel herum. 2—3 Tage nach dem Tode fand die Bestattung statt, und zwar wurden die Toten in Binsen- oder Tapazeug von etwa mehr als Körperlänge mit Fäden aus Bananenblättern eingenäht und auf Holzgerüsten, die am Meere oder gegenüber dem Wohnhause aufgestellt waren, der Verwesung überlassung. Dann erst, also nach längerer Zeit, fand die eigentliche Beisetzung an den Begräbnisplätzen statt.

Zu bemerken ist noch, dass den Angehörigen des Verstorbenen von den umliegenden Dörfern Hühner und Bataten geschenkt wurden; die Hühner wurden nach einem Jahre wieder verteilt.

Heute werden die Toten in den Sarg gebettet, und es ist eigentümlich, dass alte Leute den Sarg schon zu ihren Lebzeiten anfertigen lassen. Psy-

chologisch ist dieser Vorgang vielleicht folgendermassen zu erklären: Das Begraben im Sarg wurde von den Missionären im gewissen Sinne gewaltsam eingeführt und stellt gegenüber der früheren Beerdigungsweise eine Neuerung dar. Der Eingeborene betrachtet nun die hölzerne Behausung in gewissem Sinne als Ersatz der alten Begräbnishöhle. Nun wusste jeder, dass er an der und der Stelle auf der Insel in einer bestimmten Grotte zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Dieses tiefe Gefühl ist auch heute noch nicht verschwunden und der Sterbende will das Bewusstsein haben, dass er weiss, wohin er nach dem Scheiden aus dieser Welt gehört. Er will seine Begräbnishöhle, in diesem Falle seinen Sarg, noch mit Bewusstsein kennen.

Heidnische Gebräuche herrschten noch bis zum Jahre 1912; so wurde in diesem Jahre einem Verstorbenen von seinem Sohn der Kopf abgeschnitten und beiseite geschafft, so dass im Sarge nur der Rumpf mit den Gliedmassen beigesetzt werden konnte. Diese Sitte wirft vielleicht ein Licht auf die eigentümliche Tatsache, dass man in allen Plattformen fast ausschliesslich Schädel findet, während Knochen des übrigen Körpers kaum jemals aufzufinden sind. Diese sind also wahre Schädelstätten, und wir haben in dieser Sitte einen Schädelkult angedeutet, der gleichfalls vorzüglich in Melanesien und Polynesien zuhause ist, wo er gelegentlich so extreme Formen annimmt, dass die Ehefrau den Kopf ihres Mannes bis zu seiner völligen Skelettisierung in einem kleinen Korbkäfig mit sich herumschleppen muss. In den Höhlen hingegen wurden Ober- und Unterarm-Knochen, Schenkelknochen und Schienenbeine, auch vereinzelte Rippen, aufgefunden.

Psychisch besteht eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Hinscheiden. Lachende Gesichter

sind keineswegs selten, selbst beim Tode eines geliebten Kindes oder der Mutter, doch ist es unmöglich festzustellen, welche Bedeutung dieses Lachen bei einem Naturvolk wie den Osterinsulanern hat. Umgekehrt laufen noch nach Jahren, wenn die Rede auf die Hingeschiedenen, selbst entfernten Grades kommt, den Eingeborenen Tränen über das Antlitz. So begegnete der Beobachter Eduardo Martinez eines Tages einem Alten, der in Tränen schwamm. Nach der Ursache gefragt, sagte er, dass er an Hoto matua denke, der viele Jahrhunderte vorher als Häuptling der Einwanderer nach der Osterinsel gekommen war.

Musik, Tänze, Spiele, Sport.

Eigentliche Musikinstrumente existierten auf der Osterinsel nicht, nur Kalabassen mit Steinchen gefüllt, werden beim Gesang zum Markieren des Taktes als Klapper benutzt. Der Gesang wird auf der Osterinsel sehr gepflegt. Die Einwohner singen gerne vor sich hin, auch wenn sie allein die Insel durchstreifen. Sind sie zu mehreren zusammen, so kann man einstimmige, zweistimmige und dreistimmige Weisen vernehmen; im letzteren Falle zeichnet sich besonders der Bass aus.

Der Gesang ist wohltönend, da die Sprache reich an Vokalen und Kehllauten ist, während Zischlaute völlig fehlen. Gelegentlich hat man den Eindruck, als ob eine Rezitation mit unterlegter Melodie vorliegt. Unter den alten Liedern fällt durch Wohllaut eine „Hymne an den König", die mit den Worten: „Etu te miti te kate" beginnt. Sie wurde bei Begrüssung des Häuptlings gesungen, wobei feierliche Verbeugungen nach verschiedenen Himmelsrichtungen hin den Gesang begleiteten (vergl. auch die mitgeteilten Melodien im Anhang).

Liebeslieder sind zahlreich vorhanden; auch Trauergesänge besitzen eine eigene Wirkung, wie überhaupt für alle möglichen Vorkommnisse Melodien vorhanden sind, z. B. für Spiele, Tänze usw., doch werden allmählich die alten Gesänge durch

neue, importierte Melodien verdrängt. So stammen vorzüglich religiöse Texte aus Tahiti, der Insel, von der aus die Mission begann. Europäische Lieder fehlen nicht. Der chilenische Schulunterricht der letzten Jahre hat den Kindern viele Lieder in spanischer Sprache gelehrt. In früheren Zeiten war eine Art Vorsänger vorhanden, der Text und Melodie angab. Vielleicht stehen die Schrifttafeln gerade hierzu in besonderer Beziehung.

Unter den Belustigungen spielte der Tanz von Männern und Frauen, stets durch Gesang begleitet, eine grosse Rolle. Derselbe beginnt gleich nach Sonnenuntergang, um bis gegen 1 Uhr früh und noch später anzudauern. Gewöhnlich ist eine Art Vortänzer vorhanden, der früher auch gleichzeitig Vorsänger war; er steht auf einem flachen Steine, der sich in einem besonders ausgehobenen Loche befindet, nur der Körper oberhalb der Hüften ragt heraus. Beide Arme hat er in die Hüften gestemmt und durch Springen auf dem Steine gibt er den Takt an. Bei keinem Feste fehlen Tänze. Diese sind teils religiösmimischen Charakters, zum grössten Teile aber dienen sie der sexuellen Erregung. So werden z. B. Holzfiguren, die Ahnenbilder darstellen, oft bei den Tänzen ersterer Art im bestimmten Rythmus taktmässig auf und ab bewegt, gleichsam als ein Zeichen der Verehrung gegen die Manen der Verstorbenen. Bemerkenswert ist hierbei ein im Jahre 1911 aufgefundener Tanzkopf, der ein Unikum unter allen ethnographischen Objekten ist, (s. Phot.), vielleicht ebenso selten wie die Tanzschilde, die oft als Brustschilde der Häuptlinge dienten, und der von dem Vorsänger bewegt wurden.

Ferner gab es den Tanz mit Tanzstäben (U w a), die sich anscheinend aus dem Ruder (vielleicht auc haus der Keule) entwickelt haben. (s. Phot.) Sie

wechseln der Länge nach, sind gelegentlich etwas über Mannshöhe, im allgemeinen aber reichlich 1 m lang, und bestehen aus einem abgeplatteten Holze mit einem doppelgesichtigen, in der typischen Osterinselmanier ausgeführten flachen Kopfe am oberen Ende. Das untere Ende wird zwischen die grosse und zweite Zehe des linken Fusses geklemmt, während das obere unterhalb des Kopfes von der linken Hand umfasst und vom Körper entfernt gehalten wird. Die Uwa wird taktmässig hin und her bewegt. Die jüngeren Männer und Knaben, die Uwas in Form eines Kinderspielzeugs besitzen, springen in der Peripherie auf dem rechten Fusse herum, während sie den linken im Kniegelenk hin und her pendeln lassen. Ein sehr obszöner Tanz ist die Catega, bei der eine Reihe Männer einer Reihe Frauen gegenübersteht. Er besteht in einem abwechselnden Hopsen auf einem Bein bei gekrümmten Knie. Die Körper werden dabei bald nach der einen bald nach der anderen Seite gedreht. Aehnlich der Catega, aber sehr viel monotoner und absolut dezent, ist ein Tanz, in dem die Frauen stehend einen inneren Halbkreis bilden, wobei sie leichte Bewegungen mit den Hüften ausführen, während die Männer vor ihnen stehend, ohne sich vom Orte zu bewegen, die Füsse abwechselnd nach unten stossen. Sehr viel wird neuerdings der aus Tahiti eingeführte, gleichfalls stark sexuell inspirierte „Hula Hula“ getanzt. —

Als Hauptspiel kommt das folgende in Frage: Eine 15 cm lange Rille wird auf flachem Erdboden gezogen und quer hierzu, also über die Rille, ein 5 cm langes Hölzchen gelegt. Die Spieler bedienen sich eines etwa 50 cm langen dünnen Stabes, den sie unter das Hölzchen führen, um dieses fortzuschleudern. Sieger ist der, der es am weitesten wirft. An sonstigen Unterhaltungsspielen sind verschieden Ar-

ten des Schnurabhebens, bei denen bestimmte Texte rezitiert wurden, bemerkenswert.

Ein sportliches Spiel ist das Steinwerfen nach Ziel, das ausgezeichnet verstanden wird, und ferner eine Art Wettschwimmen, vorzüglich der Kinder, und zwar der Jungen und Mädchen. Die folgende sportliche Betätigung ist das sogenannte Gnáru: Die Jünglinge warfen sich, mit einem Stück Holz (Gnaru) versehen, ins Meer und schwammen mit höchster Geschwindigkeit bis über die Barre hinaus, dann machten sie kehrt, schlossen die ausgestreckten Beine zusammen, warfen die Arme bei steifem Körper nach vorn, mit beiden Händen den Gnaru ergreifend, und liessen sich von einer starken Welle, bevor diese brach, mit ungeheurer Geschwindigkeit gegen das Ufer werfen, wobei sie die Füsse schnell bewegten, während das Holzstück als Ruder diente. Dieses Spiel erforderte eine ausserordentliche Kraft in Armen und Füssen, starke Nerven gegenüber der Gefahr, von der Woge gegen den felsigen Uferrand geworfen zu werden, und rasche Entschlossenheit.

Auch die Feste waren, abgesehen von starker Völlerei, sehr oft mit sportlichen Spielen und Tanz verbunden. Hauptfeste fanden zu Zeiten des Einsammelns der Früchte statt, und zwar taten sich ganze Wohngemeinden resp. auch Landschaften zusammen, wobei andere Gemeinden und Landschaften feierlich eingeladen wurden. Eins dieser Feste, „Patina“ (im Juli gefeiert), wurde lange vorbereitet, indem Nahrungsmittel aufgeschichtet und mit Zweigen bedeckt wurden. Süsse Kartoffeln waren dabei die Hauptspeise. Ferner errichtete man eine Art Maibaum, ebenso baute man besondere Hütten. Am letzten Tage der Festlichkeit fand dann das grosse Essen statt, an dem alle sich überreichlich sättigten. Auch bei einem anderen Feste, „Are anti“ (im Mai),

wurden grosse Laubhütten errichtet, die Gesichter wurden lebhaft bemalt, die Männer schmückten sich mit Federn, die Frauen mit Blumen, und Wechselgesänge ertönten Tag und Nacht. Die Bankette dauerten bis in die Nacht hinein, und umschichtig wurden der Reihe nach alle Inseldörfer besucht. Im Frühling fand in Mataveri ein zweimonatelanges Feiern statt, bei dem alle Arten Sport (Wettläufe) getrieben und exzentrische Trachten zur Schau getragen wurden. Eines der grössten religiösen Frühlings-Feste, gleichfalls auf sportlicher Basis beruhend, war das zu Ehren des mächtigsten Gottes, des Eiergottes Make-Make, veranstaltete. Die jungen Leute, an deren Geschwindigkeit höchste Anforderungen gestellt wurden, liessen sich an einer sehr steilen Stelle des Vulkans Rana Kao ins Meer hinab, durchschwammen die Brandung etwa 2 km weit, bis zum Felsenriff von Motu Kao, sammelten dort einen Binsensack voll Möveneier, nahmen dann den Rückweg auf und mussten nach einem Wettlauf ein bestimmtes Ziel erreichen. Wer ohne die Eier zu zerbrechen als Erster ankam, war Sieger und König des Festes und genoss bis zum nächsten Jahre tatsächlich die Rechte eines wirklichen Häuptlings ; doch sollen im Anschluss an die Wettläufe sehr häufig blutige Kämpfe stattgefunden haben, indem die Jünglinge, welche in ihrem Sack nur wenige Eier hatten, über die herfielen, welche durch das Glück stärker begünstigt wurden.

Fehden.

Die Verschiedenheit der Waffen war keine grosse. Bogen und Pfeile fehlten vollkommen. Nicht zu vergessen ist, dass, falls diese Waffen etwa vor der Besiedelung im Gebrauch gewesen waren, auf der Osterinsel wohl kein geeignetes Material vorhanden war, um diese Waffen herzustellen. Mit den Waffen der Bewohner des Marquesas besitzen die der Osterinsel die grösste Aehnlichkeit.

Eine sehr grosse Rolle spielte die primitivste aller Waffen, die für den Fernkampf in Frage kommt, nämlich die Steine, die mit sehr grossem Geschick aus der Hand geschleudert wurden. In Gebrauch waren kurze, rund $^1/_2$ m lange Wurfspiesse mif Obsidianspitzen. Die Spitzen waren mit gut ausgeführten Bindengarnen an den Schaft befestigt. Hühnerfedern oder leichte Flaumfedern von Seevögeln waren als Schmuck mit hineingeflochten. Aehnliche kurze Speere, aber mit breiteren und überdies an der Innenseite kurvernförmig ausgebogenen Spitzen, waren die matá, welche nicht nur zum Wurfe, sondern auch zum Töten der Gefangenen benutzt wurden, da man ihnen hiermit die Gurgel durchschnitt.

Interessant ist der Abschnitt aus einer Ueberlieferung, die Zahlmeister Thomson von dem amerikanischen Schiff Topaze aufgenommen hat. Er

sagt: „Die Insulaner befanden sich untereinander in ständigem Krieg, aber aus Mangel an geeigneten Waffen hatten sie geringe Verluste an Leben. Speere wurden hergestellt mit Spitzen aus den scharfen Kanten der Kalabassen, aber sie waren unwirksam und hatten wenig Erfolg. Während der Regierung von Aura Uhi trat ein Mann, der nahe dem Krater Rana Kao wohnte, während er nach Sonnenuntergang von Temanerai, wo er und seine Begleiter in einem erfolglosen Kampfe verwickelt waren, nach seiner Hütte zurückkehrte, auf einen scharfen Stein, der seinen Fuss zerschnitt. Er nahm den Stein mit sich und am Morgen fand er, dass es ein schwarzer Stein sei, und dass die zerbrochene spitze Kante seinen Fuss zerschnitten hatte. Er glaubte, dass er ein wirksames Material gefunden hatte, um Speerspitzen herzustellen und ersetzte die Spitze aus Kürbisschalen durch solche aus schwarzem Stein und ging aus, um seinen Feinden zu begegnen. Die neue Waffe erwies sich als wirksamer den er je geglaubt hätte, und es entstand ein Gemetzel in den Reihen seiner Gegner. Er und seine Genossen, die mit Speerspitzen aus schwarzem Stein bewaffnet waren, trieben die Feinde vom Berge Horito vor sich her und schlachteten sie ab. — Seit dieser Zeit sind die Kämpfe blutiger geworden."

Diese kleine Erzählung gibt zu denken, indem hier angedeutet wird, dass möglicherweise auf der Insel selbst eine neue Erfindung gemacht wurde oder besser Wiedererfindung. Ursprünglich verfügten die Ankömmlinge möglicherweise über sehr vollkommene Speere aus pflanzlichem Material, die in der alten Heimat aus Rohr oder ähnlichem hergestellt waren. Dieses Material fehlte auf der an allen Gütern so armen Osterinsel; es wurde zunächst ersetzt durch ein unvollkommenes pflanzliches Erzeugnis und dieses

dank einem Zufall, durch das vollkommenere steinerne Material.

Lange Speere, sowie sehr gut ausgeführte kleine Holzkeulen, die oft in Häuptlingsköpfen endeten, dienten dem Nahkampf. Die Keule war eine Hauptwaffe der Führer im Kampf. Die Ueberlieferung gibt ferner an, das Wurfnetze im Gebrauch waren, die ihrer Beschreibung nach an die Gladiatorennetze der römischen Kaiserzeit erinnerten. Derartige nach unten offene Netze waren vierteilig und an den unteren Ecken mit Steinen beschwert. An dem oberen Zusammenlauf befand sich ein längeres aus Pflanzenfiber hergestelltes Tau. Das Netz wurde über den Fein geschleudert, und dieser dann durch Steinwürfe oder Keulenschläge getötet.

Die Fehden waren nach den Ueberlieferungen geschichtlicher und mythologischer Natur überaus häufig und dauerten oft jahrelang zwischen den Sippen oder Sippengruppen an; solange zwei Stämme, die Lang- und Kurzohren das Eiland bewohnten, dürften auch Kriege zwischen diesen nicht selten gewesen sein, in denen die Langohren bis zu ihrem definitiven Untergang die Sieger blieben. Die Blutrache war das beherrschende Moment und diente neben den erwähnten maltusianistischen Prinzipien zur Regulierung der Bewohnerzahl auf der Insel, deren Oekumene eine sehr beschränkte war. Wahrscheinlich ist es, dass die Fehden, ähnlich wie es Dr. Detzmar von Neu Guinea berichtet, im grossen Masstabe zur Beschaffung von Menschenfleisch dienten. Jedenfalls waren manche der Kriege, welche die Osterinsulaner unter sich führten, nach vielen Ueberlieferungen derartig grausam, dass sie bis zum völligen Ausrotten der gegnerischen Sippe fortgesetzt wurden.

Religion.

Bei dem Niedergang der Kultur und vor allem seit der Kenntnis christlicher Ideen, die seit Jahrzehnten durch die Missionäre in die Seele der Eingeborenen eingedrungen sind, ist es ausserordentlich schwer, sich über die ursprüngliche Religion der Osterinsulaner einen Begriff zu bilden. Das Christentum der Insulaner ist teilweise ein katholisch tiefgefühltes, wie es dem Gedankengang etwa der unteren Volksklassen Latein-Amerikas zu eigen ist, wobei die Frauen weit gläubiger sind als die Männer und unter diesen die älteren Leute fester an den katholischen Riten halten, wie die jüngeren. Unter den Burschen gibt es nicht wenige, welche ein Leben nach dem Tode leugnen und darüber lachen, falls das Gespräch darauf kommt. Sie machen sich auch über die Schiffsgeistlichen, die gelegentlich die Insel an Bord des Schulschiffs Baquedano besuchen, in gröbster Weise lustig.

Kommt ein Geistlicher nach der Insel, so finden Trauungen der bis dahin illegitimen Verbindungen und ebenso Taufen in grosser Zahl statt, besonders, dabei dieser Gelegenheit der Priester die zahlreich mitgebrachten Geschenke zu verteilen pflegt.

Roggeveen und Behrens erwähnen, dass die m o a i durch Feueropfer und anbetendes Verbeugen göttliche Verehrung genossen; hingegen schreibt

Cook: „Auch sind wir nicht besser über ihre Religion unterrichtet. Die so oft erwähnten Riesenstatuen werden meiner Meinung nach von den gegenwärtigen Bewohnern nicht als Götzen angesehen, wenn sie es auch zur Zeit der ersten Reisenden gewesen sein mögen. Wenigstens sah ich nichts, was mich dazu verleiten konnte, so zu denken."

Da Roggeveen selbst angibt, sie wären bei der Kürze des Aufenthalts nicht imstande gewesen, sich volle Kenntnis über die Art der Gottesverehrung zu schaffen, ist beinahe anzunehmen, dass Cook im Rechte ist. Dass die ältere Bevölkerung, die Langohren, die später von den Kurzohren vernichtet wurden, den moai und den Statuen (ariki. d. s. Fürsten) auf den marai, jenen Beerdigungsplattformen, Verehrung im Sinne eines Ahnenkults dargebracht hat, ist wohl anzunehmen. Ob priesterliche Funktionen ausgeübt wurden, ist heute kaum noch festzustellen, doch dürften ehemals die Könige, resp. die Häuptlinge, solche versehen haben, vielleicht auch Chor- und Tanzdirigenten, welche wohl als die einzigen die Kenntnis der Ideogramme besassen, zumal Gesänge und Tänze oft die Grundlage der religiösen Feste bildeten. Vielleicht waren Häuptlinge und Chorleiter und damit auch die Priester, oder wenigstens Leute mit gewissen priesterlichen Funktionen, die gleichen Personen. Einen gewissen Ahnenkult, der aber anscheinend von den Langohren übernommen worden ist, besassen auch die Kurzohren, da sie bei Anwesenheit der chilenischen Expedition sich nur schwer entschlossen, die alten holzgeschnitzten Idole zu überlassen. Nur der Einfluss der wenig skrupellosen Jugend, welche auf Austauschgeschenke versessen und den alten Gebräuchen entfremdet war, machte es möglich, dass die Alten nachgaben oder sich dem Zwange der Jugend fügen mussten.

Sonst herrschte trotz des offiziellen Katholizismus (noch 1911—1913) ein allgemeiner primitiver Geisterglauben. Für die Geister wurde (Einfluss der katholischen Kirche?) das spanische Wort „diablo“, d. h. Teufel, gebraucht. Allem Anscheine nach wurden fast alle Geister gefürchtet und keinesfalls irgend einer geliebt. Nur in unserer Begleitung machten die Eingeborenen nächtliche Exkursionen, und sie liessen sich selbst zu Zweit nicht auf nächtliche Erkundigungen senden aus Angst vor den Teufeln, denen dieser oder jener auch begegnet sein wollte. Hierbei spielten grün und blau gefärbte Teufel, die in der Luft herumflogen, eine höchst unangenehme Rolle. Auch über Begegnung mit den abgeschiedenen Geistern Verstorbener wurde uns berichtet. Die Geister, Hexen oder Teufel, wie auch aus manchen Mythen hervorgeht, hatten zumeist regionären Einfluss. So bewohnte das Gebiet von Anakena der Geist Moku moku Pua Pua, ein Eidechsengott, der auch in Toromiroholz geschnitzt eine gewisse Bedeutung besass (s. Photo.), und ferner der Geist Pae pae ata rivera, welcher ein Steinhaus in der Hand herumschleppte, um dieses über den ahnungslosen Reisenden zu stülpen und ihn danach aufzufressen. Am Vulkan Rana Kao finden wir Ra i kopuko, bei Mataveri Kote moai, eine Steinfigur, welche wandern konnte, und Bie Kentena, eine Hexe; bei Angaroa treiben Kopepe Marenga Uka, Caba aro und Caba tua ihr Wesen. Letzterer ist ein weiblicher Geist, der einen Hügel mit sich herumschleppt und ausschliesslich die Männer verfolgt, um sie zu töten; bei Tonga Riki finden sich Koturu te aka viri usw. An Namen für Teufel und Teufelinnen wurden fast 30 aufgenommen, doch dürfte ihre Zahl eine weit höhere sein. Hieraus schon ersehen wir, dass heute der Aberglaube, aufgebaut aus einem alten Geistes-

glauben, eine grosse Rolle spielt, wobei nicht zu erwähnen ist, dass ganz ähnlich wie im indogermanischen Mythenkreis die Geister derjenigen Toten herumstreifen, die im Leben Böses taten; d. h. alle die namentlich erwähnten Hexen und Teufel sind nach der Meinung der Eingeborenen einst tatsächlich lebende Menschen gewesen.

An religiösen Ueberresten finden sich ferner, bis fast auf den heutigen Tag, die Reste eines fetistischen Glaubens. Hierher gehören gewisse Steine, meistens vulkanische Bomben von besonderer Form, welche in den Häusern aufbewahrt werden und teilweise als Eierzauber dienen (s. Photo.) oder, auf den Fischfang mitgenommen, die Fische heranlocken sollen. Auch die markierten Schädel sind als Eierfetische an dieser Stelle zu erwähnen, ebenso gewisse ruderblattähnliche roh geschnitzte Holztafeln.

Ein wirklicher Kult mit Opfern an Bataten und jungen Hühnern wurde in älterer Zeit dem Eiergotte oder allgemeiner dem Gotte des Essens, „Make Make", der übrigens heute noch gleichfalls als Teufel „Miki Miki Make Make" die Ebenen der Insel durchstreift, dargebracht. Sein Bildnis in Gestalt des Vogelmannes, wird auch von den Insulanern der Jetztzeit als Make Make bezeichnet; es kommt zahlreich als Ideogramm auf den Schrifttafeln vor; wir finden die Gestalt in vielen Felsreliefs, ferner in den Zeichnungen der Häuser von Orongo dargestellt. Ihm zu Ehren fand dass grosse Eierfest statt und ihm zu Ehren wurden auch die hölzernen Ahnenbilder bei den Festen herumgetragen. Das überhaupt der Vogel- resp. Federkult eine grosse Rolle spielte, geht aus der Apai-Ueberlieferung klar hervor. Federkränze verschiedener Art galten auch als Sippenabzeichen, vielleicht sogar in diesem Sinne als eine Art

Totem. Da die Felsreliefs ebenso wie die Schrifttafeln der ältesten Zeit angehören, stammt die religiöse Verehrung Make Make's sowie der Vogelkultus von der ersten Besiedelung der Insel, den Langohren, her.

Von dem Verfasser ist zum erstenmal darauf hingewiesen worden, dass, da auf den Salomonsinseln ähnliche Darstellungen von Seevögeln, und zwar auf Muschelschalen, vorhanden sind, wir hierin evtl. eine Ueberlieferung resp. ein ethnisches Moment melanesischer Kultur zu erblicken haben. Neben Make Make wurden wohl auch noch andere Götter oder Schutzgeister angerufen, wie z. B. Mea kahi der Beschützer der Fischer.

Religiöse Tabus, wie auf den übrigen Eilanden des Stillen Ozeans, besonders etwa Speiseverbote für die Frauen, insbesondere bei gewissen Zuständen, scheinen nicht bestanden zu haben. Nur für die Seevögeleier bestand ein Verbot. Um die Wertschätzung des Eiergottes zu verstehen, muss man bedenken, dass die Eier der befiederten Meeresbewohner in dem ziemlich einförmigen Menu der Insulaner als hervorragendste Delikatesse galten. Diese Eier fand man hauptsächlich in den Nistplätzen der Riffe Motu Nui und Motu Kao, beide in kurzer Entfernung von der Hauptinsel südlich des Vulkans Rana Kao gelegen. Auf der grossen Insel selbst, bedingt durch die Bevölkerung und ihre Zugänglichkeit fast allerorts, sind und waren kaum je Nester vorhanden; es ist ein seltener Anblick, Seevögel über die Insel streichen zu sehen. Interessant ist es übrigens, festzustellen, dass die Eier der Seevögel, mit Ausnahme der drei Monate Juli, August, September, Tabu waren, also während 9 Monate des Jahres nicht verzehrt werden durften, während sonst von keinem Verbot auf der Insel die Rede war. Dieses Verbot

ist auch vollkommen verständlich, wenn man bedenkt, wie knapp das hochbegehrte Gericht bei einer immerhin zahlreichen Bevölkerung war, während die Seetiere, Baum- und Feldfrüchte, Hühner und Hühnereier kaum je fehlten. So ist es auch verständlich, dass die „Hühner“ niemals bildlich dargestellt wurden und dass sie auch nicht der Anlass zu irgendwelchem Zeremoniell boten, während umgekehrt zur Erlangung der Möveneier das Hauptfest stattfand.

Markierte Schädel.

Die Sitte, die Schädel zu markieren (markierte Schädel-buoko moa) scheint für die Osterinsel besonders charakteristisch zu sein.

Während der Anwesenheit des Verfassers konnte dieser nur gegen sehr kostspielige Tauschartikel, die in Kleidungsstücken bestanden, drei Schädel erhalten (im Besitze des Museo etnológico-Santiago). Unter den vielen Schädeln, die aus zwei Plattformen zusammengesucht wurden, befand sich kein einziger mit Markierung.

Die drei Zeichnungen finden sich auf der Vorderseite des Schädels, die wahrscheinlich vermittels eines spitzen Obsidianstückes eingeritzt sind. Die eine Figur zeigt uns ein einfaches System von Linien. Sie setzt genau über dem Supra orbital der rechten Seite an und endet ein wenig über dem der linken Seite. Es handelt sich um drei Linienpaare, bei denen die eine Linie perpendikulär auf der anderen steht. Die Paare sind in eigentümlicher Weise zusammengesetzt, so dass zwei rechtwinklige Dreiecke entstehen. Die zweite Markierung ist kreisförmig. Die untere Peripherie ist fast parallel mit der Glabela. Die dritte Figur ist am besten ausgeführt und findet sich auf dem anscheinend ältesten der Schädel. Auf der linken Seite des Stirnbeines finden sich 4 gleichschenklige Dreiecke, deren Seiten paral-

lel zueinander verlaufen und die sich in den Winkeln durchkreuzen. Beim vierten Dreieck (dem äussersten), fehlt die rechte Seite. Der rechte Winkel befindet sich auf der Glabela. Die Basis der Dreiecke steht schief zur linken Augenhöhle.

Die drei Schädel stammen aus drei verschiedenen Eingeborenenhäusern. Es handelt sich um die Schädel von Häuptlingen resp. Familien- oder Sippenhäuptern, welche man in den Wohnstätten aufbewahrte, damit „die Hühner möglichst viel Eier legten". Es war nicht festzustellen, ob die Zeichnungen Phantasieprodukte waren oder eine totemähnliche Bedeutung hatten. Wahrscheinlich dürfte es sich aber um Eigentumszeichen handeln.

Zeitrechnung — Zahlen.

Die Zeit wird nach dem Sonnenstande und zwar noch für ziemlich kleine Intervalle gut bestimmt. Hingegen fehlt den Eingeborenen die Fähigkeit. Zeitintervalle in historischem Sinne astronomisch zu fixieren. Die alten Bewohner wissen noch recht gut über ihre Herrschergeschlechter Bescheid und ordnen geschichtliche Ereignisse gut darin ein. Fragt man aber z. B. einen Jüngling „Wann ist Deine Mutter gestorben?", so antwortet er einfach „Viele Zeit". Die Orientierung auf der Insel, auf der jedes Fleckchen, ja jeder Stein seinen Namen hat, findet rein lokal, also weder nach Sonnenstand noch Sternbildern statt. Die Greise kennen noch die Namen verschiedene Sterne, während sie der Jugend unbekannt sind. Diese macht nicht einmal mehr einen Unterschied in der Bezeichnung von „Himmel" und „Wolken" (tau). — Sonnenfinsternisse „raakai" werden sehr gefürchtet; die Bewohner bedecken sich dann die Augen.

Zum Zählen bedienen sich die Eingeborenen der Finger (5 = crima d. i. Hand) und dann der Zehen, doch werden auch Steinchen benutzt. Die Zahlworte gehen nach der folgenden Skala, 1, 2, 3, 4 bis 100 (karau), doch werden auch noch 200, 300 usw. durch Wiederholung des Wortes k a r a u angedeutet. K a r a u k a r a u 200, dreimal karau ist 300 usw. Soll eine sehr grosse Zahl angegeben werden, so wird

unter Bewegung der gespreizten Hände von oben nach unten das Wort k a r a u einigemal sehr schnell hintereinander wiederholt.

Das Jahr scheint in 12 Mondmonate von 30 Tagen eingeteilt zu werden. (1. ora iti, 2., ora nui, 3, tanaróà nui oder tanaroa uri 4. runi oder coruti, 5. okalo oder coero, 6. tua áro, té etulupo oder te tupu, 8. tala u, 9. waita nui, 10. waita potue, 11, te maro, 12. anakena). Hierbei scheint aber der letzte Monat a n a k e n a unserem August zu entsprechen, das Jahr also mit September zu beginnen. Die mir zur Verfügung stehende Zeit war leider gar zu kurz bemessen, um diese astronomischen Einteilungen genauer zu verfolgen.

Wocheneinteilung und Namen für Wochentage waren vielen der Eingeborenen unbekannt, während andere solche aufzählen konnten. Diese heissen in der alten Osterinselsprache wie folgt:

Montag	Ráa potaie
Dienstag	Ráa porúa
Mittwoch	Ráa poturu
Donnerstag	Ráa pohá
Freitag	Ráa porima
Sonnabend	Ráa popuo
Sonntag	Ráa pohítu.

Diese Tagesnamen sind heute im allgemeinen ersetzt durch die tahitischen Bezeichnungen:

Montag	Monirai
Dienstag	Mehana piti
Mittwoch	Mehana toro
Donnerstag	Mehana maha
Freitag	Mehana pui
Sonnabend	Mehana hapi
Sonntag	Mehana taputi

wobei der Montag eine Umformung des englischen monday ist.

Kleine Steinskulpturen und Holzschnitzereien.

(s. Phot., Samml. Dr. W. Knoche).

Neben den Steindenkmälern grössten Aussenmasses finden sich auch Steinskulpturen bis zu den kleinsten Dimensionen. Eine solche in hervorragender Ausführung als figürliches Relief im Durchmesser von etwa nur 5 cm und in einem harten hellrosa Tuff gearbeitet und etwas an griechische Kunst erinnernd, ist d. V. leider verloren gegangen. Die ursprünglichen Arbeiten der Osterinsulaner waren aber wohl zweifellos Holzschnitzereien, die in ihrer Art hohe Vollendung erreichten.

Man kann wohl annehmen, dass der immer grösser werdende Mangel an Holz erst zur Steinskulptur geführt hat.

In Holz geschnitzt finden sich männliche und weibliche Figuren (Moai-toromiro) aller Art und von verschiedenem Typus, Keulen, Tanzstäbe (ua), Häuptlingstanzruder (ao oder rapa), Schrifttafeln und Schriftzylinder, Menscheneidechsen (moko-miro), halbmondförmige Ornamente, Tanzschilder (reimiro).

Als Unica sind vorhanden eine menschliche Hand und ein Tanzkopf, die im Jahre 1911 vom Verfasser mitgebracht wurden. Ursprünglich wurden sämtliche Schnitzereien aus dem Holz des Toromiro hergestellt, und es gehörte eine bewundernswerte

Ausdauer und Kunst dazu, um mit einfachen Stein- und vielleicht Knochen- und Muschelwerkzeugen die teilweise vollkommenen Bilder zu schnitzen. Die abgerundeten glatten Flächen erregen die Bewunderung des Beschauers. Ausnahmslos haben alle hölzernen Figuren sowie auch die Köpfe der Tanzstäbe und Häuptlingsruder Augen, welche aus dem Schwanzwirbelknochen des Haifisches und eingelegten runden Obsidian- und Pechstein-Stückchen hergestellt sind.

Nichts ist kennzeichnender für den Niedergang der Kultur der heutigen Bowohner als dieser Niedergang in der Kunst. Deutlich erkennbar ist die alte Arbeit von der neuen, sowohl in der Holzschnitzerei, wie in der Bearbeitung kleiner Steinstatuen. Auf die roheste Weise wurden in den letzten zwei Jahrzehnten in angeschwemmte Holzabfälle oder Abfälle von Hölzern, die für die Bauten der Europäer nach der Insel gebracht wurden, mit Taschenmessern gerade erkennbare Gesichter geschnitzt oder in ganz weichen Tuff Augen und Nase, in der Zeit von kaum einer halben Stunde, ausgearbeitet. In den allerletzten Jahren, wo sich die Besuche gehäuft haben, wird mit diesen elenden Erzeugnissen ein schwunghafter Handel getrieben. Die letzten Gegenstände von Wert wurden im Jahre 1911 auf der Insel gesammelt. — Auf Tahiti sollen Osterinselfälschungen in guter Ausführung hergestellt werden, ohne dass sie aber bisher auf das Eiland gelangten.

Am zahlreichsten sind unter allen Arbeiten die moai-toromiro, Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, was sie eigentlich bedeuten, doch führt jeder einzelne einen Personennamen. Sie werden in den Hütten gehalten, und es war nicht ganz leicht, die Bildnisse, besonders älteren Ursprung, zu erhalten.

Aehnlich wie die moai-Denkmäler und die Figu-

ren auf den marai Bilder der Verstorbenen darstellen, und zwar sicherlich nur der hervorragendsten Persönlichkeiten, dürften die kleineren Statuen und die Holzbilder figürliche Erinnerungen an Verstorbene dargestellt haben, umsomehr, als sie in den Behausungen aufbewahrt wurden. Es ist möglich, da diesen Reliquien eine gewisse Verehrung dargebracht wurde, dass diese Objekte, ähnlich den römischen Laren, einem Ahnenkultus dienten.

Unter den hölzernen Figuren sind zu unterscheiden:

1). solche, welche anscheinend den lebenden Menschen charakterisieren sollen, sei es Mann oder Frau, wobei bei letzteren gelegentlich das Geschlechtsteil rot gefärbt ist, und

2). solche, die bis zu einem gewissen Grade den Menschen in verstorbenem Zustande erkennen lassen, vielleicht zu der Zeit, als er auf dem Bestattungsgerüst einige Zeit zugebracht hatte, wobei als Folge einer gewissen Mumifizierung das Abdomen einsank, während die Rippen und der Schwertfortsatz, der deutlich erkennbar ist, stilisiert angedeutet sind. (Skelettfiguren).

Diese Figuren sind oft mit einem Knebelbart dargestellt und mit dem charakteristischen hohen glockenförmigen Haaraufbau, während Schnitzereien der letzten Jahrzehnte sehr oft das Kopfhaar als flache Platte stilisieren.

Fast alle Figuren zeichnen sich durch gedehnte Ohren aus; wir müssen daher annehmen, dass diese Schnitzerei ein ethnischer Besitz der Rasse der Langohren, also der ersten Besiedler, war, und dass wahrscheinlich ursprünglich nur deren Typen dargestellt wurden. Auch der Knebelbart deutet darauf hin, dass er eine Bevölkerung darstellt, die heute auf der Insel nicht mehr vorhanden ist. Wir

dürfen also annehmen, dass bei den Langohren Typen mit Bartwuchs vorhanden waren. Sehr auffallend ist hierbei, dass gelegentlich, sowohl bei den toromiro wie bei den kleineren Steinskulpturen hin und wieder ein semitischer Habitus auffällt, d. h. eine gebogene Adlernase, oder, wenn auch seltener, besonders an Figuren, die im britischen Museum vorhanden sind, die sogenannte hetitische Nase. Vielleicht gibt dieser Umstand mehr zu denken, als die Osterinselschrift und die Herstellung der moaí, da nicht enzunehmen ist, dass die Künstler Phantasiegebilde geschaffen haben; auch die oft etwas hervorstehenden Augenwülste fallen auf, da sie gelegentlich einen mongoloiden Typ vortäuschen. Deutlich erkennbar, d. h. nicht nur der Grösse, sondern auch dem Habitus nach, ist, dass ein verschiedenes Alter der Person in der Schnitzarbeit dargestellt wurde.

Als Unica enthält die Sammlung des Verfassers folgende Gegenstände:

1). eine holzgeschnitzte Hand, über deren Bedeutung keine Auskunft zu erlangen war, doch ist daran zu erinnern, dass die Hand bei vielen Völkern, z. B. Arabern, Juden, Hindus, ein glückverheissendes Zeichen war.

2). eine doppeltgesichtige Figur erinnert an eine der Gestalten, nämlich den doppeltköpfigen Sohn des Kainga, in der Erzählung „Die Fehde der Könige Poie und Kainga". Eine doppeltköpfige Figur, d. h. eine solche mit getrennten Köpfen und Hälsen wurde von dem Kreuzer „Flora" im Jahre 1909 auf der Osterinsel erworben.

3). Eine kleine Steinskulptur ist einzigartig unter den gesamten Osterinselbildnerei, da sie einmal nicht, wie sonst sämtliche derartige Arbeiten, aus vulkanischer Breccie oder Tuff hergestellt ist, sondern aus einem sehr harten Pechsteinknollen. Das

eigentümliche dieser Arbeit ist, dass sie unter allen Arbeiten *nicht* den charakteristischen Osterinseltyp zeigt; sie erinnert entfernt an die Masken, deren sich die Schauspielerin alten Griechenland bedienten.

4). Eine weibliche Figur zeigt ein Kind reliefartig in den Unterkörper geschnitzt. Es ist die Annahme zulässig, dass es nicht von der Mutter gehalten wird, sondern als Fötus im Mutterleibe dargestellt ist. Dass bei den zahlreichen Schlächtereien, die mit dem Kannibalismus in Verbindung standen und bei denen gelegentlich in besonders hasserfüllten Fehden auch die Frauen nicht geschont wurden, den Bewohnern der Osterinsel die Verhältnisse der Schwangerschaft bekannt waren, ist wohl sicher. Nicht unmöglich ist es, dass eine im Kindbett verstorbene Frau mit dem gleichfalls verstorbenen Neugeborenen in der Erinnerung geehrt werden soll.

5). Eines der seltensten ethnographischen Objekte überhaupt dürfte ein Tanzkopf von fast Lebensgrösse darstellen. Derselbe ist ein altes Stück von ganz hervorragender Arbeit; er zeigt den charakteristischen Ausdruck der Osterinselbildnerei und ist mit zwei relativ dünnen Armen, welche in Hände endigen, versehen. Diese verlaufen gleichmässig gespreizt und stehen im rechten Winkel auseinander. Da dieser Tanzkopf aus einem einzigen Stück toromiro geschnitzt ist, dürften diese Arme einem zufällig sehr regelmässig verlaufenen Astpaar entsprochen haben, doch bedingt die Grösse des Objektes, wie auch übrigens die der grossen Häuptlingsruder, dass hier ein Stamm von beträchtlicher Grösse zur Schnitzerei gedient haben muss. Dieses Bildwerk wurde also zu einer Zeit geformt, wo noch, zweifel-

los in sehr alter Zeit, ein gewisser Baumbestand auf der Insel vorhanden war.

In den letzten Jahren sind die zwei letzten Insulaner weggestorben, welche noch moai-toromiro im gewissen Sinne berufsmässig nach alter Weise zu bearbeiten wussten, die sie aber seit langer Zeit nicht mehr herstellten.

Ueber einige Malereien auf der Osterinsel.

Der einzige Ort an dem auf der Osterinsel sich im Jahre 1911 noch Malereien befanden, war die Höhle Hana Kai tanata (Menschenfresserhöhle). Dieselbe ist unterhalb Mataveris, in der Nähe der Küste und fast in Meereshöhe gelegen. In Orongo, der alten Ortschaft an den Abhängen des Vulkans Rana Kao, wo noch vor wenigen Jahrzehnten sehr schöne Darstellungen in bunten Farben vorhanden waren, sind dieselben heute verschwunden. Teilweise sind die Erzeugnisse der Osterinselkunst mutwillig durch die Besatzung von Kriegsschiffen zerstört worden, andererseits wurden sie als Museumsstücke verfrachtet. Es ist fraglich, ob im Augenblick selbst noch die oben angegebenen Malereien bestehen.

Die heutige Bevölkerung erinnert sich nicht mehr an den Ursprung der wiedergegebenen Malerei, doch dürfte dieselbe mit sehr frischen und gut erhaltenen Farben kein übermässig hohes Alter besitzen. Nicht zu vergessen ist, dass die heutige Bevölkerung schon seit vielen Jahren eine derartige Kunstfertigkeit nicht mehr besitzt.

Viele Malereien stellen Seevögel (Albatrosse?) dar (einer von ihnen ist scheinbar in ein Ei eingeschlossen) und sie sind wahrscheinlich als Symbol des Hauptgottes, nämlich des Beschützers der Eier, „Make Make“ oder „Meke Meke“, zu deuten, der sich in

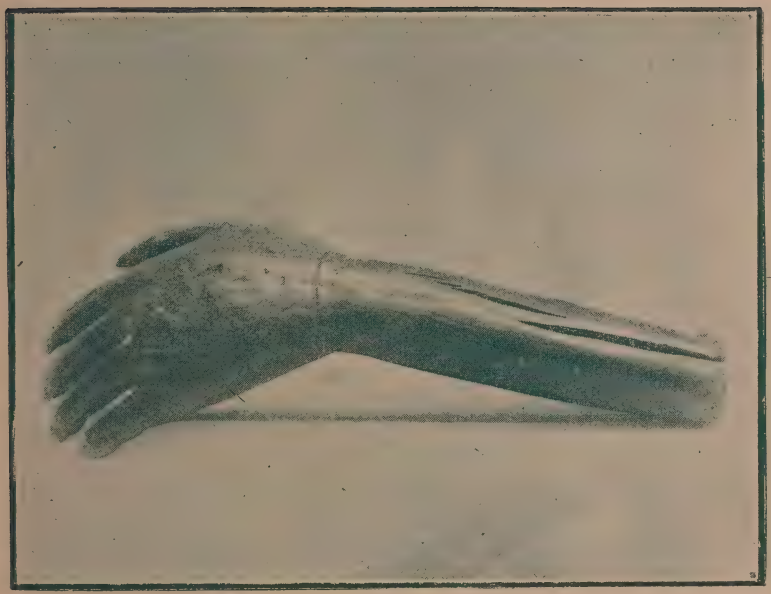


Abb. 34. (Vergl. Text Seite 218 und 221).

Hand (natürliche Grösse), gut ausgeführt aus Toromiroholz (Unikum). Über die Bedeutung konnte keine Auskunft gegeben werden. (Glückshand ?).

Abb. 35. Felsskulpturen bei Orongo, am Vulkan Rana Kao. (Vergl. Text Seite 218--223).

Abb. 36. Abb. 37. Abb. 38.

Abb. 36. **Charakteristische männliche Osterinselfigur,** von der es früher ausserordentlich zahlreiche Exemplare auf dem Eilande gab.

Abb. 37. **Männliche Figur** mit sehr seltener runder Gestaltung des Mundes (vielleicht Unikum) Anscheinend war in diesem Falle auch der Mund mit einem Obsidianstück versehen und von einem Schwanzwirbel umrahmt. Es ist kennzeichnend, wie die Phantasie selbst im Rahmen charakteristischer Figuren neue Einzelheiten schafft. (Vergl. Text Seite 218—223).

Abb. 38. Sehr seltene Darstellung einer weiblichen Figur mit Kind (vielleicht Unikum). Es ist möglich, dass hier die Statue einer Mutter dargestellt ist, die im Kindbett oder mit ihrem Säugling zugleich starb. Nicht unmöglich erscheint es, dass eine schwangere Frau mit dem Fötus dargestellt werden soll. (Vergl. Text Seite 222).

Oben: Abb. 39. Unten: Abb. 40. (Vergl. Text Seite 218—223).

Vorder- und Seitenansicht von Steinköpfen verschiedenen Ausdrucks, etwa halber Lebensgrösse (Steinkopf Mitte). Dieselben sind aus relativ weichem vulkanischem Tuff gearbeitet. Sehr auffallend ist der kleine Kopf links oben.

Abb. 41. Abb. 42.

Abb. 41. Vorder- und Seitenansicht der Skelettfigur eines Greises. Bemerkenswert sind die Tränensäcke, die auch schon bei der vorigen Figur etwas hervortraten, die gebeugte Haltung und der besonders ausgeprägte semitische Zug. Auch hier fehlt der Kinnbart nicht. (Vergl. Text Seite 220).

Abb. 42. **Idol in Eidechsenform** aus Toromiroholz. Charakteristisch sind die skelettisierte Wirbelsäule und die stilisierten Schulterblätter. (Vergl. Text Seite 218—223).

Abb. 43.

Abb. 44.

Abb. 43. **Seevogel**. — Malerei aus der Osterinsel. Der Vogel ist rot, mit schwarzem Auge, der schraffierte Untergrund braun gemalt. (Vergl. Text Seite 224).

Abb. 44. Menschliches Gesicht, aus der Wai-take-take-(Wasserloch-) Höhle der Osterinsel. Die Linien sind schwarz auf hellgrünem Untergrund gemalt. (Vergl. Text Seite 225).

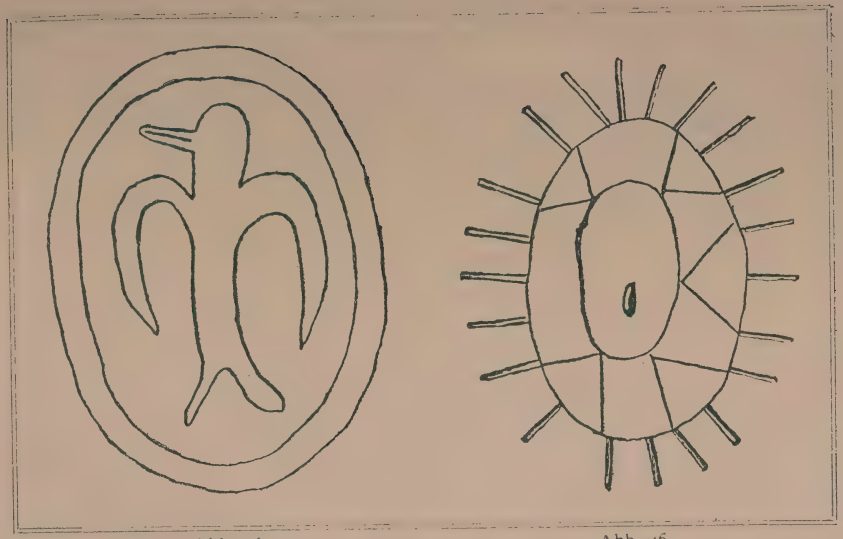


Abb. 45. Abb. 46.

Abb. 45. **Seevogel.** — Malerei aus der Osterinsel. Der Vogel und das Band, das ihn einfasst, sind weiss, der dazwischen liegende Raum ist rot bemalt. (Vergl. Text S. 224).

Abb. 46. Zeichnung aus der Osterinsel. — Schwarze Linien auf braunem Untergrund. (Vergl. Text Seite 225).

Abb. 47. Typischer Moai am Aussenabhang des Vulkans Rana Roraka.

Abb. 48 u. 49. Zwei Steinfiguren aus dem Museo de Historia Natural — Santiago de Chile. (Vergl. Text Seite 227—241).

Abb. 50. **Markierte Schädel.** (Vergl. Text S. 214—15.)

mehr oder wenig gut ausgeführten Reliefs an vielen Stellen der Osterinsel abgebildet findet und auch in den Zeichen der Osterinselbilderschrift vorkommt. Gewöhnlich ist er als Vogelmensch dargestellt, d. h. er besitzt Hände und Füsse und einen Körper, der teils menschlich, teils vogelmässig wirkt, immer aber einen Vogelkopf mit langem Schnabel und grossen Augen besitzt. Nicht selten finden sich auch zwei Vogelmenschen in einer Stellung wiedergegeben, dass der eine das Spiegelbild des andern bildet und zwar in Berührung. Wahrscheinlich wird hierdurch der Akt der Kopulation angedeutet und damit die Fruchtbarkeit symbolisiert.

Aehnlich den wiedergegebenen Malereien fanden sich Abbildungen ganz ähnlicher Vögel, wie uns aus den Berichten und Wiedergaben früherer Reisenden bekannt ist, im Innern der Häuser von Orongo, und zwar in Doppelstellung derart, dass bei einem Körper ein Paar Schwanzspitzen, ein Paar Flügel, aber zwei Köpfe vorhanden waren. Auch hierdurch wurde zweifellos Begattung, Fruchtbarkeit resp. Eiersegen angedeutet.

Make-Make ist wohl sicherlich oft durch Seevögel selbst symbolisch dargestellt worden.

In der gleichen Höhle mit den Malereien von Seevögeln, fand sich eine andere merkwürdige Zeichnung. Ihr Sinn ist den Eingebornen unbekannt. Es könnte sich um die Darstellung eines Auges handeln, vielleicht als ein Amulett der betr. Bewohner gegen den bösen Blick; auch wäre es möglich, dass die weibliche Scham, die auf der Osterinsel sowohl in Felsreliefs wie auch in der Tätowierung der Männer eine so grosse Rolle spielt, dargestellt ist. Weniger wahrscheinlich ist es, dass es sich um eine landkartenähnliche Zeichnung handelt. Auffallend und unerklärlich sind die Linien, welche von

der inneren Ellipse nach der äusseren hin verlaufen.

Eine weitere Zeichnung stellt ein Relief dar, das sich auf einem Felsstück in der Nähe des Vulkans Rana Hana-Hana, im äussersten Norden gelegen, befand. Der Name dieser Stelle bedeutet „Wasserloch“ und ist einer der wenigen Punkte, wo das kostbare Nass vorkommt.

Aehnliche Zeichnungen sind auf der Insel nicht selten, sie stellen ein unvollständiges Menschenantlitz dar, in dem ausschliesslich die Augen in stark stilisierter Form herausgearbeitet sind. Es war nicht festzustellen, ob es sich hier um das Eigentumszeichen einer Sippe (Totem) oder etwa um ein Mittel handelt, den bösen Blick zu verscheuchen, der unter Umständen das Wasser vergiften konnte.

Die Standbilder auf der Osterinsel.

Die Osterinsel verdankt ihre Weltberühmtheit den riesigen Statuen, welche sich auf ihr befinden und die schon die ältesten Besucher in grösste Verwunderung setzten. Die grossen Steinbilder sowie die Osterinselschrift haben viele Forscher veranlasst, Theorien der verschiedensten Art aufzustellen, um das „Rätsel des Stillen Ozeans" zu lösen.

Zunächst sei bemerkt, dass zwischen den Riesendenkmälern der Osterinsel und den von Tiahuanaco, auf der bolivianischen Hochebene, keinerlei Beziehung besteht. Zwar handelt es sich in beiden Fällen um Monoliten grössten Ausmasses, aber weder besteht zwischen ihnen eine Aehnlichkeit in den Zügen, abgesehen von der geringen Möglichkeit einer Verbindung. Wie in dem Kapitel Geomorphologie gezeigt wurde, hat niemals eine kontinentale Verbindung zwischen der Osterinsel weder nach Osten noch nach Westen bestanden; sie ist als rein vulkanisches Produkt dem Ozean entstiegen. Das Kapitel über die Herkunft der Einwohner von Rapa Nui belehrt uns, dass eine Verbindung vom amerikanischen Kontinent nach der Osterinsel unmöglich war, und dass von der Osterinsel wohl schwerlich Bewohner nach Osten gelangt sind, da der Grossbootsbau der Insulaner infolge Holzmangels bald zum Stillstand kam. Inbezug auf ähnliche Bilder

nach Westen hin finden wir gleichfalls kaum einen Anhalt, nur von der Insel Pitcairn, die etwa halbwegs zwischen Rapa Iti und der Osterinsel und nur um ein weniges nördlicher liegt, haben sich Reste einiger wenig bedeutender kleinerer Statuen gefunden, von sehr viel roherer Bearbeitung als die der Osterinsel. Grosse hölzerne Standbilder sind im französischen Protektorat Ostpolynesiens bekannt. Aus der Ueberlieferung wissen wir, dass die Insel zweimal besiedelt wurde, das erstemal von den Langohren und das zweitemal von einer anderen Rasse (?), den Kurzohren. Den Mythen nach sind nun die Langohren die Erbauer der Monumente gewesen, doch haben scheinbar, unter der Herrschaft der Langohren stehend, die Kurzohren, die später auf die Insel kamen, beim Bau sowohl der Moai d. h. der Denkmäler, welche ins Erdreich eingelassen sind, und auch der Ariki (Fürsten und Fürstensöhne), d. s. die Standbilder, welche sich auf den Maraes oder steinernen Plattformen befanden, geholfen. Hierüber belehrt uns verzüglich der Mythus „Die Langohren und die Kurzohren". Auch im Jahre 1911 wurde uns von den älteren Eingeborenen mitgeteilt, dass die Langohren die Steindenkmäler errichtet hätten: „Es kamen Lang- und Kurzohren in Booten an; die Langohren machten die Figuren, die Kurzohren die Plattformen. Die Langohren hatten keinen König, die Kurzohren einen mit Namen Poreu Marengo (Kahlkopf?)."

Die heutigen Insulaner nennen die Leute, die nur an den Moai arbeiteten, „tanata (=kanaka) vara tarai ite moai". Diese Bezeichnung mag sich auf die Langohren im ganzen beziehen, es mag aber auch ausgedrückt werden, dass eine besondere Sippe oder eine Bildhauergilde vorhanden war, welche die Skulpturen anfertigten oder wenigsten deren Herstel-

lung bewachten. Zweifellos ist, dass die Statuen mit ihren langen Ohren und den aufgeworfenen Lippen die ersten Einwandrer, also die Langohren darstellen, und dass sie der heutigen Bevölkerung wenig ähneln. Hingegen zeigen sie gewisse Züge mit den hölzernen Toromiros, den kleinen geschnitzten Holzfiguren sowie den Köpfen auf Häuptlingsrudern, Tanzstäben usw., während umgekehrt die Reliefs, die sich auf der Rückseite einiger Statuen (moai) befinden, den farbigen Zeichnungen in den Höhlen, einigen Schrifttafeln, den geschnitzten Hölzern, Toromiros, Ruderköpfen, den Reliefs auf Felsplatten, usw., den Tätowierungen, welche eben diese Reliefs nachahmen sollten, ausserordentlich ähnlich sind. Auf jeden Fall geht von den Moai und Ariki und ebenso den Schrifttafeln und hölzernen Schnitzwerken eine Wirkung auf den Beschauer aus, dass dieser sie unter Tausenden von Erzeugnissen von Völkern irgend eines Punktes der Erde und irgend einer Zeit ohne weiteres herauserkennen würde, d. h. sie wirken als ein ethnisches Eigentum jenes kleinen Völkchens, das auf dem einsamsten Eilande im Ozean verloren sein Leben fristet. Mögen auch viele Erzeugnisse, wie die Toromiros, Ruder, Tanzstäbe, eine Verbindung zu der Bevölkerung des übrigen Ostpolynesiens, besonders den Marquesas, erkennen lassen, so haben sie sich doch in eine selbständige Kunstform umgewandelt, und dies im Verlaufe von wenigen Jahrhunderten. Wenn menschlicher Forschungsgeist, wie wir oben bemerkt haben, mehr oder weniger mythische Verbindungen gesucht hat, um die Herkunft der Insulaner selbst nach ihren Riesenmonoliten zu erklären und wenn über das Geheimnis der Osterinsel gerade inbezug auf die Moai soviel Erörterungen stattgefunden haben, so ist doch wohl anzunehmen, dass trotz der Enge des Raumes mit

einer absolut geringen Bevölkerungszahl die eigenartigen Werke auf Rapa Nui selbst herangereift sind. Dies erscheint wenigstens als einfachste Lösung und vielleicht gerade deswegen um so wundersamer. Warum soll man die menschliche Phantasie und den menschlichen Schöpfungsgeist für so wenig entwicklungsfähig halten, dass er nicht unter bestimmten Bedingungen in ganz besonderer Weise heranreifen könnte, um sich in seiner materiellen Kultur zu offenbaren? Von irgend woher gelangten aus dem pazifischen Archipel, durch Sturm verweht, ein Häuflein Männer, Frauen und Kinder auf die Insel. Aus ihrer Heimat bringen sie eine gewisse Kultur mit. Der Boden wird in primitiver Form gelockert und der Anbau der Kulturpflanzen, die in den Grossbooten mitgeführt wurden, beginnt. Nachdem zunächst der Fischfang und die Eier der Seevögel die nötige Nahrung bewilligt haben, reiften in einem fruchtbaren Boden, einem günstigen Klima die ersten Erzeugnisse heran. Die Not der ersten Monate ist überstanden und der Tätigkeitsdrang sucht neue Ziele. Wie in der alten Heimat werden Boote gebaut, und man schnitzt kleine und vielleicht grössere Bildwerke in Holz. Je nach den intelektuellen Eigentümlichkeiten der Gruppe, die der Zufall in die neue Heimat warf, wird die Betätigung eine evtl. abwärtsgehende oder aufwärtsschreitende sein. Bei den Osterinsulanern ist wohl das Letztere anzunehmen. Die Kunstfertigkeit, ganz besonders die Bildschnitzerei entwickelte sich rasch. Das Holz geht zur Neige, da die Insel von Anfang an wohl wenig bewaldet war, und der geringe Bestand an Holz vorzüglich wohl zum Bootsbau verwendet wird. Weiche Tuffe und vulkanische Breccien sind neben hartem Obsidian- und Pechstein auf der Insel vorhanden. Was liegt näher, als anzunehmen, dass die

Bewohner dieses Material, das ihnen reichlich zur Verfügung steht, benutzen, um ihrer Kunstbetätigung freien Spielraum zu lassen. Die Zeit spielt keine Rolle. Dass auf der Insel selbst Erfindungen gemacht wurden, wie z. B. die menschenknöchernen Fischangel als Ersatz der steinernen, darüber belehrt uns ein Mythus in eindeutiger Weise. Auch sonst bekundete sich der erfinderische Geist gerade der Langohren, der dieser Bevölkerungsgruppe eigentümlich gewesen sein muss, z. B. in der Ueberlieferung von der Fehde zwischen den Häuptlingen Poie und Kainga, wo von besonderen Netzen die Rede ist, welche zur Bekämpfung der Feinde benutzt werden.

Den Zug ins Riesenhafte, mag es sich um die Hühnengräber im Norden Europas, um die keltischen Dolinen, um die ägypthischen oder mexikanischen Pyramiden, um die Cyklopenmauern Baalbeks oder Cuczcos oder um riesige Denkmäler Buddas oder auch die Wolkenkratzer New Yorks handeln, scheint ein den verschiedensten Menschenrassen eigentümlicher Zug zu sein, ganz besonders um die Grösse einer „Verehrung" wiederzuspiegeln. Wie wir sehen werden, stellen die Denkmäler der Osterinsel Ahnenbilder oder Begräbnisstatuen dar, errichtet zu Ehren hervorragender Häuptlinge oder Inselkönige. Was liegt da näher, als anzunehmen, dass eine Sippe in ihrem Ehrgeiz die andere überbot und dass zum Nachruhme glanzvoller Führer immer grössere Statuen errichtet wurden, sowie auch dass ferner die Vollkommenheit ihrer Darstellung im Laufe von wenigen Jahrhunderten zunahm.

Ein gewaltiger Anblick ist es, wenn man sich der Insel nähert, und das Schiff in der Nähe der Südküste vorüber fährt. Riesen scheinen hier am Werke gewesen zu sein; die Phantasie des Ankömm-

lings wird auf das heftigste erregt. In der Nähe betrachtet verlieren die Monumente nichts von ihrer Wucht. Einsam unbekümmert blicken sie über die unendliche Fläche des Grossen Ozeans, und diese beinahe verächtliche Erhabenheit ist es, welche den Besucher wohl am tiefsten bewegt.

Es mag interessant sein, zu vernehmen, was die ersten Reisenden für einen Eindruck davon trugen (s. den Bericht von Behrens).

Jacob Roggeveen schreibt: „Zuerst erfüllten uns diese Steinbilder mit Verwunderung, da wir nicht verstehen konnten, wie es möglich war, dass Leute, welche über schwere und dicke Baumstämme und ebenso über kräftiges Tauwerk, aus dem Aufzüge hergestellt werden konnten, nicht verfügten, fähig waren, sie aufzurichten. Bei allem waren einige dieser Statuen gut 30 Fuss hoch und im Verhältnis dazu breit. Dies Erstaunen hörte auf, als wir beim Bewegen eines Stückes Stein die Entdeckung machten, dass sie aus dem Schlamme irgend einer Art fetter Erde gebildet und dass kleine Feuersteine nachher hineingespickt waren. (Breccien aus Tuff und Obsidiansplitterchen d. V.). Weiter sah man von der Schulter abwärts eine leichte Erhebung oder Vorsprung, welche die Arme darstellten. Alle Statuen hatten das Aussehen, als ob sie mit einer langen Robe behängt waren, welche vom Hals bis zu den Fussohlen herunterreichte. Sie haben auf dem Kopf einen Korb mit weissbemalten Flintsteinen darin".

Ein Offizier der Santa Rosalia äussert sich wie folgt: „Wir haben uns vergewissert, dass das, was wir von Bord aus als Büsche ansahen, in Wirklichkeit Statuen oder Idolbilder waren, welche die Eingeborenen anbeteten. Sie sind von Stein und von solcher Höhe und Korpulenz, dass sie wie grosse weite Säulen aussahen. Wie ich mich nachher versicherte, indem ich sie prüfte und ihre Dimensionen nahm, besteht der ganze Körper aus einem einzigen Block und die Krone und der Haarschmuck aus einem anderen. Es besteht eine kleine Höhlung in der letzteren, in die sie die Gebeine tun".

Ein anderes Mitglied der Santa Rosalia gibt uns den folgenden ausführlichen Bericht: „Aber es ist schwer zu verstehen, wie sie solche prächtigen Statuen aufrichten konnten und sie ordentlich im Gleichgewicht auf so vielen kleinen Steinen, wie sie als Basis oder Sockel, der ihr grosses Gewicht unterstützt, aufgeschichtet sind, aufrecht erhalten. Das Material

ist sehr harter Stein und daher schwer. Wie ich selbst mit einer Hacke versuchte, gab es Feuer, ein Beweis seiner Dichte. Die Krone ist von einem roten Stein, der viel auf der Insel vorkommt, aber ich habe keinen anderen gesehen, wie den auf den Statuen. Die Herstellung ist eine sehr rohe. Der einzige Zug in der Bildung des Gesichtes ist eine rohe Höhlung für die Augen. Die Nasenlöcher sind gut nachgeahmt und der Mund erstreckte sich von Ohr zu Ohr, ausgehöhlt als flache Ausdehnung oder Höhlung in dem Stein. Der Hals zeigt einige Aehnlichkeit. Arme und Beine fehlen. Die Statue sieht in der Form vom Hals abwärts an wie ein roh behauener Baumstamm aus. Der Durchmesser der Krone ist viel grösser als der Kopf auf dem sie ruht. Ihr unterer Rand ragt stark über die Stirn der Figur, eine Lage, die Verwunderung erregt, da die Krone nicht herabfällt. Ich war fähig, diese Schwierigkeit aufzuklären, indem ich eine Prüfung an einer anderen kleinen Figur vornahm, aus deren Kopf eine Art Zapfen hervorragte, hergerichtet, um in eine Art Führung oder ihm entsprechendes Zapfenloch in der Krone hineinzupassen. Durch diesen Kunstgriff ist letztere geschützt trotz des Hervorragens über die Stirn. Dass ein Volk, dem Maschinerie und jedes Konstruktionsmaterial fehlt, fähig gewesen sein soll, die Krone oder das Kopfstück auf eine Statue von solcher Höhe zu setzen, erregt Verwunderung, und ich glaube sogar, dass das Gestein aus dem die Statuen gemacht sind, nicht ein Produkt der Insel ist, auf welcher Eisen, Hanf und kräftige Baumstämme absolut unbekannt sind. Viel bleibt noch übrig, um über diesen Gegenstand nachzugrübeln. Beim Bestimmen geometrischer Masse der grössten Statue, die am Strand der Bai sich vorfindet, fand ich, dass sie 52 kastilische Fuss 6 Zoll hoch war, einschliesslich der Krone, die ein Mass von 4 Fuss 8 Zoll hatte. Aber es muss erwähnt werden, dass es andere von solch grosser Höhe im Ostteil der Insel gibt. Gemäss den Beobachtungen der Forschungspartie befinden sich im Innern nach der Landseite zu weit verstreut andere, die 2—3 estadales (= 4 spanische Ellen 11 Fuss 1½ Zoll) aus Pyramiden-, oder kegelförmigen Steinkugeln zusammengehäuft, bestanden; auf deren Spitze war ein mit weisser Erde übertünchter Stein gesetzt, so dass er einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Hirnschale besass. Hieran kann man sehen, dass sie ihre Gräber darinnen haben. Die bildgehauenen Statuen werden von den Eingeborenen Moai genannt. Sie halten diese in grosser Verehrung und sind missvergnügt, wenn wir uns nähern, um sie aus der Nähe zu prüfen, und sie haben dann auch ein anderes Bild oder Idol, bekleidet und tragbar, das ungefähr 4 Ellen an Länge hat. Es besitzt, genau gesprochen, die Gestalt eines „Judas“ und

ist mit Stroh oder getrocknetem Gras ausgestopft. Dieses Bild hatte Arme und Beine, und der Kopf hat grobgestaltete Augen, Nasenlöcher und Mund; er ist geschmückt mit einer schwarzen Haarsträhne, aus Binsen gemacht, welche bis auf dem halben Rücken herabhängt."

Von Cook hören wir: „An der Ostseite, nahe der See, trafen sie 3 Plattformen aus Steinarbeit oder eher Ruinen davon. Auf jeder hatten vier dieser grossen Statuen gestanden, aber alle diese waren von zwei derselben heruntergefallen und auch von der dritten. Alle, mit Ausnahme der einen, waren bei dem Falle zerbrochen oder einigermassen verunstaltet. Herr Whales mass diese eine und fand sie 15 Fuss lang und 5 Fuss breit, an der Schulter gemessen. Jede Statue hatte auf ihrem Kopf einen grossen zylindrischen Stein von roter Farbe, vollkommen rund gedreht. Einer, den sie massen, aber durchaus nicht der grösste, war 52 Zoll hoch und betrug 56 Zoll im Durchmesser. Bei einigen war die obere Seite des Zylinders als eine Art konkaver Höhlung, die ein Viertel des Ganzen einnahm, herausgearbeitet, aber bei anderen Zylindern war sie ganz. Sie bemerkten, dass diese Seite der Osterinsel voll war von den so oft erwähnten Riesenstatuen, einige in Gruppen auf Plattformen von Mauerwerk gesetzt, andere einzeln nur auf dem Boden befestigt und nicht sehr viel darin eingesenkt; diese letzteren sind gewöhnlich viel grösser als die anderen. Nach Messung einer, die auf den Boden gefallen waren, fanden sie diese nahezu 20 Fuss lang und über Brust oder Schulter gemessen, 8 Fuss breit, doch schien diese sehr klein zu sein im Verhältnis zu der Grösse einer anderen, die sie stehen sahen. In einer kleinen Höhlung im höchsten Teil der Insel trafen sie mehrere solcher Zylinder, wie sie auf die Köpfe der Statuen gesetzt waren. Einige erschienen grösser als die vorhergehenden. Mr. Whales ist der Meinung, dass hier ein Steinbruch war, wo diese Steine geschlagen wurden und dass es nicht schwer war, sie nach der Bearbeitung den Hügel herunterzurollen. Schnitzereien von guter Form und Ausführung werden bei ihnen gefunden.

Einige dieser gemauerten Plattformen sind 30 oder 40 Fuss lang, 12 oder 16 Fuss breit und 3—12 Fuss hoch. Es hängt in dieser Hinsicht vom Boden ab, denn sie befinden sich gewöhnlich auf dem Rand einer seewärtsschauenden Bank, so dass die Front 10—12 oder mehr Fuss hoch und eine andere nicht über 3 oder 4 Fuss hoch zu sein scheint. Sie sind gebaut, oder besser gesagt belegt, mit behauenem Stein von bedeutender Grösse und die Ausführung ist dem schönsten ebenen Stück Steinarbeit gleich, das wir in England haben. Sie brauchten keine Art Zement und doch sind die Fugen überaus eng, die Steine zusam-

mengefügt und in einer sehr kunstvollen Weise gesetzt. Die Seitenwände sind nicht senkrecht, sondern etwas innenwärts geneigt, in gleicher Weise wie die Brustwehren in Europa gebaut sind, doch hat alle diese Sorgfalt, Arbeit und Geschicklichkeit nicht vermocht, diese merkwürdige Konstruktion von den Spuren der alles verzehrenden Zeit zu bewahren. Die Statuen, oder wenigstens viele von ihnen, sind auf diesen Plattformen errichtet. Sie enden, soweit wir urteilen konnten, ungefähr mit ihrer halben Länge in eine Art Stumpf im Boden, auf dem sie stehen. Diese Arbeit ist roh, aber nicht hässlich; auch sind die Züge des Gesichtes nicht übel geformt, vorzüglich Nase und Kinn; aber die Ohren sind über Gebühr lang, und inbezug auf die Körper ist kaum etwas von einer menschlichen Gestalt an ihnen.

Ich hatte Gelegenheit, nur 2 oder 3 Statuen zu prüfen, die nahe am Landungsplatz stehen. Sie waren aus grauem Stein, scheinbar der gleichen Art, aus denen die Plattformen erbaut waren, aber einige Herren waren der Meinung, dass der Stein, aus dem sie gefertigt sind, verschieden sei von irgend einem, den sie auf der Insel irgendwo sahen; sie zeigen genugsam die Intelligenz und die Ausdauer der Insulaner zu der Zeit, da sie gebaut wurden. Die jetzigen Insulaner haben ziemlich sicher keine Hand dabei gerührt, da sie nicht einmal die Fundamente derer, welche zerfallen, herstellen. Sie geben ihnen verschiedene Namen, z. B. Gato moara, Mara Pate, Ka maro, Govai togu, Mata Mata, usw., Namen, denen sie beliebig das Wort m o a i voraus oder das Wort Ariki hintenan setzen. Letzteres Wort bedeutet Häuptling und das erstere Schlaf- oder Beerdigungsplatz, so gut wie wir es verstehen konnten. Aus den Monumenten des Altertums, die ziemlich zahlreich und nur in der Nähe der Seeküste waren, befanden sich viele kleine Steinhaufen an verschiedenen Orten entlang des Ufers aufgetürmt. Zwei oder drei der obersten Steine des Haufens waren weiss, vielleicht immer, wenn der Haufen voll aufgetürmt wart, und es ist kaum zweifelhaft, dass diese Steinsäulen eine Bedeutung haben. Wahrscheinlich bezeichnen sie den Ort, wo Leute begraben wurden und ersetzen die grossen Statuen".

Die Zahl der Statuen beträgt im ganzen rund 260, die zum grössten Teil, mit Ausnahme von etwa 30 über die Insel verstreuten, in einem engbegrenzten Gebiete vorhanden sind. Die Moai stehen nämlich in Mengen im Gebiete des Rana Rarako. Innerhalb dieses Vulkans, und zwar vorzüglich an seiner

Südseite, in einer Höhe von rund 100 m, befinden sich Statuen, die fast ausschliesslich auf den Kratersee blicken. Eine weitere grosse Zahl der Moai schaut von der südlichen Flanke des gleichen Berges auf den Ozean. Ferner standen vorzüglich auf den Wällen, auf den marae oder heiligen Beerdigungsstätten die ariki, Statuen, die jetzt gestürzt am Boden liegen. Diese marae befinden sich westlich des Rana Rarako, und zwar zieht sich eine dieser Beerdigungsstrassen nach der Mitte der Insel zu, während eine andere, die ausgedehnteste, mit Unterbrechungen in der Nähe der Südküste fast bis zur Höhe der alten Hauptsiedelung von Vaihu vorbeizieht. Wir finden diese Denkmäler also im Gebiete, das die alten Langohren bewohnten, die ihre Toten hier beerdigten, und wenn wir vereinzelt Statuen auch im Gebiete der Kurzohren finden, so deutet das nur an, dass die Langohren gelegentlich in das Gebiet der Kurzohren hineinheirateten und dort nach eigenem Brauch beerdigt wurden. (Vergl. die Mythe „Langohren und Kurzohren") Da marae sind, wie viele der cyklopischen Mauerwerke der Welt aus oft gewaltigen Steinen auf das sauberste zusammengefügt.

Der Ort der Fabrikation der moai und ariki, und zwar der einzige, war die Innenseite des Vulkans Rana Rarako, wo sich noch zahlreiche ganz und geschlagen waren. An der Aussen- und Innenseite halbfertige aus der Breccie herausgearbeitete Figuren vorfanden, welche teilweise nicht abtransportiert und zum Teil überhaupt noch nicht vom Gestein abgeschlagen waren. An der Aussen- und Innenseite des Vulkans findet man gleichfalls viele Statuen, deren Transport unterbrochen wurde, oder die am Ort angekommen, nicht zur Aufstellung kamen.

Allem Anscheine nach wurde im allgemeinen zuerst an geeigneten horizontal liegenden natürlichen

Felsen von länglicher Gestalt die Oberseite der Figur in ziemlich vollkommener Weise mit Steinwerkzeugen, unter denen sich Hammer, Meissel usw., d. h. alle bekannten Geräte der Steinzeitkultur befinden, bildhauerisch herausgearbeitet. Danach wurde von beiden Seiten, nach unten zu, in primitiver Weise die Skulptur fortgesetzt, bis sie ganz vom Felsen gelöst war. Dass die Figuren, besonders auf der Rückseite, nach der Aufstellung noch bearbeitet wurden, ist wohl sicher. Erst dann wurden auch die gelegentlich vorhandenen Tätowierungen reliefartig in den Stein gemeisselt. Selbstverständlich gehörten grosse Menschenmassen und relativ lange Zeiträume dazu, um derartige Figuren herzustellen und von dem Steinbruch an den Ort ihrer Aufstellung zu bringen, besonders wenn man bedenkt, dass der grösste der Moai mit 10 m Länge auf 40 t Gewicht zu schätzen ist. In Arbeit aber vom Felsen nicht gelöst fand sich eine Statue von ca. 18 m Länge.

Die Aufstellung ist wohl nur in folgender Weise zu verstehen: Auf steinernen Rollen wurde mittelst festgedrehter Binsenseile die Statue von hunderten Menschen an der Innenseite des Vulkans hochgehisst und an der anderen entsprechend herabgelassen, bis der Fuss des Rana Rarako erreicht war. Hier wurden vorher entsprechend tiefe Löcher in den Boden gegraben, in die der Monolit hineingelassen wurde, resp. in die er von selbst hineinfiel, um entweder sofort eine senkrechte Stellung einzunehmen oder durch entsprechendes Abgraben an seiner Vorderseite und evtl. Nachhilfe durch Zug an um den Hals gelegten Seilen in die Senkrechte gebracht zu werden. Sehr oft wurden unter den moai gut abgerundete Steine als (kono nono kon) Fundament gelegt. Die Aufstellung auf den marae kann man sich wohl nur unter der Annahme vorstellen, dass schiefe Ebe-

nen aus Erde und Hausteinen bis an die Plattform, diese überhöhend, herangeführt wurden, und dass auf diesen das Denkmal, gleichfalls auf Rollen, mit der Unterseite voran, langsam heraufgezogen wurde, um dann ähnlich wie der moai durch sein Eigengewicht an der gewünschten Stelle zur Aufstellung zu kommen. Auch die roten riesigen Tuffkronen, welche ausschliesslich die auf den marae aufgestellten ariki schmückten, konnten auf die Köpfe dieser Standbilder nur in einer ähnlichen Weise aufgesetzt werden. Eine andere Möglichkeit ist wenigstens schwer vorstellbar. Bei den Kronen musste der Transport auf der schiefen Ebene seitwärts bis zum Haupt der Statur, und diese überhöhend, herangeführt werden, um dann, vielleicht durch Abgraben der einen Seite des Anstiegwalls, die dem Haupte benachbart war, aufgestülpt zu werden. Nach Ausführung des Werkes wurden die Konstruktionswälle wieder beseitigt und majestätisch und unergründlich blickte unter der Last der gewaltigen Krone der steinerne Riese aufs Meer. Die Sicherung gegen ein Herabstürzen der Krone war dadurch gegeben, dass an der Oberfläche des Hauptes sich ein Zapfenloch und an der Krone ein riesiger Zapfen befand. Auch für die Krone gab es einen einzigen Herstellungsplatz auf der Insel; es war dies der Vulkan Punapau, der sich landeinwärts östlich von der Bai von Angaroa, als immerhin in ziemlicher Entfernung von dem Gebiete der Statuen, befindet. Doch stellte das Heranschaffen der zylinderförmigen Kronen bis an den Ort der Aufstellung, verglichen mit dem Transport der Statuen selbst, keine übermässig schwere Aufgabe dar. Am Punapau selbst sind eine Anzahl derartiger Zylinder von 1 bis $2^1/_2$ m Höhe und bei einem Durchmesser von fast 2 bis $2^3/_4$ m vorhanden. Diese Zylinder wurden bis zum marae gerollt und erst dort

in die eigentliche Krone umgearbeitet. Die fertiggestellten Kronen hatten eine Höhe von 1 bis $2^1/_2$ m und einen Durchmesser bis zu $2^1/_2$ m. Wenn auch die Tuffzylinder der ariki allgemein als Kronen bezeichnet werden, so ist doch wahrscheinlicher anzunehmen, dass Hüte nachgeahmt werden sollten. Der Hut aus Stroh ist zylinderartig geflochten, er wird dauernd von den Insulanern getragen und ist für sie ein unentbehrliches Stück. An der Oberfläche trug die Krone, ebenso wie die Häupter der einzeln stehenden Moai, zumeist eine Vertiefung, die zur Aufnahme von Knochen diente.

Viel diskutiert worden ist der Umstand, dass die Bilder, welche sich auf den Wällen der rahus befanden, umgestürzt sind, und zwar liegen sie zumeist an der Vorderseite des Walles mit dem Antlitz zur Erde. So wurde die Behauptung aufgestellt, dass wir es hier mit Erderschütterungen einer bestimmten Richtung zu tun gehabt haben, aber wie bereits angegeben wurde, ist die Insel völlig frei von makroseismischen Bewegungen. Ueber den Sturz der Bilder gibt uns ausschliesslich der Mythus und die Ueberlieferung Aufschluss.

Das Niederreissen jener Bilder war das Werk der Kurzohren, d. h. der Bevölkerungsschicht, welche als zweite Besiedelung der Osterinsel unter die Macht der vorhandenen Bewohner, d. s. die Langohren, geriet. Wie besonders die Erzählung von den Lang- und Kurzohren beweist, war die Feindschaft zwischen Bedrückern und Bedrückten eine unendlich erbitterte, die mit dem völligen Siege der letzteren endete. Aber diese Erzählung würde noch wenig besagen, wenn uns nicht, noch im Jahre 1911, verschiedene der alten Bewohner folgende Ueberlieferung mitgeteilt hätten: „Es kamen Lang- und Kurzohren in Booten an. Die Langohren machten

die Figuren, die Kurzohren die Plattformen. Die Langohren hatten keinen König, die Kurzohren einen mit Namen Poeu Marengo (Kahlkopf?). Später liess Vidie-Vidie, die Königin der Kurzohren, die Statuen umwerfen, weil die Langohren ihr ein Stück Languste verweigerten. Die Langohren und die Kurzohren wollten jeder auf der Insel allein herrschen. Die Kurzohren besiegten schliesslich die Langohren völlig und verbrannten alle Langohren auf dem Berge Poike zwischen zwei Erdwällen, die mit Holz gefüllt waren." (s. die Ueberlieferung Lang- und Kurzohren).

Der ein Jahrzehnt vorher die Insel besuchende Thomson berichtet: „Viele Jahre nach dem Tode Hoto Matuas war das Land gleichmässig verteilt zwischen seinen Nachkommen und der langohrigen Rasse. Zwischen beiden herrschte ein tödlicher Streit, lange und blutige Kriege wurden ausgefochten..... Dieser unbefriedigte Zustand endete nach vieljährigen Kämpfen, in einer verzweifelten Schlacht, in der die Langohren die völlige Vernichtung ihrer Feinde planten. Ein langer und tiefer Graben wurde durch Oto Iti gezogen und mit Strauchwerk bedeckt und hier hinein dachten die Langohren ihre Feinde zu treiben, dann sollte das Strauchwerk angezündet und jeder Mann vernichet werden. Die Falle wurde entdeckt, der Plan durch vorzeitige und nächtliche Eröffnung der Schlacht verhindert, die Langohren wurden in den Graben getrieben, den sie gebaut hatten".

Nach der Niederlage und völligen Vernichtung der langohrigen Rasse gibt die von Thomson aufgenommene Ueberlieferung an, dass Frieden auf der Osterinsel herrschte, einer Zeit, in der die Bevölkerung an Zahl und Wohlstand zunahm.

Trotz gewisser Unterschiede in der Ueberlieferung stimmen alle Berichte soweit überein, dass einmal die Kurzohren schwere Fronarbeit bei den marae, ähnlich wie die Israeliten beim Bau der Pyramiden den Pharaonen, unter Beherrschung der Langohren zu verrichten hatten. Die Langohren bemerkten die wachsende Unzufriedenheit und die Bedrohung, die ihnen aus den Reihen den Unterdrückten allmählich

heranwuchs und beschlossen die Vernichtung dieser wuterfüllten Rasse; die Unterdrückten aber erfuhren rechtzeitig das ihnen drohende Schicksal und fielen über die herrschenden Langohren plötzlich her, um sie aufzureiben und zu vernichten. Die Art der Vernichtung und die Örtlichkeit an der sie stattfand, sind nach allen Berichten die gleichen, d. h. wenigstens insofern, als sicher im Westen, und zwar an der Ostabdachung des Vulkans Poike der Todesgraben gezogen wurde, dessen Reste noch von der heutigen Bevölkerung gezeigt werden. Ob das Herunterzerren der Standbilder von den marae eine Art Rache war oder auch die Furcht vor den Ahnenbildern, wird schwer zu entscheiden sein. Dass die Figuren auf das Antlitz geworfen wurden, mag damit zusammenhängen; es ist aber auch möglich, dass es technisch leichter war, die Kolosse aus ihren Stellungen nach vorn herabzustürzen. Ueber den Zeitpunkt des Vernichtungstaumels sind Angaben nicht vorhanden; jedenfalls scheinen die Ueberlieferungen relativ neuen Ursprungs zu sein, und man wird vielleicht nicht fehl gehen, anzunehmen, dass sie im 17. oder im 18. Jahrhundert, möglicherweise sogar erst nach dem Besuche des ersten Europäers stattgefunden hat.

Bemerkungen über die Schrifttafeln.

Im Jahre 1911 waren keine Schrifttafeln (koho rongo rongo) auf der Osterinsel vorhanden, und es befinden sich ihrer überhaupt nur etwa 20 in den verschiedenen Museen der alten und neuen Welt. Zumeist bestehen sie aus flachen Tafeln von geringen Ausmassen, die sich nach oben und unten verjüngen. Ihre Breite war im allgemeinen das Doppelte bis Vierfache ihrer Höhe. Die Ränder sind oft ungleichmässig. Eine Tafel von dem Grössenverhältnis 10×50 cm ist schon als gross zu betrachten. Im Museum von Santiago befindet sich als Unikum und ein Kleinod unter den ethnographischen Sammlungsstücken der Welt ein Zylinder, welcher der Länge nach an seiner ganzen Oberfläche mit Schriftzeichen bedeckt ist. Auch ein Tanzschild (des britischen Museums), remiro, zeigt eine Linie in Bogen verlaufender Hieroglyphen.

Zu den Schrifttafeln, die auf beiden Seiten mit Bildzeichen bedeckt sind, wie zu den Zylindern wurde das Holz des Toromiros benutzt. Es ist wahrscheinlich, dass das Eingraben der Ideogramme vermittels zugespitzter Obsidianspitzen oder Muschelschalen erfolgte. Von mir mitgenommene Kopien der Osterinselschrift des Museums in Santiago konnten angeblich von zwei der ältesten Männer gedeutet werden. Da die Deutungen aber

vollkommen verschieden waren und auch bei jedem Einzelnen der rezitierte Inhalt der Ausdehnung nach in gar keinem Verhältnis zu dem Schriftinhalt stand, so ist wohl anzunehmen, dass die Kenntnis der Schrift den heutigen Bewohnern unbekannt ist, umsomehr, als die ganze Umgebung, die bei der Rezitation zugegen war, erklärte, dass die Alten gar nichts darüber wüssten, sondern dass jeder von ihnen eine der zahlreichen Ueberlieferungen erzählte, die auch den andern ohne Zuhilfenahme der Schrift bekannt war. Diese Beobachtung haben viele der neueren Reisenden gemacht, mit der Angabe, dass die Schrifttafeln, soweit sie in den einzelnen Hütten vorhanden waren, von den Insulanern wenig geschätzt wurden. Dies steht in einem gewissen Gegensatz zu der Verehrung, welche die markierten Schädeln, die alten Holzschnitzereien und die kleinen Steinskulpturen bis zu einem gewissen Grade genossen. Es wurde uns erzählt, dass die Schrifttafeln nicht von den jetzigen Bewohnern sondern von einer älteren Bevölkerung hergestellt wurden. Dies ist mehr als wahrscheinlich, da sie eben, wie oben bemerkt, nur aus Toromiroholz bestehen und schon daher einer älteren Periode angehören; wir werden nicht fehl gehen, auch die Schrift den Langohren zuzuschreiben, welche zweifellos eine Bevölkerung grossen Intellektes war; diese erbauten, wie schon erwähnt, auch die moai, ebenso wie sie ursprünglich die Holzschnitzereien anfertigten, und in dieser Kunst die Lehrer der heutigen Bevölkerung waren. Die Mitteilung des Gonzalez, der im Jahre 1770 von der Insel Besitz für die Krone Spaniens ergriff und dabei einen Kontrakt von den Häuptlingen in ihren Schriftzeichen zeichnen liess, will in dieser Hinsicht wenig besagen, da solche Unterschriften wohl leicht

Phantasieprodukte sein dürften, indem die Häuptlinge irgendwelche der bekannten Zeichen, die sie aus den Felsreliefs, Malereien usw. und auch aus den Schrifttafeln kopierten, als sie die für sie ähnliche Zeichen in der spanischen Schrift des Dokumentes, das ihnen Gonzalez vorlegte, erblickten; vielleicht waren es auch ererbte Ideogramme, die zu einem Totem des betreffenden Häuptlings Beziehung hatten.

Die Schrift ist eine reine Bilderschrift. Mehr oder wenig deutlich sind gegenständliche Zeichen in das Holz eingegraben, z. B. Männer, sehr selten Frauen, oft auch in Handlung begriffene Gestalten, verschiedenartige Fische, Seetiere, die Repräsentanten der Pflanzenwelt, Gebrauchsgegenstände, z. B. Angeln, und Phantasiegebilde wie doppelköpfige Männer, der Vogelmann, wahrscheinlich den Gott Make make darstellend, u. ä. mehr. Soweit materielle Objekte dargestellt werden, gehören die Zeichen ausschliesslich denen der Osterinsel an.

Die Zeichen sind sehr sauber gearbeitet, fast immer völlig gradlinig angeordnet und nur ausnahmsweise aus der Linie springend, bei gleichen Intervallen. Die Schrift ist als Bustrophedon zu bezeichnen, denn man hat die erste, dritte und fünfte Linie von unten beginnend, wahrscheinlich von links nach reehts zu lesen; dann ist die Tafel umzudrehen und es werden gleichsinnig die gradpaarigen Linien, d. h. die erste, zweite, vierte und sechste, usw. rezitiert. Weniger wahrscheinlich ist eine andere Annahme, dass zuerst die erste Linie gelesen und darauf die Tafel umgedreht wurde, um auf die zweite Linie überzugehen, dann wiederum die Tafel zu wenden zum Rezitieren der dritten Linie u. s. w.

Neben den Statuen hat gerade die Osterinselschrift, da sie völlig vereinsamt auftritt, vielleicht in

noch höherem Grade als die moai und ariki die Phantasie der Forscher angeregt. Es reizt zum Nachdenken, wie die Bevölkerung einer derartig kleinen Insel dazu kam, sich eine Schrift zu bilden, da hierzu absolut keine Veranlassung vorlag. Mitteilungen aller Art konnten auf die bequemste Weise mündlich erfolgen, da die Entfernungen geringe waren. Möglich ist, dass die ersten Besiedler, das sind die Langohren, die Schrifttafeln mitgebracht oder die Kenntnis der Schrift einführten. Aber hiergegen ist zu bemerken, dass ja die Ideogramme der Tafeln nur Gegenstände betreffen, die auf Rapa Nui bekannt sind. Da es sich um eine ideographische Schrift handelt, ist es nicht gerade leicht, festzustellen, welche Bedeutung jedem Ideogramm zukommt, und es dürfte heute unmöglich sein, eine definitive Lösung zu finden, zumal die Bevölkerung die Kenntnis der Schrift verloren oder auch nie besessen hat. Der Lösung am nächsten gekommen ist wahrscheinlich Jaussen, ein Bischof von Tahiti. Die polynesische Sprache besteht aus Wurzelworten, die aneinandergereiht werden, und deren Sinn sich durch die Relation der Aneinanderreihung ergibt. Auf der Insel wurden zwar ständig neue Texte für die Gesänge erfunden, wie dies heute noch der Fall ist; doch auch alte Texte sind bekannt und wurden früher in der Hochkultur des Völkchens weit mehr gepflegt. Aus rein künstlerisch spielerischer Tätigkeit heraus wurde der Inhalt der Gesänge auf den Tafeln illustriert, zumal vereinzelt ideographische Zeichen in ganz Polynesien, wie auch auf der Osterinsel selbst, auf Felsen gemalt oder in Reliefs ausgearbeitet, bekannt sind. Allmählich wurden die Zeichnungen auf den Tafeln zu wirklichen Ideogrammen resp. Merkworten für die Chorleiter und diese waren, ähnlich den

ägyptischen Priestern des Altertums, die einzigen, welche die Schrift lesen und auch schliesslich durch Eingraben in Holz wiedergeben konnten. Der an sich hohe Intellekt der ersten Bewohner der Insel hat diese primitive Schrift im Verlaufe weniger Jahrhunderte auf der Insel geschaffen, und es wird unnütz sein, Verbindungen nach Asien hin zu suchen, wie solche nach Amerika hin an und für sich ausgeschlossen sind. Fraglich ist es nach dem Gesagten, ob die Tafeln überhaupt als geistiges Austauschmittel gedient haben, oder dienen konnten. Waren es auch konventionelle Zeichen, so mochten dieselben doch für den Chorleiter der einen oder der anderen Sippe bis zu einem gewissen Grade verschiedene Bedeutung haben, die derselbe allerdings auf seine Schüler weitervererben konnte. Im gewissen Sinne können wir also die Schrifttafeln der Osterinsel als eine Art Kommersbuch betrachten. Nur ein genauer Vergleich der verschiedenen Schrifttafeln untereinander und der Verschiedenheit ihrer Zeichen könnte diese Frage einer Lösung näher bringen.

Linguistik und Grammatik.

Wie die Beobachtung der physischen Charaktere der Bewohner der Osterinsel ausser allem Zweifel ihre Zugehörigkeit zu der polynesischen Rasse kundtut, so ist ihre Sprache als Dialekt dieser grossen lingustischen Familie gleichfalls charakterisiert. Sicherlich gibt es nur wenige Berichte hierüber, die uns von den alten Seefahrern übermittelt wurden; wir wissen, dass seit längerer Zeit in die Osterinselsprache viele Elemente eingeführt wurden, die der grossen polynesisch-linguistischen Gruppe eigentümlich sind, ohne dass sie ihre Sonderstruktur völlig eingebüsst hat. Sie ist am ähnlichsten der Sprache von Neuseeland und von Mangareva.

Der Beobachtung Forsters, der als erster hierüber schreibt, ist die Aehnlichkeit zwischen den Dialektgruppen der Tonga-, Gesellschafts-, Marquesas-Inseln, der Osterinsel und Neuseelands nicht entgangen. In der Tat beweisen jüngere Untersuchungen die Genauigkeit obiger Behauptungen. So sagt Thomson: „Jeder Mann, der sich die Mühe nimmt, die Vokabularien zu vergleichen, wird die gleichen Worte im Gebrauch der Eingeborenen Neuseelands, Tahitis, Rartotongas, Samoas und einiger polynesischen Inseln finden."

Ein Beispiel sei gegeben: Der Partikel „ko", der auf der Osterinsel gewöhnlich den Worten und

Vorworten vorangesetzt wird, entspricht in der Sprache Neuseelands dem gleichen Partikel „ko“ mit gleicher grammatikalischer Funktion. Diese beiden Partikel entsprechen dem Partikel „o“ der samoanischen Sprache. Natürlich muss man von der Analyse linguistischer Elemente eine besondere Vorsicht üben, besonders, wenn eine Sprache nicht frei von fremden Einflüssen ist, wie in unserem Falle. Zweifellos ist, dass die Osterinsulaner durch relativ häufige Berührung mit andern Insulanern sich mit der Sprache ihrer Nachbarn, der Bewohner der Paumotu- und Marquesas-Inseln sowie Tahitis in einer Weise bekannt gemacht haben, dass heutzutage die Jugend fast ausschliesslich den tahitischen Dialekt spricht, wenigstens beherrscht sie ihn vollkommen. —

Das Wort „tapu“ fehlt auf der Osterinsel nicht, obwohl es nicht so häufig und üblich ist. Mehr benutzt wird das Wort „rahui“ welches bedeutet: „das Verbotene“, „das Heilige“, „das Geheiligte“. Auf Tonga sagt man „tabu“ auf Samoa, in Maori, auf Tahiti, Rarotonga, Marquesas, auf Mangareva, etc. „tapu“, auf Hawai „kapu“; andererseits kennt man das Wort „rahui“ auf Mangareva und „ahui“ oder „kahui“ auf den Marquesas-Inseln. Ferner erscheint das Wort „rahui“ in Zentral-Polynesien nur in der samoanischen aussergewöhnlichen Sonderbedeutung „lafu“ d. h. das Verbot, Schweine zu töten. Wir mögen dies Wort daher der tongafitischen Wanderung zuschreiben.

Wenn wir jetzt diese langsame Umwandlung, die die Rapa-Nui-Sprache erlitten hat, prüfen, stellt man fest, dass diese Entwicklung und diese Aenderung den gleichen festen Gesetzen und Normen unterworfen war, welche die Entwicklung der grossen polynesischen Sprachfamilie beherrschte. Trotz der

Einführung vieler heterogenen Elemente hat der Dialekt von Rapa Nui wenigstens bei der älteren Bevölkerung viel von seiner ursprünglichen Art bewahrt. Er besitzt z. B. die gutturalen Laute welche in anderen polynesischen Dialekten teilweise vollkommen verschwunden sind. Das „l" wird durch das „r" ersetzt, so dass das „l" im Osterinsel-Alphabeth nicht vorkommt. Das „f" der protosamoanischen Sprache ist durch die Bewohner von Rapa Nui in „h" verwandelt.

Die hier gemachten Angaben über die Rapa Nui-Sprache lassen keinen Zweifel darüber, dass sie zu der grossen polynesischen Sprachfamilie gehört, ohne dass sie deswegen diese oder jene Eigentümlichkeiten entbehrt, welche sie als unabhängigen Dialekt erscheinen lässt; andere Beziehungen, welche zwischen der polynesisch-melanesischen und indonesischen Sprache bestehen, wurden zum erstenmal bewiesen durch Prof. Schmidt (Die Mon-Khmer-Völker, Braunschweig 1906). Hinsichtlich dieser Beziehung fasst er die Unzahl von Sprachdialekten und Dialekt-Varianten in einer einzigen linguistischen Gruppe zusammen, die er mit dem Allgemeinnamen „Austrische Sprachen" bezeichnet. (Vergl. das Kapitel über Kulturpflanzen S. 97 mit einer Anzahl von Kulturpflanzennamen, die eine linguistische Verwandtschaft zeigen innerhalb eines Gebietes, das von der Osterinsel bis Madagaskar, von Hawai bis Neuseeland reicht).

Zur Zusammensetzung der Sprache des modernen Rapa Nuis.

Hierzu sei bemerkt, dass die Sprache noch vor siebzig Jahren ein wirklicher Dialekt war, der sich von den anderer polynesischer Inseln unterschied, dass aber allmählich das Osterinsulanisch derart um-

gewandelt wurde, dass in dem heutigen Wortschatz 30% tahitische, 10% spanische und französische Wörter und 5% Wörter englischen Ursprungs vorhanden sind.

Folgende Umstände haben zu der Umwandlung der Sprache in den letzten Jahrzehnten beigetragen:

1). Die zahlreichen Besuche der Insel seit der Entdeckung durch ausländische Schiffe, besonders durch französische und englische und in den letzten Jahren besonders durch chilenische Schiffe.

2). Die Raubzüge peruanischer Piraten, welche eine Unzahl von Eingeborenen nach den Chinches-Inseln verschifften, von denen ein kleiner Teil über Französisch-Polynesien nach Rapa Nui zurückkehrte.

3). Der Aufenthalt zunächst französischer Missionäre, die von Tahiti kommend, die Sprache dieser Inseln zur Verständigung mit den Eingeborenen benutzten.

4). Der Aufenthalt spanisch sprechender Missionäre, sowie in der letzten Zeit chilenischer Beamten und Lehrer und des englischen Vertreters der Inselpächter Williamson Balfour & Co. sind als sprachverändernd besonders zu erwähnen.

Folklore.

Leider ist mit der Sammlung der Ueberlieferung unserer weltfernen Osterinsulaner erst zu einer Zeit begonnen worden, als die Europäisierung schon starke Fortschritte gemacht hatte, und ferner waren die Sammler des vorhandenen folkloristischen Materials Personen, denen die Vorbildung für derartige Arbeiten, besonders aber auch die linguistische Schulung fehlte. Auf die Mitwirkung eines eingeborenen Dolmetschers konnte kaum je verzichtet werden und nur Herr Ignacio Vives, der in den Jahren 1912 und 1913 auf der Insel weilte, hat wohl eine direkte Uebertragung des Polynesischen ins Spanische versucht.

Der älteste Sammler war der Zahlmeister William E. Thomson des nordamerikanischen Kriegsschiffes „Mohican", welcher vom 19. bis 30. XII. 1886 auf der Osterinsel weilte. Einige weitere Aufzeichnungen konnte der Autor während seines Aufenthalts vom 13. bis 25. IV. 1911 anfertigen. Als Dolmetscher diente ihm der 40jährige Polynesier Juan Tepano, der im chilenischen Heere als Unteroffizier gedient hatte und das Spanische völlig beherrschte. Der Erzähler war in diesem Falle ein Greis über 70 Jahre, dessen Ausführungen eine Gruppe von etwa 60—70 Einwohnern mit grösstem Interesse lauschte. Nur ein Zuhörer, gleichfalls hohen

Alters, erhob hin und wieder Einwände über die den Inhalt, und es entstanden oft erhebliche Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Erzähler und diesem Zuhörer. Wie ich feststellen konnte, handelte es sich aber in allen diesen Fällen immer nur um ganz unwesentliche Aenderungen, zumeist solche, die den Namen der Oertlichkeit betrafen.

Bei der Aufnahme dieser Ueberlieferungen muss man sich heute hüten tahitanisch gefärbte Texte zu notieren, da dank der Tätigkeit von Missionären, die aus der Tahiti nach der Osterinsel kamen, und dank der Osterinsel-Eingeborenen, die sich in den siebziger Jahren nach der französischen Kolonie verdingten und wieder in ihre Heimat zurückkehrten, jener ostpolynesische Dialekt einen gewissen Einfluss auf den Osterinseldialekt und auf die Sitten seiner Bewohner gewonnen hat. Die alte Sprache, welche, wie schon bemerkt, grosse Verwandtschaft zu dem Polynesisch der Marquesasinseln und Neuseelands hat, wurde im Jahre 1911 nur noch von einem halben Dutzend der ältesten Insulaner beherrscht; sie wurden von ihren Enkeln kaum mehr verstanden, und das alte Osterinsulanisch ist heute völlig verloschen. Seit der Besitzergreifung durch Chile im Jahre 1888, hat, vorzüglich in den letzten Jahren, das Spanische grosse Fortschritte gemacht. Seit 1912 hat, nur mit Ausnahme der letzten 4—5 Jahre eine chilenische Volksschule auf Rapa Nui unter Leitung eines Lehrers bestanden. Es wurde sogar für den Unterrieht eine spanisch-polynesische Miniatur-Enzyklopädie von 50 Oktavseiten Umfang geschaffen, welche die Schulkinder der einsamsten aller Inseln in Geographie, Weltgeschichte und Bürgerkunde einweihen sollte.

Da, wie oben erwähnt, die Aufnahme der Texte streng linguistisch genommen, zweifellos zu wün-

schen übrig lässt, wurde hier, unter strengster Anlehnung an den Text, die freie Wiedergabe gewählt, um wenigstens das psychologische Element besonders hervortreten zu lassen.

Liebeslied.

(Nach Thomson)

Wer trauert? Renga a manu Hakópa!
Ein Zweig vom Stamme ihres Vaters.
Oh' öffne Deine Augenlider, mein Liebling!
Wo bleibt Dein Bruder, mein Lieb?
Beim Fest in der Begrüssungsbai
Wollen wir uns treffen unter den Federn Deiner Sippe.
Lang hat sie nach Dir geschmachtet.
Deinen Bruder sende als einen Mittler Deiner Liebe,
Ihn, der jetzt im Hause meines Vaters weilt.
Wo ist der Bote unserer Liebe?
Am Fest des Treibholzes wollen wir uns zu liebender Umarmung begegnen.

Ethonologisch interessant ist hier die Wiedergabe über das „Treffen unter den Federn Deiner Sippe". Die Feder diente als Unterschiedszeichen (Totem) der Clans, die sich in alten Zeiten oft bekriegten. Ferner ist bemerkenswert das „Treibholzfest", das beweist, dass schon in früheren Zeiten Holzmangel auf der Insel herrschen musste. Das Treibholz stammte wohl zumeist aus dem südlichen Chile und wurde vom Humboldstrom zunächst nordwärts und dann von der Passatdrift westwärts getragen.

Liebeslied.

(In freien Versen sinngemäss wiedergegeben)

In der Höhle am Vulkane wohnt die unberührte Kleine,
Der ich hab mein Herz geschenket; doch vor Sehn-
[sucht fast ich weine,
Färbt sich doch das liebe Mädchen ihre hübschen
[weissen Wangen,
Stunden über Stunden lang, bis in krassem Rot sie
[prangen,

Tiefbetrübt steh ich am Eingang, bitt, sie möcht
[doch endlich kommen
Denn mir ist ganz schwül zu Mute, bin vor Sehnsucht
[ganz benommen.

Die beiden oben angeführten Lieder werden im Chor gesungen; sie beweisen, dass lyrisches Empfinden den Osterinsulanern keineswegs fehlt. Der zweite Text ist bewusst humoristisch. Als die Männer die Gesänge beendeten, herrschte, unter den zuhörenden Frauen grosse Fröhlichkeit. Es ist ja auch in der Tat neckisch zu sehen, wie die Angebetete in aller Ruhe ihre Toilette, in diesem Falle die Rotbemalung zu einem Feste, beendet, während der Liebste voll Ungeduld vor der Höhle wartet. Hinzu kommt, dass es sich in diesem Falle wahrscheinlich um eine Vestalin handelt, d. h. eine Jungfrau, die von ihrem Vater in einer Höhle eingeschlossen, zur Keuschheit verdammt war.

Ena Naku.

(Aus der Apai-Ueberlieferung nach Thomson).

Ena Naku, der Gott der Federn, dessen Kleid aus Federn für den Kopf besteht, aus Federn für den Hals und aus Federn, die der Wind bewegt, welcher gutes Glück bringt, dessen Federn getragen werden, die in eine Haarsträhne gebunden sind, der, welcher die Jams- und Batatenpflanzungen beschützt, wenn Federn auf einen Stock gebunden sind und diese dicht nebeneinander zwischen Hügeln aufgesteckt werden, der, welcher die bösen Geister fernhält, wenn Federn auf die Begräbnisstätten gepflanzt werden, der Gott der Federn, dessen Weib Manan ist. Manan take kam von den Himmeln; sie besuchte einst das Land in der Haut eines Fisches, welcher gefangen und in Anbetracht seiner Grösse und Schönheit dem König gegeben wurde. Als die Natur des Fisches bekannt wurde, wurde der König nachher vom Schwimmen auf dem Meere ausgeschlossen.

Die Entstehung der knöchernen Angelhaken.

(Nach W. Knoche).

In der Zeit Atua Uae Rangis, des 17. Königs,

waren die Bildmacher von jeder Arbeit ausgenommen, und die armen Fischersleute mussten zu ihrem Unterhalt beitragen. In jener Zeit waren die Fischangeln, die sie benutzten, aus Stein gefertigt und so hart, dass Monate und Monate zum Beraspeln und Schleifen nötig waren, ehe einer fertiggestellt war. Hierzu kam, dass selbst die besten Haken in der Hand der geschicktesten Fischer nur einen geringen Fang ermöglichten. Es lebte nun zu Anga Piko ein Jüngling Namens Ure Vaiu, der einer alten Fischersfamilie entstammte und einer der gewandtesten Angeler auf der Insel war. Obwohl er eine Anzahl guter steinerner Haken, die ihm von seinen Vorfahren vermacht waren, besass, mangelte ihm doch der Erfolg. Allmählich wurde er nach all der Mühe und Arbeit entmutigt, und er grübelte oft über sein Elend nach. Nachdem ihm eines Tages wieder eine grosse Anzahl besonders schöner Fische von der Angel entkommen war, widmete er sich eine ganze Nacht lang der Anbetung Mea Kahis, des Beschützers der Fischer. Während er so betete, erschien ihm um Mitternacht der Geist eines alten Fischers, Namens Tira Kora und gab ihm kund, dass nur die Unwirksamkeit der Haken an dem mangelnden Erfolg schuld sei. Der Geist befahl ihm, in die Höhle zu gehen, in der seines Vaters Reste begraben waren, sich ein Stück des Schenkelknochens zu holen und dann zu versuchen, hieraus eine richtige Angel zu machen. Ure Vaiu war durch die Unterhaltung mit dem Geiste so erschreckt, dass er sich der gegebenen Anweisungen nicht mehr genau erinnerte. Doch ging er am nächsten Tage zu der Höhle, um sich ein Schenkelbein seines Vaters anzueignen. Regelmässig fuhr er viele Tage lang in seinem Kanu auf das weite Meer hinaus und dachte über die Herstellung eines neuen Haken, nach. Da er nicht fischte, kehrte sein Boot allabend-

lich leer zurück, und all seine Freunde verhöhnten und verachteten ihn wegen seiner Untüchtigkeit. Er aber blieb bei seiner Arbeit bis es ihm endlich gelungen war, eine Angel aus Menschenknochen, mit Widerhaken versehen, herzustellen. Jetzt trennte er sich von seinen Genossen, um seine Erfindung zu versuchen, und, siehe da, bald war das Boot mit den prächtigsten Fischen gefüllt. Der ausserordentliche Erfolg des Jünglings erregte mit der Zeit die Missgunst der Genossenschaft und seine ständige Weigerung, auf alle Bitten und Forderungen hin, das Geheimnis preiszugeben, führte zu bitterböser Feindschaft. Während er eines Tages auf den Fischgründen arbeitete, wurde er plötzlich angegriffen, und Ure Vaiu, der sein Geheimnis nicht verraten wollte, büsste mit seinem Leben. Die neuen knöchernen Angelhaken wurden in dem Boote gefunden und auf diese Weise der Fischergilde bekannt.

Das Märchen von Ure Owehi.

Es war einmal ein Mann, der lebte in Anga Pico am Ufer des Meeres, und der hatte einen Sohn, der hiess Ure Owehi. Er gab ihm zu essen und zu trinken, bis dass er gross war. Dann trennte sich der Sohn von seinem Erzeuger und baute sich ein eigenes Hüttchen, in der Nähe des väterlichen Hauses. So lebte er für sich rechtschaffen dahin ; eines Tages bearbeitete er mit dem Klöppel die Rinde des Mahute, um ein Stück Tapa für sich herzustellen. Da kamen zwei Frauen des Weges daher und fragten den Burschen, ob er ihnen nicht die Klopfkeule schenken möchte. Doch der Jüngling schlug ihnen das ab. Nun boten sie sich an, ihn ein wenig zu lausen. Das war dem Ure recht, er lud sie in die Hütte ein und liess sich brav den Kopf kraulen, und dabei schlief der Jüngling ein. Die Frauen aber waren böse

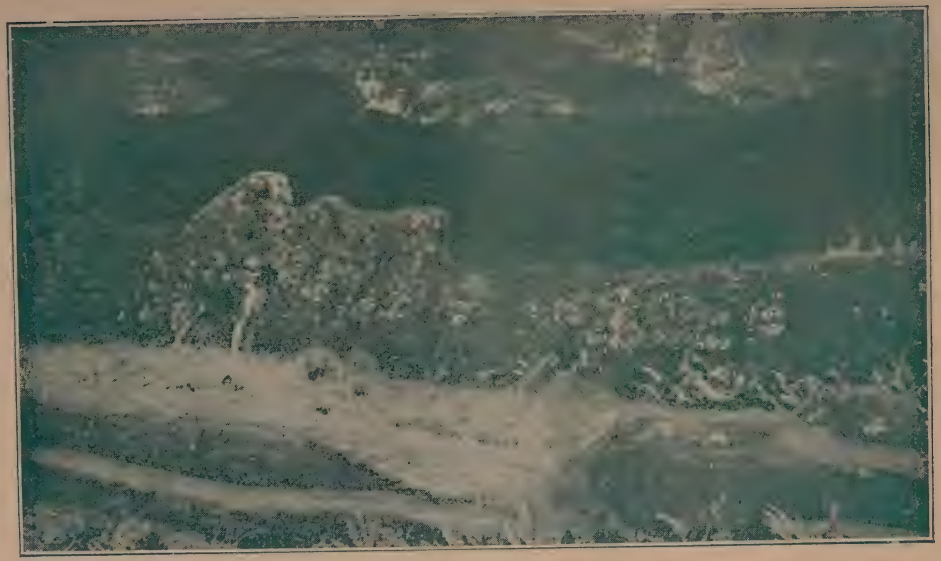


Abb. 51. Haupt eines riesigen Moai im Zustande der Bearbeitung und vom Felsen noch nicht losgelöst, im Inneren des Vulkans Rana Roraka. (Vergl. Text Seite 236).

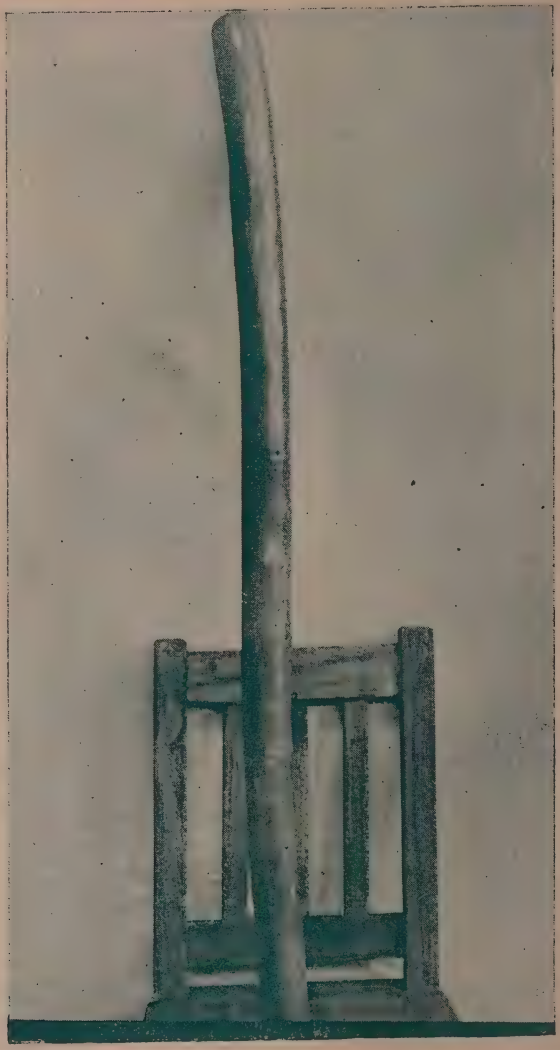


Abb. 52. Holzcylinder (Unikum) mit Hieroglyphen bedeckt. — Museo de Historia Natural — Santiago de Chile. (Vergl. Text Seite 242 - 246).

Hexen, sie deckten Ure mit einem Stück Tapa zu und trugen ihn auf einen der kleinen Hügel, welche sich auf dem hohen Berge Poike an einer seiner Flanken befinden. Dort liessen sie ihn schlafend liegen und verschwanden, um Gift zu bereiten und sich so für den verweigerten Tapaklöppel zu rächen. Unterhalb des Hügels aber, auf dem Ure schlief, wohnte eine gute alte Fee. Die begab sich zu ihm, öffnete die Hülle und sagte zu ihm: „Wach auf, Ure!“ Der wusste nicht, wo er war und erschrak aufs heftigste, bis ihn die Alte beruhigte. Da er Hunger hatte, kehrte sie in ihr Haus zurück, schlachtete einen feisten weissen Hahn, steckte ihn in ein Bratloch, bis dass er gar war und brachte die treffliche Mahlzeit dem Jüngling hinauf. Sie bat ihn, sich ordentlich satt zu essen, erzählte ihm, was geschehen war, und warnte ihn, das geringste zu geniessen, was ihm die beiden Hexen anbieten würden; sonst müsste er eines elenden Todes sterben. Ferner forderte die Fee ihn auf, alles, was die Hexen herbeibrächten, herunterzuwerfen. Da sie dicht am Ufer wohnte, wollte sie das Gift ins Wasser schütten und es so vernichten. Nachdem sie den jungen Ure wieder zugedeckt hatte, kletterte sie wieder den steilen Abhang bergab, und schon kamen die beiden Hexen und begaben sich zu ihrem Opfer; sie öffneten die Tapahülle, weckten den Burschen auf und boten ihm einen schönen weissen Hahn, den sie vorher vergiftet hatten, als Speise an. Heimlich nahm Ure das Gericht und warf es den Hügel herab. Darüber gerieten die Hexen in grosse Wut, da sie jetzt wussten, wer ihnen diesen Streich gespielt hatte. Sie kletterten zum Ufer vor das Haus der guten Alten, um sie tot zu schlagen; die aber, nicht faul, verwandelte sich in einen Taschenkrebs und zog sich tief in eine Felsspalte zurück. So konnte ihr niemand

etwas anhaben. Da die bösen Frauen ihre Rache nicht ausführen konnten, stiegen sie wiederum zum Hügel hinauf, um an dem armen Ure ihre Wut zu kühlen. Flugs nahm die Fee wieder Menschengestalt an, kletterte den beiden nach und rief ihnen obenzu: „Ihr wolltet diesen Jüngling verderben, ihr habt nichts Menschliches an Euch, Ihr seid zwei teuflische Hexen!“ Als das die beiden hörten, verschwanden sie und kamen nie wieder zum Vorschein. Mittlerweile hatte der arme alte Vater gemerkt, dass sein Sohn schon lange Zeit verschwunden war, hatte voll Trauer sein Boot genommen, und fuhr so Fische fangend rings um die Insel, bis er in die Nähe des Berges Poike kam, und überall frug er die Leute, ob sie etwas von seinem Sohne wussten. Mit einem Male hörte er in der Nähe singen: „Oh könnte ich doch zu meinem Vater eilen, so muss ich auf dem steilen Hügel weilen!“ Schon hatte der Vater den Sohn erkannt, und auch der Sohn den Vater, der eine schöne kahle Platte hatte, die vom Meere zum Hügel hin erglänzte. Rasch ruderte nun der Alte nach Anga Piko zurück, versammelte die ganze Dorfgemeinde, bat sie, Nahrungsmittel heranzuschleppen, ihn nach dem Poikeberg zu begleiten und seinen Sohn aus der gefährlichen Lage zu retten. Eine Menge Fische, Langusten, Hühner und anderes mehr wurde zusammengetragen, der Vorrat wurde verteilt, und alle brachen nach Poike auf. Unter allen wusste jedoch niemand zu helfen, wenn da nicht zwei kluge Frauen in der Dorfgemeinde gewesen wären, über die sonst alle lachten, da sie stark durch die Nase sprachen, Auhi Humori und Apua Kuhi. Zuerst skandalierten beide sehr; sie fanden, dass der mitgebrachte Fisch schlecht röche und noch manches andere mehr. Schliesslich aber rieten sie: „Nehmt ein sehr grosses Netz mit einer langen, langen Schnur

daran!“ Mit diesem Netz nun kletterten Auhi Humore und Apua Kuhi und die ganze Gesellschaft auf den Gipfel des Poike, der den steilen Hügel überhöhte. Das Ende der Netzschnur wurde an dem Gipfel befestigt, und die beiden Frauen legten sich in das Netz; so liess man sie zu dem Jüngling herab, sie nahmen dann Ure zu sich ins Netz hinein, und das ganze Dorf zog es hinauf. So ward Ure Owehi aus seiner schrecklichen Lage gerettet; er erzählte alles, was ihm widerfahren war, kehrte fröhlich mit seinem Vater nach Anga Piko zurück.

Wie die Seevögel nach der Osterinsel kamen.

Man erzählt, das früher weder auf der grossen Insel noch auf Motu Nui (dem der Südostecke vorgelagertem Riff) Seevögel vorkamen.

In Anga Nui gab es einen Stein, auf dem ein Schädel ruhte, und der von einer Hexe, namens Hitu, bewacht wurde. Eines Tages passte die Alte nicht auf, und eine Welle entführte den Schädel aufs Meer hinaus. Die Hexe stürzte sich sofort in die Flut, um den Schädel, den sie behüten sollte, wiederzuerlangen, aber dieser hatte einen Vorsprung, so dass sie ihn nicht erreichen konnte, und so schwammen der Schädel und die Alte viele, viele Tage lang, bis sie zu einer kleinen, steil hervorragenden Insel kamen, die über und über weiss war durch die Ausscheidungen zahlloser Seevögel, die dort nisteten. Der Schädel wurde ans Ufer geschwemmt und verwandelte sich sofort in Make-Make, den Häuptling von Motu Torema Hiva (Name des unbewohnten Inselbrockens Salas y Gomez).

Mit grosser Freude wurde Make-Make von Haua, dem Hüter der Seevögel, begrüsst und auch die Hexe Hitu wurde gut aufgenommen und blieb auf dem Inselchen, um Haua bei seiner Arbeit zu helfen.

Nun hatte Make-Make für Te Pito te Henua (die Osterinsel) eine gewisse Vorliebe, und schon nach wenigen Tagen befahl er Haua, einige Vögel zu fangen, um sie nach der Insel zu bringen. Er landete in Anga Nui und begab sich von dort nach Poike, wo er zwischen den Felsen die Vögel in Freiheit setzte, damit sie dort nisteten; dann kehrte er zu seinem Inselchen zurück.

Im nächsten Jahre kam er wieder, um zu schauen, ob die Vögel sich vermehrt hätten, aber voll Aerger und Wut stellte er fest, dass die Bewohner die Eier geraubt und gegessen hatten. So fing er die Vögel wieder ein, um sie zwischen den Felsen von Vaihu freizulassen; aber wieder geschah das gleiche und er fing die Vögel wieder ein, um sie diesmal in Vai atare in Freiheit zu setzen. Die Bewohner dieser Gegend aber waren nicht so genäschig, denn sie liessen wenigstens ein Ei liegen, aus dem der erste Vogel Manu Tara entschlüpfte; aber dieses befriedigte Make-Make, der aufs Neue die Insel besuchte, nicht; er fing die Vögel ein und setzte sie auf Motu Nui aus. Hier vermehrten sie sich in geradezu erstaunlicher Weise, und bis auf den heutigen Tag sind die Eier des Manu Tara, welche auf Motu Nui im Frühling gesammelt werden, eine köstliche und im Ueberfluss vorhandene Nahrung, dank der Beständigkeit des guten Make-Make.

Vom Vogel, der die Jamswurzel pflanzte.

In früheren Zeiten wurde der Uhi (Jamswurzel) nur in Anga Roa angebaut. Die Bewohner von Anga Roa, die stolz auf diesen Vorzug waren, erlaubten nicht, dass die Frucht ihres Ackerlandes ungeschält den Bewohnern anderer Gebiete der Insel ausgehändigt wurde, um auf diese Weise die Weiterverbreitung zu verhindern.

Auf den Gipfeln in Poike lebte ein fleissiger Mann, namens Rapu, der ein Stück Gartenland besass, das nach aller Meinung das schönste und bestgehaltenste auf der Insel war. Es fehlte keine Art von süssen Kartoffeln, Bananen, Zuckerrohr und Taro, welche Hotu Matua seinerzeit mitgebracht hatte, ja es war sogar bekannt, dass der fleissige und tüchtige Gartenbesitzer durch Kreuzung neue Arten von Früchten auf Rapa Nui erhielt. Aber wie es auch sei, und obwohl Rapu zweifellos die besten Ernten und die mannigfaltigsten Früchte erzeugte, so fehlte ihm doch der Jam, trotz aller möglichen Anstrengungen, die er gemacht hatte. Die Bewohner von Anga Roa nahmen die Angebote wegen Austauschs des Uhi gegen andere Produkte nicht an. Vereitelt wurden alle Versuche, um die begehrte Erdfrucht zu stehlen, und mit Lachen wurden die Drohungen abgetan, und die Bitten gar nicht gehört.

Eines Tages, während Rapu mit dem Grabstock das Feld bejätete, flog über ihm ein Mokohe (ein Seevogel), und zwar mit solcher Beständigkeit, dass er zu dem Vogel sagte: „Wenn du mir eine Uhi-Wurzel bringst, dann bist du ein guter Vogel.“ Eilig flog dieser nach Anga Roa und nach einigem Hin- und Herfliegen bemerkte er in Tahai einen Mann, welcher gerade dabei war, Uhi-Wurzeln zu pflanzen. In denselben Augenblick, da dieser eine mit Erde bedecken wollte, schoss der Makohe im Steilflug herab, entriss die Wurzel seinen Händen und flog mit ihr im Schnabel gegen Anga Nui. Der Mann, über die Frechheit des Vogels erstaunt, rief schliesslich lachend aus: „Nimm sie nur mit, Vogel!“ Nachdem sich der Makohe im Garten des Rapu niedergelassen hatte, öffnete er mit seinem Schnabel ein Loch, senkte den Uhi hinein, bedeckte ihn mit Erde und flog davon.

Gross war die Ueberraschung der Bewohner von Poike und Anga Nui, als sie nach einiger Zeit den Uhi aus der Erde emporspriessen sahen, und da erinnerte sich Rapu seines Wunsches, den er dem Vogel geäussert hatte, und er erzählte dieses alles seinen erstaunten Nachbarn. Da er ein guter Mann war, verteilte er die Jamswurzel an alle Bewohner der Insel, so dass diese, die bisher nur eine seltene Zukost für die Bewohner von Anga Roa war, die häufigste und sättigendste Nahrung von ganz Rapa Nui wurde.

Die Erzählung vom Raub der Ko Uho.

K o U h o war das schönste Mädchen, und ihre Schönheit in ganz Rapa Nui bekannt. Sie lebte mit ihrem Vater auf einem Hügel nahe von Anakena, und obwohl sie alt genug war, hatte sie standhaft alle Erklärungen der Jünglinge abgewiesen. Sie wollte ihrem Vater dienen und vergnügte sich wohl in Gesellschaft der Jugend, ohne aber die schweren Stunden der Frau und Mutterschaft auf sich zu nehmen. Da sie nicht hochmütig und mit jedermann freundlich war, ist es nicht erstaunlich, dass sie von allen Leuten gern gemocht wurde.

Eines Tages kehrte sie von der weissen Sandküste zurück, wo sie ihr h a m i gewaschen hatte und bemerkte, dass ihr Gürtelband h a u h a u dort geblieben war, und als sie zurückkehrte, um es zu holen, sah sie, dass eine Schildkröte es gestohlen hatte und damit fortschwamm. Von einem Felsenvorsprung schrie sie ihr zu, dass sie den Strick zurückgeben sollte, aber das Tier schüttelte den Kopf und antwortete ihr, sie würde den Gürtel nur auf eines der der Küste benachbarten Riffe bringen. Das Mädchen solle sie nur begleiten, und sie würde ihr den hau hau zurückgeben. Um den Gürtel nicht zu verlieren, gehorchte das Mädchen, und nachdem sie den

Gürtel erreicht hatte, befestigte sie ihn und schwamm hinter der Schildkröte her, bis sie auf das Riff gelangten. Die Schildkröte aber sagte, sie würde ihr das Gürtelband erst geben, wenn sie ihr auf einen hervorragenden Felsen folge, den man in nicht zu grosser Entfernung erblicken konnte. Dort angekommen, log die Schildkröte wieder und die vertrauensselige Ko Uho folgte ihr in Richtung nach dem Meere zu und erkannte schliesslich, dass die Insel weiter hinter ihr lag, so dass sie mit eigenen Kräften nicht heimschwimmen konnte. Da bat sie die Schildkröte, sie möchte zur Küste zurückkehren, aber das Tier sagte, dass sie das nicht wollte, sondern dass sie ganz im Gegenteil das Mädchen nach anderen Inseln bringen würde, sie solle sich nur, wenn sie vom Schwimmen ermüdet wäre, auf ihrem Panzer niederlassen. Nach vielem Seufzen, Bitten und Drohen sah das Mädchen ein, dass es am besten wäre, zu gehorchen, und auf der Schildkröte sitzend, schwammen sie Tag und Nacht, bis sie an eine Insel kämen.

Dort herrschte ein König, Mahuna te Raa, der zaubern konnte und ein Freund verschiedener Geister war. Durch diese hatte er von der Schönheit des Mädchens von Rapa Nui gehört, und da er in sie verliebt war, hatte die Schildkröte, welche nur ein verwandelter Geist war, Mitleid mit ihm und hatte ihm versprochen, die schöne Ko Uho zu seinen Ufern zu bringen. Mahuna te Raa begrüsste das Mädchen und tat so, als ob er die Ursache ihrer Ankunft nicht wusste, und lud sie in sein Haus ein. Das Mädchen nahm die Einladung an, bat ihn aber, sie nach ihrer Insel zurückkehren zu lassen. Der verliebte Häuptling antwortete ihr, dass er gern diesen Wunsch erfüllen würde, es ihm aber unmöglich wäre, dieses zu tun, da er kein Schiff hätte, das eine so grosse Ent-

fernung zurücklegen könnte, und dass er obendrein den Weg gar nicht wüsste. Daraufhin erklärte er ihr seine Liebe und bat sie, dass auch sie ihn lieben möchte. Ko Uho, die von der Unmöglichkeit überzeugt war, nach ihrem Lande heimzukehren, verstand, dass es am besten wäre, das Anerbieten anzunehmen, um nicht durch Gewalt gezwungen zu werden, und so heuchelte sie eine Liebe, sie die nicht empfand und dankte dem Häuptling mit Zärtlichkeit für das Angebot, welches sie annahm, und so wurde ohne weiteres die Vereinigung von Ko Uho und Mahuna te Raa gefeiert.

Der Häuptling liebte das Mädchen, und nach einiger Zeit gebar Ko Uho einen schönen Knaben. Trotzalledem war sie nicht glücklich; sie dachte an ihren lieben Vater, der um sie solche Schmerzen leiden musste, an ihre Freunde und oft rannen Tränen über ihre Wangen. Der Häuptling war dann beunruhigt und fragte sie, warum sie weinte, aber sie sagte, dass die Tränen durch den Rauch des Kochfeuers verursacht würden; obwohl der Kleine heranwuchs und die Zeit verging, dachte sie mit Trauer an ihre Heimat, und je mehr Jahre vergingen, um so trauriger wurde sie; doch ihr Herz verlor nie die Hoffnung, einmal zurückzukehren.

Als Ko Uho einmal allein war, sagte sie zu ihrem Knaben:

„Dir wachsen ja Federn.“

„Ja“ sagte der Knabe.

„Es wachsen Dir ja Flügel!“

„Jawohl“

„Du wirst ja ein Vogel!“

„Ja.“

Eines Tages beobachtete Ko Uho das Spiel der Wellen, als plötzlich über ihrem Kopfe ein K e a k e a im weissen Federkleid hinweg flog, und da sie an

ihre Heimat dachte, rief sie: „Warum bringst du mich nicht nach Tepito te Henua?“

„Weil du mir zu schwer bist“, entgegnete der Vogel. Nach einiger Zeit zog ein schwarzer Vogel, der makohe, vorüber, und die Frau tat die gleiche Frage. Aber der Vogel antwortete: „Das ist zu weit für mich.“ Und so fragte sie jeden Seevogel, der in ihrer Nähe vorbei flog, und immer erhielt sie ähnliche verneinende Antworten. Schon wollte sie zu ihrem Haus zurückkehren, als aus dem Wasser eine grosse Schildkröte ihren Kopf herausstreckte. Ko Uho, welche sich an ihre Ankunft er erinnerte, tat nun die gleiche Frage wie an die Vögel. „Wenn Du erlaubst, dass ich Deinen schönen Körper berühre,“ antwortete das Tier, indem es seine Augen verdrehte, „werde ich Dich zu Deiner Insel bringen.“ Obwohl die Bedingung für das keusche Mädchen eine sehr harte war, nahm sie in dem dringenden Wunsche, die Heimat wiederzusehen, nach einigen Zögern diese an und setzte sich auf den Panzer des verliebten Tieres.

So wie sie eine Schildkröte durch Betrug geraubt hatte, brachte eine andere sie aus Liebe wieder zu der Insel zurück.

Nach vielen Tagen der Schiffahrt, auf so seltsamen Boot, kam sie an das weisse Ufer von Anakena. Hier wurde sie von einer grossen Menge umringt, welche das merkwürdige Schauspiel betrachtet hatte. Im Anfang erkannte man sie nicht, und erst, als sie ihren alten Vater umarmte, der sie so viele Jahre als gestorben betrauert hatte, erinnerte man sich ihrer, und alle wurden frohen Herzens.

Sie wurde sehr gefeiert, aber voll Klugheit schwieg sie vor ihren Landsleuten über die seltsamen Abenteuer und über ihre Verbindung mit dem König jener fernen Insel.

Von neuem begannen die Liebhaber sie zu um-

werben, doch obwohl sie so begehrt wurde, wies sie mit angenehmen Worten alle zurück.

Als die Sommerzeit herangekommen war, beschlossen die Bewohner von Vinepú, ein grosses Fest zu feiern, zu dem sie die Bewohner der anderen Teile der Insel einluden. Selbstverständlich fehlte Ko Uho und ihr Vater nicht dabei, und fast alle Gesänge, die während des Festes gesungen wurden, ertönten in der Nähe der von ihr bewohnten Hütte, die bei dieser Gelegenheit besonders errichtet wurde. Als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, und man bei den aufregenden Tänzen angelangt war, erblickten alle plötzlich über sich einen Vogel von nie gesehener Grösse. Da man auf Rapa Nui niemals ein ähnliches Tier gesehen hatte, glaubten die Bewohner, dass der Vogel von den Inseln hergeflogen sein könnte, auf der Ko Uho solange gewohnt hatte und man bat sie, sie sollte den Vogel bitten, dass er herabkäme. Sie lockte ihn mit sanften Worten, und der Vogel senkte sich langsam herab. Da nur noch wenig fehlte, dass er die Erde berührte, schleuderte ein Bösewicht mit grosser Wucht einen Stein gegen ihn, und wahrscheinlich wäre er verletzt worden, hätte er sich nicht im letzten Augenblicke mit schnellem Flügelschlag wieder erhoben. Als der Stein wieder zur Erde gefallen war, folgte ihm der Vogel rasch und liess sich zu den Füssen von Ko Uho nieder, die er umarmte. Zum grossen Erstaunen aller Anwesenden, liess der Vogel sein Federkleid fallen und verwandelte sich in einen schönen Knaben, welcher Ko Uho mit Mutter anredete. Diese musste nun, ob sie wollte oder nicht, die Erlebnisse, welche sie solange verschwiegen hatte, ihren Landsleuten erzählen, und auch die Verbindung mit dem König jener fernen Insel zugeben.

Der Kleine wurde mit Liebe von allen aufgenommen und fand auch bald einen Stiefvater, welcher sich mit der schönen Ku Uho verband.

Die ersten Toromiro des Tukuihu.

In der Nähe der Bai von Vinepú befindet sich ein Ufer von geringer Erstreckung, das Anga Ahave (Ufer des fliegenden Fisches) genannt wird. Hier herrschte der König Tukuihu, ein friedlicher Mensch und klug und von gutem Wuchs. Sein aus Stein gebautes Wohnhaus hatte der König an einem weitentfernten Orte Motu Peu, oder wie er früher genannt wurde, Hare Koka.

Als er eines Tages das Gebiet besuchen wollte, traf er plötzlich in der Nähe von Puna-Pau auf die beiden Teufel Hitilau und Nuko te Mano, welche ruhig im Schatten eines grossen Steines, der mitten auf dem Wege lag, schliefen. Da es heiss war, hatten die Teufel ihre Kleidung abgelegt, und Tukuihu konnte zu seiner grossen Verwunderung beobachten, dass ihre Körper kein Fleisch hatten und dass man alle Rippen zählen vermochte. Trotz seiner Furcht verweilte Tukuihu einige Augenblicke, um die seltsamen Gestalten zu betrachten, und setzte dann seinen Weg fort, auf dem er kurz darauf einen anderen Teufel, O Kere Kere traf, welcher im Schatten des grossen Steines von Puna Pau alles beobachtet hatte und nun ein grosses Geschrei erhob.

Die anderen Teufel erwachten, und O Kere Kere erzählte ihnen, dass Tukuihu sie nackend im Schlafe gesehen hatte. Voll Wut fürchteten sie, vor den Bewohnern lächerlich zu werden, wenn Tukuihu etwas über ihre seltsame Gestalt verlauten liesse. So legten sie ihre Kleidung an, um den König einzuholen und ihn zu fragen, ob es wirklich wahr wäre,

was O Kere Kere berichtet hätte; in diesem Falle wollten sie den König töten.

Kurz bevor dieser nach Vinepú kam, holten sie ihn ein, begrüssten ihn und fragten, ob er sie wirklich nackend gesehen hätte. Tukuihu, der sehr klug war, erkannte sofort die Gefahr, und da er gut zu lügen wusste, leugnete er unter vielen Schwüren alles, obwohl ihn die Teufel zweimal fragten. Er beschwor so kräftig, und sein Gesicht war so aufrichtig, als er verneinte, sie nackend im Schlafe gesehen zu haben, dass die Teufel nicht daran zweifelten, die Opfer einer Lüge des Teufels O Kere Kere geworden zu sein; aber immerhin, da sie wussten, wie die Menschen logen, beschlossen sie, Tukuihu bis zu seinem Haus zu begleiten und zu beobachten, ob dieser etwas über ihre körperliche Eigentümlichkeit verbreiten würde.

Zwei Tage lang verliessen sie den Ort nicht, schliefen nachts vor seiner Tür und horchten auf jedes Wort des schlauen Königs. Da dieser wusste, dass er beobachtet wurde, so schwieg er über das Abenteuer, und die Teufel überzeugten sich und zogen sich in dem sicheren Gefühl zurück, dass das Geheimnis ihrer lächerlichen Körper keinem Sterblichen bekannt sei.

Als Tukuihu sich von der Beobachtung der Teufel befreit wusste, beganne er sofort aus dem Holz des Toromiro die Gestalten von Hitilau und Nuko te Mano zu schnitzen.

Dieses waren die ersten aus Holz geschnitzten Figuren, die auf der Insel fertiggestellt wurden.

Nicht zufrieden damit, schnitzte Tukuihu unzählige dieser Figuren und hing sie im Halbkreis um sein Haus auf, und zur Unterhaltung seines Volkes befestigte er Stricke, die aus Mahute geflochten waren, an diese Figuren, vereinigte sie in seiner Hand

und liess sie alle möglichen Bewegungen ausführen.

Seitdem nannten seine Untertanen das Haus Hare aka Aere-Moai (d. i. das Haus der Figuren, die gehen).

Die Teufel Hitilau und Nuko te Mano in ihrem Aerger, sich so lächerlich gemacht zu sehen, verliessen die Insel oder stürzten sich ins Meer.

Vom König Tanga Roa.

Der König Tanga Roa, welcher eine in weiter Ferne liegende Insel bewohnte, träumte eines Tages von den Bewohnern Tepito te Henuas, welche die guten Ratschläge ihres ersten Königs Hotu Matua vergessen hatten.

So beschloss er denn, unter ihnen zu leben und ihr Herrscher zu werden und macht sich auf nach der Insel. Da er über grosse Kräfte und grosses Wissen verfügte, beschloss er, kein Fahrzeug zu benutzen, sondern sich auf seine Arme zu verlassen und Tepito te henua schwimmend zu erreichen. So gelangte er dort eines Tages am Ufer von Tonga Riki an.

Die Einwohner, welche jene Uferregionen damals bewohnten, waren ganz erstaunt, einen Mann herannahen zu sehen, der weder Boot noch Kanu benutzte, und sie zweifelten keinen Augenblick daran, dass es eine Art Fisch oder vielleicht auch ein Seehund wäre. Kaum betrat er das Ufer, so wurde er von der neugierigen Menge umringt, und obwohl diese sah, dass es ein Wesen von menschlicher Gestalt war, glaubten sie doch, dass es eine Art Seehund wäre, weil er eben schwimmend die Insel erreicht hatte.

Tanga Roa, um sie zu überzeugen, sagte zu ihnen:

„Euer König bin ich, und ich heisse Tanga Roa!“

„Du lügst", sagten die andern. „Du bist ein Seehund."

So behauptete der eine, er wäre ein König, und die andern bestritten es und sagten, er wäre eine Art Fisch, und die Angelegenheit endete damit, dass sie ihn wie einen Seehund behandelten und ihn mit einem gutgespitzen Pfeil die Kehle durchschnitten und seinen Körper in ihrem umu (Erdofen) schmorten.

Am nächsten Tage, als die Bewohner die noch glühenden Steine von dem umu wegräumten, fanden sie zu ihrem Erstaunen, dass der Körper Tanga Roas noch roh war. Spät kam ihnen der Zweifel, ob vielleicht der König doch die Wahrheit gesagt hätte; sie suchten sich von dem Körper zu befreien und schickten ihn als Geschenk ihren Nachbarn den Bewohnern von Ahu Puoko.

Diese waren sehr erfreut über das Geschenk, erhitzten ihn gleichfalls in einem umu und liessen ihn zwei Tage lang schmoren. Da sie ihn aber herausnahmen, passierte ihnen dasselbe wie den Bewohnern von Tonga Riki. Sie fanden ebenfalls den Körper völlig roh.

So schickten sie den Leichnam als Geschenk den Bewohnern von Vaita viri, aber der Körper Tanga Roas liess sich nicht braten, hingegen begann er heftig zu riechen.

Die Bewohner von Vaita viri, welche sich durch ihren feinen Geruch auszeichneten, riefen aus: „Er stinkt" und warfen ihn ins Meer. Daher kommt es, dass noch heute diese Gegend Hiii Piroke („er stinkt!") heisst.

Diese Geschichte verbreitete sich bald unter allen Bewohnern von Tepito te henua und wurde viel besprochen, besonders, da sie wegen des Verbrechens, das die begangen hatten, an eine Bestrafung glaubten.

Die Aufregung wuchs, und der Schrecken erreichte seinen Höhepunkt, als kurze Zeit danach ein Riese Namens Teteko, der ein Bruder Tanga Roas war, auf der Insel erschien. Dieser war von so ungeheurer Grösse, dass man nur die Schenkel erkennen konnte, denn der Oberkörper und der Kopf verloren sich im Himmel. Der Riese langte mit einem Fuss auf den Felsen von Motu Nui an, während er den andern in Vaihu niedersetzte. Bei dem nächsten Schritt setzte er die Füsse in Vinepú und in Poike nieder, so dass er auf diese Weise die Hälfte des Inselumfangs durcheilte, während er dabei fragte: „Wo ist der König Tanga Roa?", doch setzte er dann ruhig seinen Weg nach Osten fort.

Wie die Tätowierung auf die Osterinsel kam.

Auf den Höhen von Poike, einem Ort, der Te Karao benannt wird, wohnten zwei Teufelinnen, die sehr schön waren. Die eine nannte sich Ko Vie Moko oder Eidechsenfrau und die andere Ko Vie Kena oder Vogelfrau und sie lebten in Te Marao ein ruhiges Leben, und waren sehr beliebt bei den Männern, welche ihnen alle Dienste leisteten, und sehr beneidet von den Frauen, die wegen ihrer Schönheit eifersüchtig waren. Trotzdem gaben sie zur Eifersucht keinen Anlass, denn sie lebten unabhängig und zurückgezogen, obwohl sie den grössten Teil der Zeit dazu verwandten, um die Schönheit ihrer Körper noch künstlich zu erhöhen. Zwar taten sie das nicht, um den verliebten Männern von Poike zu gefallen, da sie als Teufelinnen darauf wenig achteten, sondern sie schmückten sich, weil es ihnen gefiel, sich so zu schmücken.

So besassen sie sehr schöne hami, (d. s. aus Tapa bereitete Kleider), und viele nua oder Decken, welche ihre Körper umhüllten; sie schmückten

sich mit den ihnen von befreundeten Teufeln geschenkten und von fernen Inseln gebrachten rei pipi pipi (d. s. Steinketten, die ihnen als Zauber dienten). Auch schmückten sie sich mit den schönsten Blumen, welche diesen Teufelinnen die Männer der Insel an den verborgensten und steilsten Orten der Insel pflüchten. Sie flochten sie in grosser Zahl in ihr prächtiges Haar. Trotz ihres Schmukkes und ihrer Schönheit waren Ko Vie Moko und Ko Vie Kena keineswegs glücklich, denn sie hatten gehört, dass auf andern Inseln die Menschen ihre Körper und ihre Gesichter mit einer Farbe bemalten, die ihnen unbekannt war, und die sie gerne besitzen wollten. Jemand erzählte ihnen, dass in Orongo eine Alte lebte, welche das Tätowieren verstand und die die Geräte hatte, um es auszuführen. Da aber die beiden Teufelinnen sich niemals von Poike entfernt hatten, wussten sie nicht, wo Orongo gelegen war; da sie aber doch das Geheimnis kennen lernen wollten, verliessen sie eines Tages ihre Hütten in Tea Karao und begaben sich auf den Weg zu der Alten.

Nach kurzer Zeit gelangten sie nach Anga Takaure und fragten eine dort wohnende Greisin:

„Koi te koai te inoa ote ahuni?“ (Wie heisst dieser Ort?).

Die Alte antwortete:

„Ko anga takaure mai, kote kainga, kite uka mai taki. Ko Vie Moko, Ko Vie Kena. (Das Ufer von Anga Takaure, mein Gebiet, Ko vie Moko und Ko vie Kena), und so fragten sie gleichermassen in Anga Nui, in Tonga Riki, One Tea, in Anga Tu Hata, in Ko Tamu, in Puna Kapi, in Ana Mahiko, in Nai Moai, in Te Kana und in Kiri, in Hanga Te Tena, in Runga avai, in Au Mahai, in Roi, in Aka Anga, in Motu o Pope, in Ana o Onero, in Hu areva, in Koe

Koe, in Pakere, in Anga Tee, in Tara kiu, in Anga Paikura, in Anga Mai Have, in Mae Renga, in Vinepu, in Vai Ataro, in Ahu Riki Riki, und nach vielem Gehen kamen sie nach Oronga.

Dort lebte die Alte, die aus so weiter Ferne Ko vie Moku und Ko vie Kena besuchen kam, und zwar in Begleitung eines Sohnes, Ma anga. Dieser sah die Frauen zuerst und teilte seiner Mutter ihre Ankunft mit.

Die Alte, welche immer furchtsam war; dass die Frauen ihren Sohn, der schon flügge war, erobern könnten, sagte ihm, er solle sich nicht daraum kümmern, denn die Frauen, die näher kamen, wären keine Frauen sondern Insekten. Währen die beiden sich unterhielten, kamen die beiden überaus schönen Teufelinnen heran, grüssten und fragten die Alte nach dem Namen des Ortes. Sie waren fröhlich, als die hörten, dass sie ihr Ziel erreicht hatten, setzten in vielen Worten der Alten auseinander, welcher Wunsch sie hergeführt hatte. Die Alte, der die Schönheit der jungen Frauen gefiel, und die schon keine Furcht mehr über ihre Absichten hatte, liess sie in ihre Hütte treten, damit sie dort ausruhten und etwas assen, und versprach ihnen auch, vor ihrer Rückkehr, das zu schenken, was sie wünschten. Während sie so sprachen, bemerkten die Teufelinnen, dass auf dem Inselchen Moto Nui ein Rauch aufstieg und neugierig fragten sie die Alte, wer dort auf dem Steinfelsen wohnte.

Das sind zwei Männer H e r u (der Hinkende) und P a t u (der Nackte), die seit kurzer Zeit dort wohnen, antwortete die Alte, und ich glaube, dass es Teufel sind.

Die jungen Frauen wurden neugierig, und sie beschlossen, nicht heimzukehren, ehe sie die beiden Männer kennen gelernt hätten, baten aber die Alte,

ohne ihr ihr Vorhaben mitzuteilen, sie möchte ihnen doch die versprochenen Gerätschaften geben.

Die gute Alte füllte einige kete (Körbe) mit pua (Wurzeln), toa paka (trocknes Zuckerrohr), narau (Asche), kieo (roter Farbstoff einer farbigen Erde), marikuru (weisse Erde), und überdies schenkte sie ihnen hipu (Gefässe aus einer Frucht), hami (Kleider) und moengas (Dekken); dann verabschiedeten sie sich sehr höflich.

Heru und Patu waren auf den Fischfang gegangen, so dass die beiden Teufelinnen, als sie die Wohnhöhle der beiden betraten, diese leer fanden. Sie benutzten die Abwesenheit der beiden Männer, um die Gegenstände, die sie dort fanden, durcheinander zu bringen und liessen ihnen dann auf ihrer Lagerstätte je einen pua zurück. Darauf gingen sie heraus und verbargen sich in einer benachbarten Höhle.

Als Heru und Patu zurückkamen und ihre Höhle betraten, um sich auszuruhen, bemerkten sie mit ihrem Geruch, dass Frauen in ihrer Wohnung gewesen sein mussten. Heru sagte zu Patu:

„Ako to oko pua" (ich habe hier eine pua), worauf Patu antwortete:

„Ako to oko hoki pua" (ich habe hier auch eine pua), und obwohl sie sehr erstaunt waren, waren sie doch so müde, dass sie augenblicklich einschliefen.

Am nächsten Tage legten ihnen die Teufelinnen toa paka und an dem darauffolgenden Tagen naraku und an jedem weiteren Tage kiea marikuru, hipu und moengas auf das Lager. Immer wiederholten die beiden Männer das gleiche Gespräch wie in der ersten Nacht, kümmerten sich aber nicht weiter viel darum und schliefen sofort ein.

Da die Geschenke zu Ende gingen, ohne dass

Ko Vie Moko und Ko Vie Kena Heru und Patu kennengelernt hätten, beschlossen sie, die Rückkehr in deren Höhle zu erwarten.

Diesmal sagte Heru zu Patu: „ich habe eine Frau" und Patu sagte zu Heru: „ich habe auch eine Frau."

Nach wenigen Monaten bemerkten die Teufelinnen, dass sie bald Mutter werden würden, und da Heru und Patu eine Reise nach der Insel unternahmen, pflanzen sie süsse Kartoffeln, damit die Frauen während ihrer Abwesenheit Nahrung hatten, und sie kamen überein, dass, wenn die Kinder Knaben sein würden, sie wie die Väter genannt würden, und wenn es Mädchen sein würden, sollten sie den Namen der Mutter führen; so kam der Augenblick der Abreise heran, und die beiden Frauen trennten sich traurig von ihren Gatten, während diese versprachen, dass sie bald zurückkehren und ihnen treu sein würden.

Bald gebaren die beiden schwangeren Frauen zwei schöne Knaben, welche die Namen Heru Poki und Patu Poki (Sohn) hiessen, und diese waren die Frucht der Liebe der Teufelinnen Ko Vie Moko und Ko Vie Kena mit den Teufeln Ko Te Heru und Ko Te Patu.

Die beiden Teufel wurden auf der Insel an vielen Orten eingeladen, und es verzögerte sich ihre Rückkehr nach Motu Nui. So vergingen viele Jahre, und die beiden Frauen erwarteten voll Sehnsucht die Rückkehr der ungetreuen Gatten.

Eines Tages aber besuchte ein befreundeter Teufel Vivi Vivi aus einer anderen Gegend der Insel die Teufelin Ko Vie Moko und liess sie im Traum ihren Gatten Heru in der Hütte erblicken, die er bewohnte. Am nächsten Morgen teilte sie die Nachricht Ko Vie Kena mit.

In der folgenden Nacht sah Ko Vie Kena durch Vermittlung eines ihr befreundeten Teufels und Freundes, der Vava Vava hiess, die Hütte Patus, und sie erzählte am Morgen Ko Vie Moko, was sie geschaut hatte.

So waren beide von ihrem Unglück überzeugt. Sie riefen ihre Knaben, erzählten ihnen von ihrer Geburt und ihrer Herkunft, nannten ihnen Namen und Wohnort ihrer Väter und gaben ihnen die Geschenke der Alten von Orongo und erklärten ihnen, wie sie zu gebrauchen wären.

Darauf ging Ko Vie Moko auf die Höhe eines Vorgebirges und rief mit lauter Stimme:

„Eh! Te Vivi Vivi Eh! Te Vava Vava Eh!!

Kokomai au kao rotu, komai kaa kai Oh!! Vivi Vivi Oh! Vava Vava Eh !!!"

(Hallo! Vivi Vivi, Vava Vava Hallo! kommt, ich rufe euch, kommt zum Essen. Hallo! Vivi Vivi, Vava Vava Hallo!!).

Vivi Vivi und Vava Vava kamen straks heran und in wenigen Augenblicken hatten sie Ko Vie Moko aufgefressen.

Am folgenden Tage rief Ko Vie Kena in ganz gleicher Weise, wie ihre Freundin, und mit dem gleichen Ausgang. In einem Augenblick war auch sie verzehrt.

So blieben Heru Poki und Patu Poki allein und der erstere zagte zu dem andern: Wir wollen uns tätowieren, Bruder, so wie es uns unsere Mütter befohlen haben. Sie gingen in die Höhle, welche heute „Ko te Ana tahuru ta mata poa onga arepa a Heru a Patu" genannt wird (d. h. die Höhle, in der sich auf einem Stein die beiden jungen Brüder, die Heru und Patu hiessen, bemalten). In dieser Höhle half einer dem andern, und entsprechend den Lehren ihrer Mütter tätowierten sie sich ihre Gesichter; da sie

auf Motu Nui allein waren, warfen sie sich ins Meer und schwammen in Richtung auf Orongo.

Kaum betraten sie den Boden, so sagte Heru, der etwas älter war:

„Kaui mai au e ma haki eh!“ (Schau mich an, wie ich aussehe, Bruder) und der andere antwortete:

„Mai nahina taka taka“ (wie der Vollmond).

Und als Patu die gleiche Frage an Heru richtete, antwortete dieser:

„Mai koviro mea mea“ (rot, wie wenn er aufgeht).

Sie liefen zufrieden mit ihrer Leistung auf den Vulkan Rana Kao und riefen mit lauter Stimme die Leute heran, und es dauerte auch nicht lange, so sammelten sich die Menschen an, und unter Ausdrükken des Entzückens bewunderten sie die Schönheit der Jünglinge und die Ausführung der Tätowierung. Heru Poki und Patu Poki lehrten die Bewohner sich zu bemalen, und seit dieser Zeit besteht die Tätowierung.

Zu dieser Zeit hatten die Bewohner von Anga Nui eine Einladung zum „Gnaru“ Spiel erlassen und an diesem sollten alle Bewohner der Insel teilnehmen, um zu ersehen, wer der Sieger sein sollte.

Diese Nachricht kam auch zu Ohren der beiden Freunde Heru und Patu, und Heru überredete Patu, dass sie an dem Wettbewerb teilnehmen sollten, denn er sagte ihm, das er bei seiner Kenntnis dieses Sportes sicher der Sieger werden würde, und dass sie auf diese Weise auch ihre Väter kennen lernen möchten, die in diesem Gebiete wohnten. Heru schloss seine Aufforderung, indem er sagte: „Du brauchst keine Sorge zu haben, pass genau auf das auf, was ich tue und ahme mich in allem nach, und Du wirst Erfolg haben“.

Die Bai von Anga Nui (grosse Bai) war an dem Morgen, wo das Gnaru-Spiel stattfand, fast zu klein, um die tausende von Bewohnern, welche aus allen Teilen der Insel zusammenströmten, zu fassen. Die Männer unterhielten sich sehr lebhaft, und jede Gemeinde glaubte an den Sieg der Ihrigen. Alle waren erregt darüber, dass durch den Besuch der Fremden ihre Bemühungen gefährdet wurden. Die Jünglinge der verschiedenen Orte wurden am Ufer lebhaft unter kräftigem Händeklatschen begrüsst und zeigten ihre Geschicklichkeit.

Auf dem Ahu von Tonga Riki, auf einer Höhe, befanden sich die Schiedsrichter und warteten auf den Beginn des Wettbewerbes.

Plötzlich ertönte ein Schrei der Bewunderung, der von einem langen Gespräch gefolgt wurde, und die lebhafte Menge erregte sich. Alle wandten ihr Antlitz auf den Vulkan Rana Rarako und besprachen das plötzliche Erscheinen von zwei unbekannten Jünglingen von besonderer Schönheit, die zum Ufer herabstiegen. Diese achteten nicht auf die Bewunderung, welche ihre Schönheit und die Schönheit ihrer Tätowierung unter der Versammlung hervorrief. Sie begrüssten die Alten und erklärten ihnen, dass sie an dem Gnaru-Spiel teilnehmen wollten, und Heru erbat sich den dazu nötigen Pfahl. Dann ging er, von seinem Bruder Patu begleitet, an das Ufer. Auf seinem papa begann er seewärts zu schwimmen, und obwohl er seine Mitbewerber schon weit hinter sich gelassen hatte, schwamm er mit den Wellen, von denen er sich tragen lassen konnte, heraus; Heru war während des Gnaruspieles taub für das Geschrei der Leute; sie riefen ihm zu, dass der Augenblick der Rückkehr schon gekommen sei. Plötzlich, als er kaum noch vom Ufer zu sehen war, benutzte er eine Welle und mit

straffem Körper und die Füsse in schneller Bewegung setzend, liess er sich mit der grössten Geschwindigkeit forttragen, bis sein Körper unter Geschrei und Beifall der ganzen Bevölkerung auf den Sand geworfen wurde, welche ihn in diesem Augenblick als Sieger ausriefen.

Jetzt kam die Reihe an Patu und dieser folgte dem Rate Herus und liess sich aus noch grösserer Entfernung als wie sein Bruder von einer grossen Welle wieder uferwärts führen, so dass die Schiedsrichter nicht wussten, welchen von beiden sie als Sieger bezeichnen sollten. Da niemand die beiden übertraf, wurden sie zu den Königen des Festes ausgerufen.

Während die Leute das Spiel lebhaft besprachen und dann zu ihren Hütten zurückkehrten, begaben sich die beiden Brüder an ein Loch mit süssem Wasser, das sich unter einem grossen Steine befand, wuschen sich und setzten sich, um auszuruhen, in den Schatten. Nach kurzer Zeit kamen zehn Jünglinge mit Kürbisschalen an das Wasserloch, um Wasser zu holen, und als sie die Gefässe hineinsetzten, riefen die beiden Brüder, die alles beobachteten, ohne gesehen zu werden:

„Na aha ipu eh!“ (Der Kürbis soll zerbrechen) und dieser teilte sich in zwei Teile. Dies geschah bei allen, und als dieses bei dem letzten geschah, und scheinbar ohne jede Ursache sein Kürbis entzwei ging, blickte er nach allen Seiten umher und sah schliesslich die beiden Brüder, die hinter dem Steine verborgen waren. Da fuhr er sie hart an und beschuldigte sie, dass sie eine böse Verwünschung ausgesprochen hätten, um die Gefässe zu zerbrechen. Heru und Patu verneinten das aber hartnäckig und äusserten, dass wahrscheinlich die Kürbisschalen schon angeritzt gewesen wären, und schliesslich fragten sie

die zehn Jünglinge am Schluss der Unterhaltung:

„Wessen Söhne seid ihr? "

„Wir sind die Söhne von Heru und Patu "

„Das ist nicht wahr, denn Heru und Patu haben sehr schöne Söhne".

„Und wessen Söhne seid ihr? "

fragte jetzt der älteste der zehn.

„Korua ua korua ua eririva atu eua" (Wir, wir sind dem Vater ähnlich).

„Und wir, wem gleichen wir ?" fragten die zehn.

„E nahi nahi, e pike pike, e nua ua, e heke heke" (einem kleinen Taschenkrebs, einem grossen Taschenkrebs, einer Languste, einem Fisch).

Die zehn Brüder ärgerten sich schliesslich über die Verhöhnung und wendeten sich in Richtung auf ihre Hütte und erzählten ihrem Vater von der Frechheit der beiden Fremden.

Die beiden Brüder wanderten inzwischen nach Utuu und beschauten sich in einem Tümpel, welche die Flut zurückgelassen hatte und kämmten sich.

Inzwischen schickten die Väter die zehn Söhne aus, um die beiden zu suchen, und gross war die Erregung der Alten, als sie ihre Söhne mit den beiden Jünglichen Heru und Patu zurückkehren sahen, und sie mussten sich anstrengen, um sich nicht in Gegenwart ihrer Söhne zu verraten. Schliesslich konnten sie ihre Gefühle nicht länger verbergen, und sie schickten die zehn Söhne nach Poike zum Fischfang aus und blieben mit ihren erstgeborenen Söhnen zusammen und zeigten ihnen die grösste väterliche Liebe; dann richteten sie ein Mahl her, und während sie assen, erzählten die Jünglinge ihren wiedergefundenen Vätern ihr Leben seit dem Tode ihrer Mütter.

Die beiden Väter waren stolz auf ihre Söhne, aber sie wussten nicht wie sie sie in ihr Haus

aufnehmen sollten, wegen der anderen Mütter. Sie sagten zu den beiden Söhnen: „Ihr seid stark und schön, die andern verwachsen und hässlich, ihr seid unser Stolz; über die andern Missgeburten schämen wir uns. Die fischen in Poike und stehen dort auf dem steilen Felsen. Mit ein wenig Mut könntet ihr diese zehn, einen hinter den andern ins Meer werfen, und niemals werden dann ihre Mütter die Wahrheit von dem was geschah, erfahren. Dann können wir ruhig miteinander leben und uns aneinander freuen."

Die Burschen liessen sich nicht bitten, und es war für sie eine leichte Aufgabe, die zehn ins Wasser zu werfen, dann kehrten sie in das Heim des Ko Te Heru und Ko Te Patu zurück und lebten dort, ohne dass die andern Mütter irgend etwas erfahren hätten.

Geschichte.

Eine Fehde auf der Osterinsel.

Die folgende Ueberlieferung über einen blutigen Streit auf der Osterinsel, der noch sehr frisch in der Erinnerung der Eingeborenen lebt, hatten die im Jahre 1911 noch vorhandenen ältesten Bewohner nicht mehr miterlebt. Er dürfte etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts stattgefunden haben.

Es herrschte in Angaroa der Häuptling P o i e, der klug und tapfer war, dabei aber sehr friedliebend, Gegen seinen Willen wurde er in eine blutige Fehde verwickelt, in der er sehr wacker kämpfte und die er nicht beendete, bevor er gesiegt hatte.

Die Leute von Hotu Iti wurden beherrscht von K a i n g a, der furchtlos war und besonders geschickt in allen Taten, die sich auf dem Meere abspielten. Er kannte die ganzen Ufer der Insel, und es gab keine Höhle, die ins Meer hinaus lief, die er nicht erkundete. Das Schiff, welches er für seine Fahrten bauen liess, war eines der grössten, das man je auf der Insel gesehen hatte, und besass eine Länge, wie die zwischen den beiden Hügeln, welche sich bei Anga Nui befinden. Mit ihm unternahm er Fahrten bis nach Motu Motiro Hira (Salas y Gomez) und brachte von dort grosse Mengen an Eiern des Vogels Manu Tara mit.

Kainga hatte als treuen Berater B a h a, dem er

volles Vertrauen schenkte, und der den König vertrat, wenn er sich auf See befand.

Als er jung war, hatte Baha ein Mädchen von Anga Roa geliebt, die ihm einen schönen Sohn gebar namens Hotu Airi und der ein tapferer und kriegerischer Jüngling war. Trotz des kriegerischen Geistes Hotu Aires, den er von seinem Vater geerbt hatte, wollte er zuerst an dem Kampf der Leute von Anga Roa gegen die von Hoto Iti nicht teilnehmen, aber als die Seinen, das waren die Leute von Anga Roa, denn der Jüngling lebte bei seiner Mutter, dauernd besiegt wurden, konnte er sich nicht mehr beherrschen und eilte täglich nach dem Hügel von Puhi, und zeichnete sich unter seinen Genossen in allen Kämpfen aus, sowohl durch seinen Mut, als auch durch seine Kunst im Schleudern der Mata (kurze Spiesse Obsidianspitze). Dabei hatte er das Glück, immer heil aus allen Gefahren hervorzugehen. Seit dem ersten Tage, an dem er zum Kampfe zog, war der Sieg ganz auf Seiten derer von Anga Roa, welche den Sohn Bahas zu ihrem Führer ernannten. Rasch verbreitete sich sein Ruhm auch in dem Gebiete von Anga Nui und die erschreckten Krieger von Anga Nui glaubten, dass Hotu Airi übernatürliche Kräfte besässe, und dass er unverwundbar wäre. Aus diesem Grunde verloren sie den Mut, während die Tapferkeit der Leute von Anga Roa täglich zunahm, indem sie immer furchtloser und drohender gegen die Männer von Anga Nui auftraten. Von diesen versteckten sich viele, um nicht kämpfen zu müssen.

Kainga hatte einen Sohn von 14 Jahren, der kräftig und geschickt in der Handhabung des matá war ; aber wegen seiner Jugend verbot ihm der Vater, in den Kampf zu ziehen, doch die dauernden Niederlagen beunruhigten schliesslich Kainga, und er fühlte

sich so niedergedrückt durch den Ruhm, den der Sohn seines Beraters errungen hatte, so dass er schliesslich beschloss, dem Wunsche seines Sohnes stattzugeben, und ihn an dem Kampfe seiner Gefährten teilnehmen zu lassen. Vorher aber fing er sich einen weissen Hahn, nahm die Eingeweide heraus, dünstete ihn im umu (Erdofen), schüttete die Eingeweide, nachdem auch diese gedünstet, auf kalte Steine und gab sie seinem Sohne, der Ure Avai hiess, zu essen; dann sagte er ihm, er sollte nicht vergessen, ihm am nächsten Tage zu erzählen, was er geträumt hatte. Um Mitternacht erwachte der Knabe und erzählte seinem Vater folgenden Traum:

Es war aufs Feld herausgegangen und hatte einen ganz weissen Hahn gesehen, auf diesen hatte er einen Stein geschleudert, so dass der Hahn mit Sicherheit mitten in die Brust getroffen, getötet wurde.

Der Häuptling sagte: „Das bedeutet Glück. Morgen wirst du in den Kampf gehen und wirst siegen." Mit dem Morgengrauen stand Kainga auf, holte zwei scharfgeschliffene Matá, die er in Bereitschaft hatte, hervor und befestigte an deren Spitze je eine Fliege, Dann ergriff er Ure Avai bei den Schultern, und sie wanderten zum Hügel Puhi. Trotzdem es so früh war, war der Kampf schon entbrannt. Mit Worten und Zeichen gab Kainga den Seinigen Befehl, dass sie aufhörten, und kaum war Ruhe eingetreten, stellte er sich an die Spitze seiner Leute, setzte seinen Sohn auf die Erde, sprach zu den Seinen, stiess einen merkwürdigen Schlachtruf aus, indem er im Namen seines Sohnes den bisher unbesiegten Hotu Aire herausforderte. Kaum hatte der König Kainga seine Worte beendet, als der Sohn Bahas mit verächtlicher Mine hervortrat, um Ure Avai entgegenzutreten, indem er haka porero machte, (d. h.

ihm die Zunge herausstreckte). Aber nicht lange dauerte die Herausforderung, denn kaum befand er sich auf Wurfspiessweite, als Ure Avai seinen matas mit solcher Kraft und Sicherheit schleuderte, dass er seinen Gegner in den Bauch traf und ihn augenblicklich tötete, ohne dass er seinen zweiten Speer zu benutzen brauchte. Als die Leute von Anga Roa sahen, wie ihr Führer von der Hand eines Knaben getötet auf dem Boden lag, war ihre Beschämung und Wut so gross, dass sie sich voller Zorn, um ihren Führer zu rächen, in den Kampf stürzten. Das Kainga den unerwarteten Angriff gewahr wurde, fürchtete er für seinen Sohn, nahm ihn seine Arme und flüchtete um ihn zu retten. Die Seinigen, durch sein feiges Benehmen angesteckt, zögerten nicht, ihrem Häuptling zu folgen, und dem hervorragenden Siege, den der junge Ure Avai errungen hatte, folgte eine fürchterliche Niederlage. Die Leute von Anga Roa voll von Wut, verfolgten rachedürstig ihre Gegner und töteten unterschiedslos Männer und Frauen, Alte und Junge, zündeten die Häuser an und zerstörten die Pflanzungen. Während der Flucht ereilte dem Häuptling Kainga ein furchtbares Unglück. Er hatte nämlich einen Sohn, der Gnara uhiva arina erua hiess, d. h. er bessas, wie sein Name andeutete, zwei Gesichter und als er so flüchtete, rief das hintere Gesicht dem vorderen aufgeregt zu, er solle die Flucht beschleunigen, dann ein Mann von Anga Roa namens Pau aure vera folgte ihm und die Entfernung würde immer kürzer. Das vordere Gesicht als es das hintere schreien hörte, konnte seine Neugierde nicht stillen und wandte sich um, und diese Gelegenheit benutzte der Verfolger Pau aure vera, um ihn mit sicherem Wurfe des mata zu töten. Der arme Kainga hatte dies alles beobachtet und als er seinen geliebten Sohn fallen sah, weinte

er und rief: „Viviri aku raukiva“ (mein Zwillingssohn ist gestorben).

Der Untergang der Leute Kaingas wäre vollkommen gewesen, wenn nicht die Kanus von Tonga Riki zu seiner Aufnahme bereit gewesen wären. In diese flüchtete sich nämlich der König, die Seinigen und ein grosser Teil der Bewohner von Anga Nui nach Marotiri, und diejenigen, welche sich nicht mehr einschiffen konnten, versteckten sich in den vielen Höhlen, welche an den Ufern von Poike am Meere vorhanden sind.

Kainga verbarg seinen Sohn Ure Avai in einer Höhle, die Oka Kava hiess, denn ihr Eingang war sehr dunkel und unten am Felsen, in der Höhe des Meeres gelegen. Er gab ihm den Rat, dass er die Höhle nicht verlassen sollte, bis er ihn holen würde. Wenn er Hunger hätte sollte er auke und mama (Seetang und Muscheln) essen, die dort in Fülle vorkamen. Er selbst suchte Zuflucht in einer der höchsten Höhlen, von der er alles gut beobachten konnte.

Mittlerweile hatte der Häuptling Poie das Land von Anga Nui in Besitz genommen und seine Leute in verschiedenen Höhlen der Gegend untergebracht. Er selbst wählte sich die Höhlen Ana Havea Nui und Ana Havea Iti, die am Meere lagen und durch ihre Grösse und ihre Umgebung, und den Schutz, den sie gewährten, die bequemsten waren. Hiernach beschloss er, den Krieg fortzusetzen und seine Feinde völlig auszurotten, und wenn es nötig wäre, sie aus ihrem Zufluchtsort von Marotiri, und den Höhlen von Poike herauszujagen.

Um mit denen, die bei Marotiri versteckt waren, ein Ende zu machen, beschloss er sich mit Baha in Verbindung zu setzen, welcher der Vertraute des

Häuptlings Kainga war und der Vater von Hotu Aire, den der Sohn Kaingas getötet hatte. Baha, obwohl er heuchelte, war voll Begierde, den Tod seines Sohnes zu rächen, so dass es Poie bald gelang, Baha zum Verräter seines Königs und dessen Leute anzustiften und diese auszuliefern.

Poie sandte nach Anga Roa aus, um ein grosses Schiff heranzuschaffen, welches er Baha zur Verfügung stellte. Dieser kam mit dem Schiff in Marotiri an und sagte zu dem König, dass er ihn suchte, und dass er ihn und seine Leute an einen sicheren Ort bringen wollte. Der unvorsichtige König dankte seinem Berater und befahl ihm, dass er zuerst die Frauen und Kinder retten sollte, darauf die Männer und schliesslich ihn und seinen Sohn auf der letzten Fahrt. Das grosse Kanu konnte 100 Personen auf einmal aufnehmen, aber kaum kamen sie in Tonga Riki an, so wurden sie gebunden und am Landungsplatz selbst schnitt man den Kindern die Kehle durch, und dieser Platz wurde Kote Papa Tata Poki (Ort des Kindertodes) genannt. Dasselbe Schicksal erlitten etwas später die Erwachsenen.

Bei jeder Sendung, die Abfuhr, machte Poie ein kleines Loch in den Felsen, welcher seiner Wohnhöhle benachbart war, und er zählte und bohrte mehr als 40 Löcher.

Um mit denen aufzuräumen, die bei Poike verborgen waren, liess Poie 30 Löcher am Ufer graben, und zwar in der Höhe der Höhlen. In jedes dieser Löcher begaben sich 30 Männer, die an einem langen Seil aus hau hau ein Netz, das man kau kau nannten, in dem sich 2 timo (Führer) befanden, welche mit grossen hatu mata bewaffnet waren. Allmählich zogen die Leute die Stricke heran, bis das Netz sich vor einer Höhle befand, und die darin Geflüchteten kamen aus Neugierde hervor und

wurden durch Wurfspiesse getötet. Zunächst waren Frauen und Kinder die Opfer, nachher auch die Männer, die durch den Hunger hervorgetrieben wurden; dieser blutige Kampf dauerte drei Monate lang und mit ihnen gingen alle die zu Grunde, welche sich in die Höhle geflüchtet hatten, mit Ausnahme von 30 der stärksten Leute, welche in der Dunkelheit lebten und sich von Pflanzen nährten, die sie nachts suchten, und von dem Fleisch ihrer Gefährten.

Das Morden derjenigen, die auf die kleine Insel geflüchtet waren, dauerte gleichfalls an, und es verging kein Tag, an dem man nicht einer Schiffsladung die Kehlen durchschitten hätte. So gab es viel Fleisch in Anga Nui, und es war soviel davon übrig, dass man sogar jeden Tag den Familien, die in Anga Roa geblieben waren, ihren Anteil schickte.

Eines Tages passierte es, dass Poie die Ankunft eines mit Gefangenen besetzten Bootes erwartete und dass einer von diesen, der sich Anga Mai Hi Tolerau nannte, seine Aufmerksamkeit durch seine Gestalt und die Fülle seines Fleisches erregte, da er eine saftige Speise zu sein schien. Nahe beim König stand ein Untertan, der Hoho Takatore hiess, ein Bewohner von Rohio, und der sich gleichfalls für den Bissen interessierte und Poie bat, dass er ihm diesen schenken möchte, um ihn noch an demselben Nachmittag seiner Familie als Gabe zu übersenden. Aber der König verweigerte ihm diese Bitte da er selbst sein Auge auf Anga Mai Hi Tokerau geworfen hatte, unter der Begründung, dass Hoho Takatore an diesem Morgen nicht genügend gearbeitet hätte und daher ihm solcher Bissen nicht zukäme. Hohe Takatore wandte sich ohne ein Wort zu sagen ab und ging weg, steckte die Feder auf seinem Hut umgekehrt

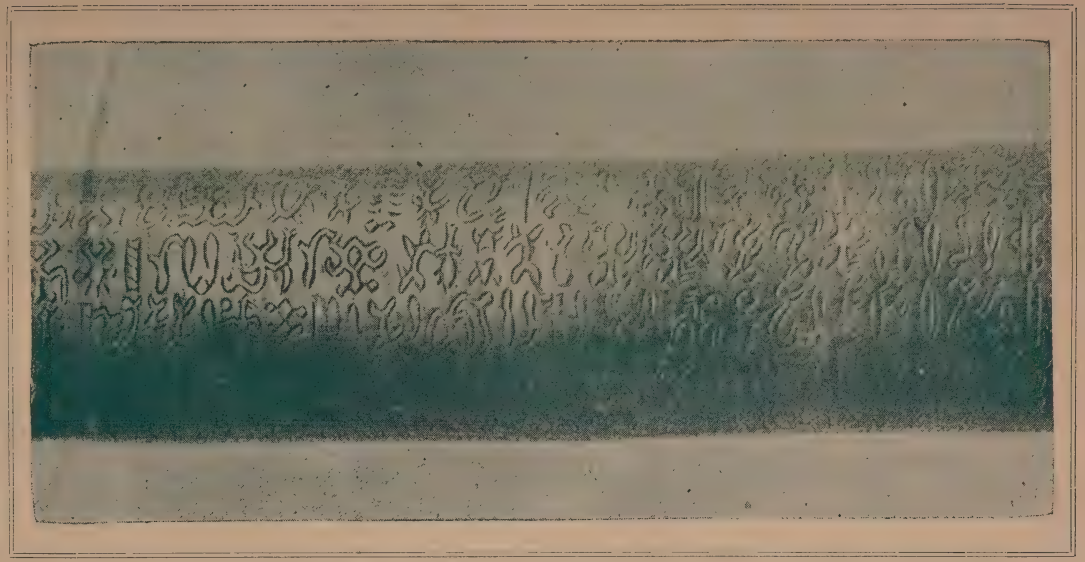


Abb. 53. Hieroglyphen auf dem Holzcylinder des Museo de Historia Natural — Santiago de Chile. (Vergl. Text S. 242—246)

Abb. 54. **Schrifttafeln** aus dem Museo de Historia Natural, Santiago de Chile. (Vergl. Text Seite 242—246).

hinein, ein Zeichen seines Aergers. Als der König ihn so mit der umgekehrten Feder weggehen sah, sagte er lachend: "der ist ärgerlich weggegangen".

Hoho Takatore begab sich aber nicht nach seinem Hause, sondern ging in die Behausung seiner Tochter, die in der Nähe dort mit M o a aus Anga Nui verheiratet war. So gross war die Ehrfurcht seiner Landsleute vor Hohe Takatore, dass Moa, trotzdem er den Besiegten angehörte, am Leben blieb und auch sein Acker verschont wurde, weil er eben der Schwiegersohn Hoho Takatores war.

Die Tochter war zufrieden, den Vater zu sehen, denn es war das erste Mal, dass er, seitdem sie mit Moa lebte, zu ihrer Hütte kam, und sie lud ihn in Liebe ein, bei ihr ein wenig zu rasten. Der Vater nahm das an und bat sie obendrein, dass sie ihn lausen möchte, während sie freundlich miteinander sprachen. Als Hohe Takatore aufbrach, und nachdem sie vieles geredet hatten, sagte er zu seiner Tochter: „Und was sagt denn dein Mann zu dem Verhalten der Unsrigen gegenüber seinen Landsleuten?" Das Mädchen antwortete, da sie aus Anga Roa sei, hätten sie niemals von der Fehde gesprochen. Als Moa nach Haus kam, erzählte ihm sein Weib von dem Besuche und auch von der Frage, die der Vater beim Abschied an sie gerichtet hatte. Moa, als er dies hörte, schwieg und dachte über die merkwürdige Frage Takatores nach und ging, obwohl es schon spät war, aus dem Hause unter dem Vorwand, seine Arbeit weiter fortzusetzen. Auf dem Acker suchte er Bananen, Bataten, Zuckerrohr und Taro, steckte einen u m u an, in dem er eine ordentliche Portion Essen kochte, und nachdem dies fertig war, hüllte er es sorgfältig ein, ging in die Hütte, suchte sein Netz und sagte zu seiner Frau, sie möchte ruhig schlafen, denn er ginge an das Ufer, um zu fischen.

Als er am Rana Ra Roi vorbeikam, versteckte er unter einigen Wurzeln sein Netz und nahm seinen Weg nach Poike. Da es Nacht war, schliefen die Bewohner, und ohne dass jemand ihn bemerkte, konnte er eine Palme besteigen und 8 Zweige abschneiden. Mit diesen und dem Paket mit Essen begab er sich stillschweigend in die Höhle, in die seine Landsleute geflüchtet waren. Der Mann, der aufpasste, fragte, als er rufen hörte, wer denn da sei, und bei der Antwort „Moa", durfte dieser sich dem Eingang der Höhle nähern.

Das erste was er tat, war, dass er seinen Landsleuten das Paket mit Essen überreichte, welches diese verschlangen, da sie schon sehr an Hunger litten, während Moa ihnen den Zweck seines Kommens erklärte und von seinen Plänen sprach.

Sie sollten sich acht pereroki roki (d. s. dünne Knochen) suchen und sich aus diesen in Verbindung mit den Palmenwedeln, die er mitgebracht hatte, einige ma a nai ivi tagnata (Angel aus Menschenknochen) verfertigen. Wenn dann am darauffolgenden Tage die Belagerer das Netz heranzogen, sollten sie es mit den Angeln packen und die Leute, welche darin steckten, töten, und sich selbst an ihre Stelle begeben. Da die andern von dieser List nichts ahnen würden und beim Ziehen des Netzes unbewaffnet wären, würde es ihnen, nämlich den dreissig Mann, die als die stärksten der Insel bekannt waren, nicht schwer sein, die Feinde zu beseitigen, indem sie sich das Erstaunen und die Ueberaschung des waffenlosen Feindes zunutze machten.

Nachdem er so seinen Vorschlag gemacht hatte, verabschiedete sich Moa und begab sich vor Sonnenaufgang zur Behausung. Als er am Ufer vorbeikam, suchte er ein wenig uke (Algen) tat sie am Rana Ra Roi in das Netz, so dass es aussah, als

hätte er dieses oft ins Meer geworfen, und sagte, als er zur Hütte kam zu seiner Frau, dass der Fischfang erfolglos gewesen sei.

Die Leute der Insel Morotiri waren fast alle umgebracht worden und es blieben darauf nur einige dreissig, unter ihnen Kainga und sein Sohn Ure Avai, indem der König sich oben in der Höhle und sein Sohn in Meereshöhe verborgen hielten, und ohne dass Kainga ahnte, dass die angebliche Rettung darin bestand, dass seinen Leuten die Kehle durchgeschnitten wurde.

Trotz der Schlächterei war der Rachedurst Bahas nicht gesättigt, und er hätte sich nicht befriedigt gefühlt, wenn er nicht mit eigener Hand den Sohn des Königs getötet hätte, da dieser Hohu Airi, seinen Sohn, getötet hatte. Trotz seiner Wünsche konnte sich seine Absicht nicht erfüllen, denn Ure Avai befolgte streng die Befehle seines Vaters und verliess seinen Zufluchtsort nicht. Da, als das Heranschaffen der Leute von Marotiri fast beendet war, denn es blieben nur noch dreissig Mann darauf, beschloss Baha eine List anzuwenden, um sich des Ure Avai zu bemächtigen und ihn dann mit eigener Hand zu töten, auch deshalb, als der Häuptling Poie ihn in jedem Augenblick fordern konnte. Er liess Bananenstauden holen, und nachdem er sie entstielt hatte, häufte er das Mark gegenüber der Höhle des Knaben an. Auf einige Entfernung hin konnte man die geschälten Bananenstauden für U h i (d. i. Jam) halten, und der Knabe dachte auch, dass sie das waren. Da er solange gehungert hatte, rief er voll Wut aus: „Meinem Vater bringt man U h i heran, damit er etwas esse, und ich muss mich seit Monaten von u k e nähren!“ Und da der Hunger so gross war, stürzte er sich ins Meer und schwamm in Richtung auf die Insel zu,

Baha sah ihn kommen und mit einer k a k a u (kurzer Stab mit langer Obsidianspitze) bewaffnet, verbarg er sich hinter einem Stein an der Stelle, wo der Knabe ans Land kommen musste. Aber Kainga, der von oben her die Flucht seines Jungen gesehen hatte und auch das Versteck Bahas, zögerte nicht, sich ins Wasser zu stürzen und seinem Sohne unmittelbar zu folgen. Kaum hatte Ure Avai den Boden berührt, als Baha, aus seinem Versteck springend, ausrief: „Ure Avai tötete Hotu Airi, Baha tötete Ure Avai!“ Indem er dies sagte, gab er dem Jungen einen Hieb auf den Kopf, der ihn sofort tötete, dann beugte er sich über den Leichnam, um ihn mit fortzunehmen, als Kainga herangesprungen kam, und den kakau ergreifend ausrief: “Ure Avai tötete Hotu Airi, Baha tötete Ure Avai und Kainga tötete Baha“, und indem er dies sagte, zerschlug er mit dem kakau das Haupt seines verräterischen Ratgebers. Dann nahm er den Leichnam seines Sohnes und beerdigte ihn in einer nahen Höhle, und darauf nahm er den Leichnam Bahas mit nach dem Inselchen Marotiri, wo er zerstückelt und gebraten den hungernden Flüchtlingen als Mahlzeit diente.

Der Rat Moas wurde sofort befolgt, und ehe er noch sein Haus erreicht hatte, verfertigten seine Landsleute die Angel aus Menschenknochen.

Wie jeden Tag liessen sich die von Poike im Netz herunter, um zu sehen, ob sich nicht ein Opfer fände, aber kaum hatten sie das Netz gegenüber der Oeffnung der Höhle gebracht, so war es schon herangeholt, und den Leuten darin wurde der Hals durchgeschnitten. Die dreissig Mann begaben sich in das Netz und machten Zeichen, dass man es hochhisse, und als es oben ankam, unternahmen sie augenblicklich mit ausserordentlicher Wut und mit

Mut einen Angriff, und ohne auf Weinen und Klagen zu hören, töteten sie alle Feinde, welche in Poike waren, indem sie nur die Verwandten Hoho Takatores ausnahmen, da sie dies seinem Schwiegersohne Moa versprochen hatten.

Unter dem Befehl von Kote Toke Heu und Kote Toke Kai, welche, in der Höhle zu ihren Führern gewählt, die Herren des Schlachtfeldes waren, begannen sie Zeichen zu machen und ihren Genossen auf Marotiri zuzurufen, damit diese sich mit ihnen vereinten. Diese verstanden sie bald, und, gefolgt von dem König Kainga, durchschwammen sie den Meeresarm, welcher Marotiri von dem Abfall von Poike trennte. Einmal die sechzig versammelt, beschlossen sie, sofort den König Poie anzugreifen, welcher, ohne etwas zu merken, in der Höhle Ana Avea Nui der Ruhe pflegte.

Die Ueberraschung war schrecklich und die Schlächterei furchtbar, und die sechzig Mann waren unerbittlich. Poie und seine Leute vom Schrecken ergriffen, suchten sich nun flüchtend zu retten und entkamen in Richtung auf Vaihu. Die Leute Kaingas und Kote Toki folgten ihnen unmittelbar, töteten dabei viele, mit Ausnahme der schönen Weiber. Bei der Ankunft in Vaihu erreichte Kote Toke den König Poie, und als er ihn mit eigener Hand töten wollte, schrie ihm Kainga zu, dass er das lassen sollte, denn er wollte sich später rächen. Poie benutzte dies, und geschickt entfloh er in Richtung auf Anga Roa.

Nachdem so die Rache in Vaihu genommen worden war, erfuhren die sechzig, dass sich in Anga One Leute aus Anga Roa versammelten, welche mit ihren besten Stoffen angetan, das Ende derer von Anga Nui feiern wollten, das in wenigen Tagen mehr erwartet wurde. Die Leute Kaingas begaben sich

sofort dorthin, stellten sich auf den Hügel bei Anga One auf und stürzten sich auf die Festteilnehmer, die nichts ahnten. Diese fielen in die Hände der Leute Kaingas und Kote Tokes und wurden mit den mata getötet, mit Ausnahme der schönen Frauen.

Die sechzig ohne dass einer von ihnen das Leben verloren hätte, kehrten nach Anga Nui zurück und nahmen die gefangenen schönen Frauen aus Vaihu und Anga One mit sich. Diese verteilten sie zur Hälfte unter die Leute Kaingas und Kote Tokes, d. h. die, welche sich auf Marotiri und in den Höhlen aufgehalten hatten. Kainga nahm das Land von Anga Nui in Besitz und Kote Toke das Land von Poike und dann bearbeiteten sie die Felder, die sich nach der blutigen Fehde wieder bevölkerten.

Viele Jahre waren vergangen und in Anga Nui und Poike hatte die Bevölkerung, welche von den sechzig Siegern und den gefangenen Frauen abstammten, sich vermehrt und arbeitete auf den Feldern von Anga Nui und Poike.

Viele Feste wurden gefeierte, und es heirateten untereinander die Jünglinge von Anga Nui und die Mädchen von Poike und die Jünglinge von Poike und die Mädchen von Anga Nui, da Kainga und Kote Toke streng verboten hatten, dass sich Jünglinge und Mädchen einer Gegend vereinigten.

Kainga und Kote Toke dachten aber immer nur daran, wie sie Rache üben sollten.

Während der kurzen Zeit, die er in Anga Nui herrschte, hatte der Häuptling Poie eine Frau genommen, die hier geboren war, die schöne Mai Kuku. Nach seiner Flucht und seinem Entkommen nach Vaihu kam er wieder zurück, um in Anga Roa zu herrschen und Mai Kuku begab sich dorthin, um

sich wieder mit ihm zu vereinigen. Dieser Vereinigung entspross Poie Poki, der aber von den Leuten aus Anga Roa scheel angesehen wurde, weil seine Mutter aus Anga Nui stammte; sogar der eigene Vater liebte seine anderen Kinder weit mehr. Hierdurch wurde Mai Kuke erzürnt, und obwohl sie schwieg, dachte sie nur daran, wie sie sich blutig rächen würde.

Eines Tages suchte sie um Erlaubnis nach, nach Hause zu gehen, und sie benutzte diese Gelegenheit, um mit dem Häuptling Kainga zu sprechen, und sie bot sich ihm an, ihm beizustehen, wenn er sich an Poie und seinen Leuten rächen wollte. Sehr dankbar nahm Kainga das Angebot an, da er sich ja selbst an den Häuptling von Anga Nui und Poike rächen wollte. So kamen sie überein, dass, wenn Poie einmal auf Fischfang ging, Mai Kuku mit ihrem Kopf ausserhalb der Hütte schlafen sollte, als ein Zeichen, dass Kainga und Kote Toke die Leute von Anga Nui angreifen könnten, ohne dass der Häuptling zugegen wäre.

Kainga und Kote Toke sammelten ihre Mannschaften und brachen eines Morgens über Vaihu nach Anga Roa auf, töteten die Bevölkerung mit ihren mata und rissen die Hütten nieder; dann blieben sie auf den Höhen von Anga Roa. Mai Kuku hatte sich nämlich in der Nacht mit dem Kopf ausserhalb des Hütteneingangs zur Ruhe gelegt, ein Zeichen dafür, dass Poie zum Fischfang gegangen war. Ihr Sohn Poie Poki, der sie so schlafen sah, fragte sie, warum sie das täte, und sie antwortete ihm, sie täte dies, um sich zu erfrischen, da es so heiss wäre.

Kainga sah von der Höhe das verabredete Zeichen und schickte einige Leute aus, um mit der verräterischen Gattin des Königs Poie zu sprechen, und diese erklärte ihnen, ihr Gatte wäre auf Fisch-

fang aus, an der Küste von Vinepu, und zwar mit seinen Brüdern, und er würde nicht vor Sonnenaufgang heimkehren, und es würde leicht sein, alle zu fangen, wenn sie nur den Ort wüssten, wo sie wären. Die Leute kehrten zu Kainga zurück, und die Frau begab sich in ihre Hütte, und der junge Poie Poke fragte wiederum, wer denn die Leute gewesen wären, die mit ihr gesprochen hätten, und sie sagte, das wären Leute, die vorüber gegangen seien.

In der Tat beim Morgengrauen sah man Poie in Begleitung seiner fünf Brüder von der Küste zurückkommen, und die Leute von Anga Nui, die ihn fangen wollten, kamen hervor, um ihm zu begegnen. Poie und seine Brüder flohen nach Anga Piko, und als sie ihre Verfolger näher kommen sahen, warfen sie sich ins Meer. Die Leute von Anga Nui taten das gleiche und es begann ein Wettschwimmen um den Häuptling Poie und die Ariki Paka (d. h. seine Brüder aus der Häuptlingsfamilie) zu fangen. Die Flüchtlinge schwammen, bis sie gegenüber der Höhle Ana Kai Tagnata ankamen, in der sie sich verstekken wollten, aber da sie merkten, dass ihre Verfolger sie gesehen hatten, erklommen sie die Höhe und kamen bei Mataveri vorbei und kletterten auf den Rana Kao, stiegen nach Orongo ab, indem sie hofften, dass sie in einem der vielen Häuser Unterkommen finden würden. Doch dort wurden sie von ihren Verfolgern erreicht und vier der Ariki Paka wurden gefangen und ihnen ohne weiteres die Hälse durchgeschnitten, und nur einer der Brüder, der Taka Aure hiess, konnte sich an dem Felsen herablassen, bis er ans Meer kam. Es heisst, dass das Blut dieser Vier bis zu ihrem Bruder, dem Häuptling Poie, floss, und dieser weinte und sagte: „Piri nui, utaki, nui, te toto ena hoae“ (d. i. durcheinandergemischt fliesst das Blut meiner Brüder).

Die Leute von Anga Nui stiegen dahin, wo Poie war, und dieser, der ermüdet war und nicht mehr wusste, wohin er fliehen sollte, wurde gefangen genommen, aber der andere Bruder verbarg sich wie eine Seeschnecke zwischen den Felsen, so dass es unmöglich war, ihn aufzufinden. Die Verfolger glaubten, dass er ertrunken wäre und begaben sich mit Poie, ihrem Gefangenen, nach Orongo. In Orongo befand sich Kainga und Kote Toke mit den Leuten von Anga Nui und Poike, als man Poie heranschleifte. Die Häuptlinge beschlossen, dass er sterben müsste. Dieses sagten sie ihren Leuten und boten seinen Körper dem an, der ihn töten wollte; doch keiner wollte das tun. Nur ein Knabe, der Kiri Reva genannt wurde, trat hervor, und er bat sich den Gefangenen aus, um sich für den Tod seiner Eltern und Grosseltern zu rächen. Dann riss er ihm die Augenbrauen und Wimpern aus, stellte ihn nahe an den Abgrund und befahl ihm, dass er die Beine öffnen sollte sowie es die Jungen beim Spiele tun, um ihn den Anhang herunterzustürzen, und gab dem Alten einen kräftigen Stoss und warf ihn weit über die spitzen Felsen, wo sein Leichnam zerschmettert liegen blieb. Mit dem Tode Poies war die grosse und blutige Fehde beendet, aber kleine Streitigkeiten folgten noch durch lange Zeit.

Taka Aure, der einzige Bruder Poies, der der Schlächterei von Orongo entkommen war, zog sich in seine Wohnung in Anga Roa zurück, als er glaubte, dass ihn die Feinde nicht mehr verfolgen würden. Er verheiratete sich mit einem Mädchen dieses Ortes und lebte dort bis zu seinem Tode. Zwei Söhne entsprossen dieser Ehe und diese gingen eines Tages hinaus auf die Felsen von Anga Nui. Gegenüber einer Hütte, am Abhange des Rana Ra Rako hörten sie, dass ein Alter, der vor dem Eingang sass, sie

mit lauter Stimme rief. Als sie sich näherten, fragte sie der Alte, ob sie nicht Söhne des Häuptlings Poie (für die Osterinsulaner auch die Neffen) wären, und als sie dies bestätigten, sagte der Alte: „Ich bin Kiri Reva, der als Junge euern Vater (d. i. Onkel) tötete, und daher gehöre ich euch, und ich bin bereit, mich euch zu übergeben, und ihr könnt mit mir tun, was ihr wollt, aber bitte, ich will mich erst noch reinigen und ein anderes Gewand anlegen. Daraufhin ging der Alte zu einem Wasserloch dort in der Nähe und badete sorgsam seinen Körper. Dann ging er in seine Hütte, legte seinen besten hami an, legte über seine Schultern eine nua und sagte zu den Jünglingen, dass er bereit wäre, ihnen zu folgen.

Die drei begaben sich nach Anga Roa, und vor der Hütte der Mutter angekommen, zeigten sie der Mutter den Gefangenen, an dem sie sich rächen wollten. Die Mutter aber willigte nicht ein und erzählte ihnen, dass seit der Tat, für die sie sich rächen wollten, schon viele, viele Jahre vergangen seien, und dass es nicht gut wäre, Kiri Reva zu töten, weil dessen Nachfolger wieder nach Jahren Rache an ihnen selbst nehmen würden. Die Jungen wollten der Mutter nicht folgen, sondern sagten, dass dem Alten erst der Hals durchschnitten werden und er dann verspeist werden sollte. Die Mutter aber wiedersetzte sich und gestattete ihnen nur, dass sie den Alten in ein Loch mit trockenem Zuckerrohr gefüllt begraben dürften. Dieses wurde angezündet und Kiri Reva wurde verbrannt und sein Körper in Asche verwandelt.

Grossohren und Kleinohren.

Vormals gab es zwei Rassen, die sich hauptsächlich durch die Grösse ihrer Ohren unterschieden.

Die einen, die Grossohren, bewohnten Anga Nui und Poike, die Gegend, die damals dicht bevölkert war, wie man aus den Grundmauern und Ruinen der alten Häuser, welche sich dicht beieinander finden, ersehen kann. Sie waren Herren des östlichen Teiles der Insel. Die Grenze gegen die Kleinohren verlief längs einer Linie, die an der Nordküste von einem polierten Stein, der Tepito te henua genannt wurde, ausging und der sich ein wenig westlich von Ana Kena befindet, und die Mitte der Insel am Rana Ra Roi schnitt, in dem höchsten Teile Rapa Nuis und an der Südküsteam Ahu (das ist der Friedhof) von Vaihu das Meer wieder erreichte.

Viele versichern, dass die Grossohren die Baumeister der grossen Steinbilder, welche im Innern des Rana Roraka fabriziert wurden, und die sich auf der ganzen Insel zerstreut finden, waren, und so muss es wohl auch gewesen sein, da nach der Ueberlieferung sie es waren, welche die marae, die den Statuen als Fundament dienten, herstellten. Wahrschelnlich zwangen sie bei diesen Bauten die Kleinohren zur Arbeit. Insofern versteht man die Misstimmung, mit der diese jene Art von ebenso unnützen wie kostbaren Monomenten betrachteten.

Die Kleinohren waren Herren des Westteils der Inselund bewohnten Angaroa, Mataveri, Vinepu, Vaihu usw. Ihr Gebiet war nicht weniger dicht besiedelt, aber ihre Bewohner waren mehr mit nützlichen Arbeiten beschäftigt, wie mit dem Anbau von süssen Kartoffeln, Bananen und Zuckerrohr, der Hühnerzucht und der Seefischerei. Ihre Wohnungen waren einfach; denn anstelle der kompliziert-konstruierten Hare painga (d. s. Steinhäuser) welche sich in Anga Nui zahlreich finden, zogen sie die Hare puhipuhi (die Rauchhäuser vor, welche nur aus Stroh auf leichtem Aufbau hergestellt waren. Das heisst aber

nicht, dass es in der Gegend von Angaroa nicht Hare painga und bei Anga Nui keine Hare puhipuhi gegeben hat, sondern nur, dass in jedem Gebiet die eine oder andere Art überwog. Etwas ähnliches ist hinsichtlich der Bestattungsplätze zu bemerken. Die Leute von Angaroa zogen es vor, ihre Toten in kleinen Höhlen zu beerdigen und die von Anga Nui bauten jene riesigen Ahu, vorzüglich längst der Küste. Diese Einzelheiten sprechen dafür, dass die Grossohren über etwas mehr Kultur und damit über eine gewisse Kunst verfügten, dafür aber auch hochmütig und grossprecherisch waren, und dass umgekehrt ihre Nachbarn, die Kleinohren, praktischer veranlagt und gemässigter waren.

Es passierte, dass eines Tages ein Grossohr, der in Waimata, ein Gebiet, das den Kleinohren gehörte, bewohnte, starb und die Verwandten erbaten Erlaubnis von den Kleinohren, einen grossen Ahu zu bauen, um ihn beizusetzen. Die Kleinohren waren Feinde jener grossen Beerdigungsstätten, und wenn sie auch hin und wieder den Bau der Marae oder Ahu gestattet hatten, wie man es an den bei Angaroa, Etai, Tahai vorkommenen sehen kann, weigerten sie sich diesmal hartnäckig, indem sie anführten, dass Höhlen in genügender Menge vorhanden wären, um den Fremden zu bestatten. Die Grossohren waren mit dieser verneinenden Antwort nicht zufrieden, aber sie verheimlichten ihren Aerger über die Herausforderung, wollten sich aber an den Kleinohren gehörig rächen, indem sie beschlossen, diese völlig auszurotten.

In aller Stille begannen sie einen grossen Graben auszuheben von etwa 500 m länge und 5 m Breite, und nachdem diese Arbeit beendet war, füllten sie ihn zur Hälfte mit Holz, da sie ihn als umu (Erdofen)

benutzen wollten, um in ihm alle ihre Feinde zu braten. An einem der Endpunkte dieses Grabens hatte Toi seine Behausung; diesem war die Bewachung und Beaufsichtigung des Grabens anvertraut. In einem gegebenen Augenblicke sollte er das in dem Graben aufgestapelte Holz in Brand setzen.

Toi war verheiratet mit Angu Neru, die aus Tahai stammte, und also zur Rasse der Kleinohren gehörte. Durch eine gelegentliche Unvorsichtigkeit ihres Gatten vernahm sie von der Gefahr, in der ihre Brüder sich befanden, und sie beschloss, sie davon in Kenntnis zu setzen, um sie zu retten. Eines Tages bat sie um die Erlaubnis, ihre Familie zu besuchen, wogegen Toi nichts einzuwenden hatte, da er glaubte, dass seine Frau von der geplanten Rache gegen die Kleinohren nichts ahnte, und dass im Gegenteil ihr Besuch diese noch mehr über den Zweck des ausgehobenen Grabens täuschen würde.

Als Angu Neru zum Hause ihres Vaters gekommen war, war das erste, da sie ihn allein sprechen konnte, ihm zu erzählen, in welcher Gefahr sich ihre Brüder befänden, und augenblicklich fassten die beiden einen Entschluss, welcher nicht nur die Absicht der Grossohren zunichte machen, sondern durch den die freche und beherrschende Rasse ausgerottet werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde verabredet, dass der Vater von Angu Neru mit allen Häuptlingen der Kleinohren sich bereden sollte, damit sie ihre Leute bereit hielten und ihre Mata zurechtmachten, für den Tag, an dem sie zusammengerufen würden. Anga Neru sollte den Tag bestimmen, an dem es ratsam erschien, den Angriff zu unternehmen, d. h. dann, wenn die Grossohren völlig unvorbereitet waren. Sie kam mit ihrem Vater überein, dass das Zeichen für das Unternehmen dann günstig wäre, wenn sie

vor dem Eingang ihres Hauses begänne Kete (d. i. ein Korb) zu flechten. Dann sollte ohne Zögern der Angriff unternommen werden.

Inzwischen hatten die Grossohren, welche schon die genügende Menge Holz, das in dem Graben angezündet werden sollte, aufgehäuft hatten, den Tag bestimmt, an dem sie einen Einfall in das Gebiet ihrer Nachbarn unternehmen würden. Sie wollten die Behausungen der Kleinohren niederreissen, die Bewohner vor sich her treiben, um sie in den Graben zu stürzen, in dem sie gebraten werden sollten.

Toi ging in aller Morgenfrühe des in Frage kommenden Tages heraus, um nochmals alles zu überblicken und dass trockene Gras bereitzulegen, welches angezündet werden sollte, um als Entflammungsmittel zu dienen, wenn hierzu der Befehl gegeben wurde. Diesen Umstand benutzte Angu Neru, um ihr Haus zu verlassen und Kete zu flechten. Dies wurde von den Wachen und Kundschaftern, welche die Kleinohren auf den verschiedenen Hügeln ausgestellt hatten, beobachtet, und sie wussten, dass die Stunde gekommen wäre, und beeilten sich, ihre Häuptlinge zu benachrichtigen. Diese sammelten ohne Zögern ihre Mannen, die schon vorbereitet waren und liessen sie schweigsam am Küstenufer vorgehen, einer hinter den andern, um Poike von der Westseite her zu umzingeln. Auf ein gegebenes Zeichen griffen sie mit grossem Geschrei und Lärm an, ohne den überraschten Grossohren Zeit zur Sammlung und zum Widerstand zu geben. In der Tat dachten diese eher an alles andere, als an einen Angriff gegen sie, im Gegenteil sie hielten sich ruhig in ihren Häusern auf, um die Mata in Ordnung zu bringen und alles sonstige für den nächsten Tag zu ordnen, an dem sie ihren Plan ausführen wollten. Die Kleinohren also griffen mit grossem Ungestüm und Geschrei an und

vernichteten in dichten Haufen alles, was Widerstand leistete, zündeten die Häuser an, zerstörten die Saaten, schnitten den Feinden die Gurgel durch, ohne Alter und Geschlecht zu schonen, da sie ja barmungslos den Feind vernichten wollten. In ausgedehnter, halbbogenförmiger Linie rückten sie vor, ohne irgend einem Flüchtling die Möglichkeit zu geben, durchzubrechen; sie trieben sie vielmehr gegen den Graben hin, dessen Holz vorher von Anga Neru angezündet worden war. Diejenigen, welche hier das Grab für die Leute von Angaroa vorbereitet hatten, fielen selbst in den Graben, sei es einzeln oder in ganzen Gruppen.

So fanden in den Flammen des ungeheuren Brandes alle Grossohren einen raschen Tod und die Menschenschlächterei war allgemein.

Die Kleinohren hatten alle Massregeln ergriffen, dass auch nicht einer ihrer gehassten Feinde und ehemaligen Herren lebend davon käme. Zwei Tage dauerte das Totschlagen, bis sie sich überzeugt hatten, dass die blutige Arbeit beendet war. Darauf gaben sie sich der Ruhe hin und feierten ein grosses Mahl, bei dem als Hauptgericht die gebratenen Körper der unglücklichen Grossohren dienten.

Und doch konnten zwei dieser Unglücklichen entkommen und verbargen sich in einer Höhle nahe bei Anakena. Hier verbrachten sie einige Zeit und kamen nur nachts heraus, um sich am Meeresufer ihren Unterhalt zu suchen. Am Tage ahmten sie den Schrei der Seevögel nach, damit die Leute Furcht kriegten und nicht nach ihnen suchten. Aber auf lange Zeit nutzte ihnen diese List nicht, denn der eine wurde gerade in dem Augenblick, überrascht, als er seinen Kopf aus der Höhle steckte, um wie ein Vogel zu schreien; er wurde erkannt und augenblicklich getötet. Der andere, Oro Roine,

also der einzige Ueberlebende der Grossohren, wurde nach einiger Zeit gleichfalls überrascht, aber von einem Manne mit gutem Herzen gerettet, welcher ihm das Leben schenkte, da schon lange Zeit seit den Ereignissen verflossen, das Rachegeschrei verstummt und die Geister beruhigt waren. Oro Rōine heiratete später eine von den Kleinohren und hatte verschiedene Sprösslinge. Diese starben aber allmählich aus und im Augenblick bleibt nur ein Vertreter übrig, Aerone, der heute den wichtigen Posten eines Sakristans, bei dem Priester Pakarati, inne hat.

Die Herkunft der Osterinsulaner.

Dass die heutigen auf der Osterinsel lebenden Einwohner im grossen und ganzen Polynesier sind, beweist ihre Sprache, ihre materialle Kultur, ihr Habitus und im allgemeinen ihre Lebensweise. Die materielle Kultur und die Sprache allein würden nicht genügen, um eine Rassengemeinschaft festzustellen, da beide von andern Rassen entlehnt sein können. Immerhin ist es eine ausserordentlich merkwürdige Tatsache, dass die Polynesier, die somatisch eine wohldefinierte Rasse bilden, trotz der ungeheuren räumlichen Entfernung eine Sprache sprechen, die sich nur dialektisch bei den einzelnen Gruppen unterscheidet, wenn es sich auch oft um Hauptdialekte handelt. Ein Osterinsulaner z. B. kann sich mit einem Samoaner gut verständigen. Es gibt eine Unzahl Worte, die vollkommen gleich lauten, andere, wo eine Lautverschiebung eingetreten ist, indem das westpolynesische (protosamoanische) „f“ in Ostpolynesien zu „h“ wird, usw. Schon Forster hat auf die Verwandtschaft der ostpolynesischen Dialekte, die auf den Tonga-, Gesellschafts-, Marquesas-Inseln, Neuseeland und der

Osterinsel gesprochen werden, hingewiesen. Auf Samoa, Rorotonga, Tahiti und andern Inseln (vergl. die Namen in dem Kapitel über die Kulturpflanzen) finden sich die gleichen Vokabeln, wenn auch je nach dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein der einen oder der anderen Materie auf dieser oder jener Inselgruppe die Bedeutung, welche der ursprünglichen Vokabel zugrunde lag, wechseln kann. Der Osterinseldialekt als solcher wird von demselben Gesetz beherrscht, wie es für die polynesische Sprachfamilie gültig ist. Trotz Einführung vieler heterogener Elemente hat er nicht viel von seiner ursprünglichen Art verloren. Gutturallaute, die in den andern polynesischen Sprachgruppen fast völlig verschwunden sind, sind noch erhalten. Das „f" ist im Osterinselalphabet verschwunden und in das „r" umgewandelt.

Auf jeden Fall ist es eigentümlich, dass in Polynesien, das von Tonga bis zur Osterinsel eine Querachse besitzt, die auf die nördliche Halbkugel übertragen, von Berlin bis Mittelchina, nämlich bis zum Knie das Hoangho reicht, und eine Längsachse, die sich von den Sandwichinseln bis nach Neuseeland, d. i. die Entfernung Berlin bis zum ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, nur Dialekte vorhanden sind, eine Tatsache, die wie keine andere beweist, wie völkerverbindend das Meer ist. Es ist vielleicht gut, darauf hinzuweisen, dass es in dem kleinen beschränkten Gebiete der Alpen, die durchaus noch nicht ein Extrem grösster Sprachverschiedenartigkeit auf engbegrenztem Gebiet bilden, Deutsch, Französisch, Italienisch, Ladinisch und Slowenisch gesprochen wird. Dass es auf der weiten polynesischen Inselflur nicht zu einer grösseren Sprachdifferenzierung über den von selbständigen

Dialekten hinaus gekommen ist, muss allerdings auch als Bestätigung dafür dienen, dass die augenblicklich sie bewohnende Bevölkerung noch nicht während sehr grosser Zeiträume auf ihr heimisch ist. Möglich ist allerdings, dass das Polynesische nicht gar zu sehr zu einer Umbildung neigt.

Die materielle Kultur der heutigen Osterinsulaner zeigt unter anderem den Gebrauch der Keule als Waffe, die Bearbeitung der Baumrinden vermittels Schlegeln in den Kleidungsstoff t a p a, die Benutzung von Tanzstäben und Häuptlingsrudern, deren Form auf eine besondere Verwandtschaft nach den Marquesasinseln hinweist. Harpunen in einfacher Form mit Obsidianspitzen versehen, sind wie im übrigen Polynesien gleichfalls bekannt, ebenso wie der Fischfang mit der Angel. Als p o l y n e s i s c h e Sitte dürfen wir auch den Erdofen ausprechen. Die ursprüngliche Form der Kanus auf der Osterinsel, die an beiden Enden zugespitzt und erhöht und obendrein mit einem bootförmigen Ausleger versehen waren, erinnert an Fidschi, würde also auf einen Einschlag melanesischer Kultur hinweisen, den wir auch zweifellos annehmen müssen. Auf m e l a n e s i s c h e n Ursprung ist zurückzuführen die Dehnung der Ohren usw., manche Kunstformen, besonders die bildnerische Darstellung von Seevögeln. Dass ein melanesisches Element vorhanden ist, geht auch aus der Sprache hervor, da sie sowohl Elemente protosamoanischen als auch tongafitischen Ursprungs enthält.

Auf den Ursprung der Osterinsulaner weist die von Thomson aufgenommene Ueberlieferung hin, die lautet:

„Die Insel wurde entdeckt durch König H o t o M a t u a, der aus seinem Königreiche durch Empörung seiner Untertanen nach Osten getrieben wurde. Er

fuhr nach der Richtung der aufgehenden Sonne und zwar mit zwei grossen Doppelkanus, von denen jedes 15 Faden lang und 1 Faden tief war. Die Boote kamen von Osten her und landeten zuerst an dem Inselchen Moto Nui an Fusse des Vulkans Rana Kao. „Hierzu ist zu bemerken, dass die Ankunft nur scheinbar von Oster her erfolgte, indem die Westdrift, in der die Kanus herangetrieben wurden, zunächst südlich der Osterinsel über das Eiland hinaus nach Osten läuft; darauf kamen die Schiffe in die die Osterinsel umkreisende Strömung über Norden, in die ostwestlich gerichtete Passatdrift. Die Ueberlieferung fährt fort: „Es kam in einem Boote der König und 300 ausgewählte Leute, in dem andern die Königin und ihre Frauen. Sie brachten mit sich die süssen Kartoffeln, Yamswurzeln, Bananen, Zuckerrohr und die Samen verschiedener Pflanzen, einschliesslich des Papiermaulbeerbaumes und der Toromirobäume. Auf Moto Nui wurde nach 120 Tagen Seefahrt das erste Essen gekocht. Am nächsten Tage segelte die Königin in einem der Kanus ab, um die Nord-Westküste zu erforschen, während das andere Kanu unter dem König das Eiland nach Süden zu umfuhr. In der Anakena-Bai trafen sich beide Kanus und, angezogen durch das flache Ufer, landete Hoto Matua und nannte die Insel Te pito te henua oder Rapa Nui. Die Königin gebar gleich nach der Landung einen Knaben, der Tuma Heke genannte wurde. Zu Ehren des Monats August, in dem man die Insel entdeckt, wurde der Landungsplatz Anakena getauft. Alle Pflanzen und Sämereien aus den Kanus wurden zur Saat bezw. zum Stecken vorbereitet, und die Leute begannen sofort mit der Bearbeitung des Bodens. Während der ersten drei Monate ernährten sie sich nur von Fischen, Schildkröten und den Nüssen einer am Bo-

den entlang kriechenden Pflanze, die moki one genannt wurde. Nach Verlauf einer Anzahl nicht erinnerlicher Jahre, während der die Insel soweit verbereitet wurde, um eine Ueberfülle an Nahrungsmitteln zu geben, und während der die Bevölkerung sich vermehrt und an Zahl sich vervielfacht hatte, wurde Hoto Matua in vorgerücktem Alter von einer tötlichen Krankheit befallen. Vor seinem nahen Ende wurden die Häuptlinge zu einer Ratsversammlung zusammengerufen, der König ernannte seinen ältesten Sohn Tuma Heke zum Nachfolger, und es wurde bestimmt, dass immer der älteste Sohn als König folgen sollte. Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, wurde die Insel in Distrikte geteilt und an die 6 Söhne des Königs vergeben." Die Ueberlieferung hört hier auf und springt zurück auf die Zeit vor dieser Besiedelung und es heisst: „Hoto Matua und sein Gefolge kamen von einer Inselgruppe her, welche gegenüber der aufgehenden Sonne lag und Marae ta hiu (der Begräbnisplatz) genannt wurde. In diesem Lande war das Klima sehr heiss, derart, dass die Leute oft an der Wirkung der Hitze starben, und dass zu gewissen Zeiten Pflanzen und Gewächse durch die Sonne verbrannten und schrupften." Es werden dann weiter die Ursachen berichtet, welche Hoto Matua zur Auswanderung zwangen; Familienzwistigkeiten spielten eine Rolle. Die Ueberlieferung setzt plötzlich aus, um die Geschichte der Osterinsel nach plötzlichem Sprunge weiter fortzusetzen, indem der Kampf der Langohren und der Kurzohren berichtet wird, eine Ueberlieferung, die mit der Ausrottung der Langohren endet (vergl. das entsp. Kapitel), eine Tatsache, die auch heute den Osterinsulanern noch bekannt ist.

Was lässt uns diese Ueberlieferung trotzt mancher Verwirrung, die in ihr herrscht, erkennen? Sie

besagt uns, dass die heutige Bevölkerung aus Ostpolynesien, vielleicht dem Tubaiarchipel, den Marquesas- oder den Paumotuinseln entstammt, das sind die Inseln, die Rapa Nui am nächsten gelegen sind, die aber mit rund 2000 Seemeilen ebenso weit entfernt sind, wie die Westküste Südamerikas. Der Name Rapa Nui der der Insel gegeben wurde, erinnert vielleicht an den unmittelbaren Ausgangspunkt der Expedition Hota Matuas, an die Insel Rapa Oparo (Gross-Rapa), welche südlich der Paumotus gelegen ist und zu den Tubai-Inseln gehört. Abgesehen von dem Inhalt dieses Mythus und dem Inhalt der materiellen Kultur, die auf Ostozeanien hinweisen, fiel schon den ersten Besuchern der Osterinsel die Verwandtschaft der Insulaner zu denen Ostpolynesiens auf. So sagt Cook: „In Hautfarbe, Gesichtszügen und Sprache zeigen sie eine solche Aehnlichkeit mit der Bevölkerung der westlicher gelegenen Inseln, dass es zweifellos ist, dass sie den gleichen Ursprung haben." I. R. Forster, der ausgezeichnet beobachtende deutsche Teilnehmer an der Cookschen Weltumsegelung äussert sich in folgender Weise: „Sowohl hierin, als in unzähligen anderen Umständen kommen sie mit den Einwohnern von Neuseeland, Tahiti und den freundschaftlichen Inseln, die gleichen Ursprungs mit ihnen zu sein scheinen, sehr nahe überein. Ihre Gesichtszüge sind der Bildung jener Völker so ähnlich, dass man den gemeinschaftlichen Charakter der Nation sogleich daran erkennen kann. Ihre gelbbraune Farbe ist wie die Haut der Neuseeländer; ihr Punktieren der Haut; ihre Kleidung von Maulbeerrinde; ihre besondere Neigung zur roten Farbe und Kleidung; die Form und Arbeit ihrer Keulen; die Art wie sie die Speisen zubereiten, alles das gibt ihnen mit den obenbenannten Völkern eine grosse Aehnlichkeit. Hierher ist noch die

Uebereinstimmung der Sprachen zu rechnen."

Als phantastisch zu verwerfen ist jede Annahme, welche die Osterinsulaner vom amerikanischen Kontinent herkommen lässt, basiert auf den eben erwähnten Angaben der Ueberlieferung, dass Hoto Matua mit den Seinen von der aufgehenden Sonne, also von Osten her das Eiland betrat. Abgesehen vom den schon erwähnten zahlreichen Beziehungen, welche die Einwohner Rapa Nuis in enge Verwandtschaft zu den Bewohnern Ozeaniens bringt, hat an der Westküste Südamerikas niemals ein Grossbootsbau bestanden, welcher überhaupt die Möglichkeit einer Fahrt ins Ungewisse nach Westen zu über inselloses Meer gestattet hätte. Umgekehrt wissen wir, dass die Ozeanier bei ihren Wanderungen auf Auslegerbooten den gesamten Hausrat, zahlreiche Nahrungsmittel, Feuer usw. mit sich führten, und nur so können wir uns sie Besiedelung entfernt liegender Archipele, wie z. B. Hawais von Samoa aus, auf inselfreiem Meere der Entfernung Berlins zum Tschadsee entsprechend, erklären. Gewiss ist die Ankunft der Osterinsulaner die Folge eines Verschlagens, und es werden sich hunderte Tragödien in Sturmesdrang und -Not gegen die Gefahr des Hungers und Verdurstens abgespielt haben, ehe die Besiedelung mancher einsamen Insel im Stillen Ozean stattfinden konnte. Wie gross andererseits die Ortskenntnis der Bewohner der ausgedehnten polynesischen Inselflur war, beweist der Begleiter des Weltumseglers Cook, der Polynesier Tupaia, welcher über 40 Längengrade hinaus alle Inseln zwischen den Marquesas und dem Fidschi-Archipel im Westen kannte. Eine der wichtigsten Fragen ist es, wie wohl das einsame im Stillen Ozean gelegene Ostereiland besiedelt wurde. Auch hier hilft uns die Ueberlieferung, die wir im grossen gan-

zen als durchaus der historischen Wahrheit entsprechend betrachten können. Wenn hin und wieder mythische Elemente eingeflochten sind, kann man sie in dieser Hinsicht mit der Geschichte der alten römischen Könige vergleichen. Die von Thomson aufgenommene Apai-Ueberlieferung besagt nun das folgende:

„Als die Insel zuerst geschaffen und unseren Urvätern bekannt wurde, war das Land von schönen, mit flachen Steinen gepflasterten Wegen durchkreuzt. Die Steine waren dicht zusammengelegt und in so künstlerischer Art, dass keine scharten Ecken hervorragten. Bäume wuchsen dicht beieinander an den Rändern der Wege.....". Also nach dieser Geschichtsüberlieferung war die Insel bereits vor der Ankunft Hoto Matuas bevölkert; auch in bezug auf die Erzählung vom Kampfe der Langohren und der Kurzohren ist nur die Annahme möglich, dass die ersten Siedler, die kulturell den zweiten Siedlern überlegenen Langohren waren, worauf des öfteren hingewiesen wurde. Diese alte Bevölkerung baute die mit langen Ohren versehenen Steindenkmäler. Es herrschte eine relativ hohe Kultur. Die Neuankömmlinge, in der Minderzahl, mussten sich zunächst fügen. Sie wurden zur Teilnahme an dem Bau harangezogen und hatten die Begräbnisplattformen für die Bildwerke herzustellen. Es gewinnen die besprochenen Beerdigungssitten auf diese Weise eine besondere Bedeutung. Die Langohren begruben als die Herrschenden ihre Toten in den steingefügten Gräbern (ahu, rahu), die Neuankömmlinge setzten sie in primitiverer Form in den Höhlen bei. Die Kurzohren, vielleicht als kräftigere Rasse sich schneller vermehrend als die beherrschende, machte sich schliesslich unabhängig. Es kam zu Aufständen und Kriegen, bis endlich, vielleicht erst vor 200—300 Jah-

ren, die Langohren besiegt und ausgerottet wurden. Eine Rache, die über den Tod hinaus andauerte, veranlasste möglicherweise die Sieger, die Ahnenbilder herabzuzerren und in den Staub zu werfen. Vielleicht war es auch die Furcht vor den gekränkten Halbgöttern, welche die Knechte von gestern dazu bewegte, sie in der Weise zu stürzen, dass sie nicht mehr schauen konnten.

Die Erbauer der Stanbilder, deren Name Langohren auf die Dehnung des Ohrlappens zurückzuführen ist, eine Sitte, die von der später kommenden Bevölkerung, den Kurzohren, aufgenommen wurde, da nach älteren Mitteilungen deren Ohren bis auf die Schulter herabhingen und in ihnen Wurzelknollen als Schmuck getragen wurden. Gerade diese Sitte weist auf das negroide melanesische Element hin, wie auch die Wulstlippen der Statuen, vielleicht auch der Bau der Steinhäuser usw. Am wahrscheinlichsten ist es, anzunehmen, dass die ersten Besiedler zur polynesischen Rasse gehörten, die aber zu einem gewissen Prozentsatz melanesische Bestandteile in sich aufgenommen hatten. Zwei Kernpunkte von polynesischen resp. polynesisch-melanesischen Wanderungen lassen sich unterscheiden, die tongafitische und die protosamoanische, von denen die eine ihr Zentrum in den Fidschi-Inseln, die andere auf Samoa hatte. Es ist auch nicht unmöglich, dass vor der Besiedelung durch das polynesische Element eine schwarze Bevölkerung die Inseln Ozeaniens, wenigstens teilweise besiedelt hatte. Der Kampf einer früher gekommenen Rasse mit den Nachkommen von Ansiedlern, die ein zweiter Schub einer grossen Bevölkerungsbewegung auf eine Insel brachte, dieses Trauerspiel hatte sich schon vorher in anderen Gebieten Polynesiens vollzogen. So

mussten sich auf Samoa die Protosamoaner vor den Tongafitis in das bergige Innere der Insel zurückziehen, bis es um das Jahr 1200 zur Schlacht bei Matamatama kam, in der im Gegensatz zu Rapa Nui die alten Anwohner Sieger blieben, währen die Tongafitis vertrieben wurden, um von Samoa aus nach Norden segelnd Hawai zu erreichen und nach Süden zu Neuseeland zu bevölkern. Auch nach Osten drangen sie vor, um Ostpolynesien eine zweite Bevölkerungsschicht zu geben und sich dort mit den vorhandenen Protosamoanern zu vermischen oder sie zu verdrängen, oder von ihnen verdrängt zu werden. In dem letzten Falle wurden die Matten-Segel gespannt, um neue Heimatstätten zu erreichen, bis auch das äusserste Glied Polynesiens, Te pito te henua, der Nabel der Welt, in den Bereich dieser grossartigen Völkerwanderung gezogen wurde.

Dass auch die heutige Bevölkerung noch einen gewissen melanesischen Einschlag in sich birgt, ist wahrsheinlich, da einmal der Osterinsel-Dialekt sowohl tongafitische wie protosamoanische Elemente enthält und die Ueberlieferung auch angibt, dass während einer Zeitspanne vor der Vernichtung der Langohren, bis zu einem gewissen Grade eine Blutsvermischung beider Gruppen stattgefunden hat.

Wann die Besiedelung stattfand, ist mit Genauigkeit nicht festzustellen. Nach der Königs-Genealogie, die 30 Könige umfasst, können wir etwa vermuten, dass für die zweite Besiedelung eine Zeit zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert anzusetzen ist, je nachdem man den Herrschern eine längere oder kürzere Regierungszeit zuerteilt. Es ist aber eher anzunehmen, dass bei der herrschenden Blutsrache unter den Sippen in Verbindung mit dem Kannibalismus nur die wenigsten Häuptlinge eines natürlichen Todes gestorben sind, dass also ihre

Regierungszeit eine ziemlich beschränkte war. Die erste Besiedelung dürfte etwa zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert erfolgt sein, der Zeit, in der die erste grosse polynesische Wanderung anzusetzen ist.

Die Osterinsulaner gehören ihrem Sprachdialekt nach, wie alle Polynesier, zu der austrischen Sprachgruppe Prof. R. Schmidts, welcher zum erstenmal Beziehungen zwischen den polynesisch-melanesischen und den indonesischen Sprachen feststellte. (vergl. übrigens die sprachliche Verbreitung einiger Hauptkulturpflanzen in dem Kapitel „Kulturpflanzen.")

Dem polynesischen Mythus nach kehren die Toten nach einem fruchtbaren Lande, das weit im Osten liegt, nach Hawaiki, zurück. So kann kaum ein Zweifel herrschen, dass schliesslich eine gewisse Verwandtschaft zu den Malayen Indonesiens besteht, die andererseits nach Westen zu auch Ceylon und Madagaskar Bevölkerungswellen zugesandt haben. Entweder hat sich nun diese malayo-indonesische Bevölkerung auf verschiedenen Wegen in Bewegung gesetzt oder die Polynesier hatten schon vorher abgesondert, auf den Molukken ihre Urheimat, und erst die aus Süd-Ostasien hereinbrechenden Schwärme von Malayen zwangen sie zur Wanderschaft. Zwei Wege sind zu verfolgen, die scheinbar beide von Sumatra oder Java, möglicherweise dem Hawaiki der Sage, ausgegangen sind, der ältere protosamoanische nördlich von Neuguinea, über Melanesien nach Samoa als Zentrum, der zweite südlich von Neuguinea nach den Tonga- und Fidschi-Inseln. Neuguinea konnte nicht besiedelt werden, da es, höchst unzugänglich, von den überaus kriegerischen Papuas bewohnt wird. Vielleicht sind andere Polynesier, von Java aus um Celebes und Borneo herumsegelnd, über die Philippinnen und Mikronesien wie auch später malayische Elemente auf dem gleichen

Wege in den Archipel der Südsee gedrungen. Ganz sicher wohl ist, dass gewisse Bevölkerungszentren Asiens ursprünglich sowohl die Wiege der Polynesier, der Malayen und auch der schwarzen negroiden Elemente sind, die Neuguinea, Malanesien, das australische Festland und die Insel Tasmanien bewohnten. In dieser Hinsicht ist Australien ein neuer Kontinent; er ist mit seiner gesamten Inselwelt erst in relativ junger Zeit besiedelt worden. Das gleiche gilt nun von dem zweiten neuweltlichen Erdteil, Amerika, dessen Indianer in ethnographischem Sinne gleichfalls relativ junge Bewohner ehemals volksleerer Räume darstellen. Sie haben sich von Norden nach Süden verbreitet, und auch sie entstammen dem alten asiatischen Kontinent, indem sie die Behringstrasse als Brücke benutzten. Seit jeher hat man darüber nachgedacht, ob Beziehungen zwischen Polynesien, resp. zwischen Asien über die ozeanische Inselbrücke und diesem Kontinent und ganz besonders mit Südamerika bestanden, und vorzüglich, ob der mitwegs liegenden Osterinsel eine Bedeutung in diesem Sinne zukam. Hat von der Osterinsel aus eine Bediedelung stattgefunden? Nein. Die Polynesier mit ihren Grossbooten wurden auf sie verschlagen. Wegen des Mangels an Holz, der überhaupt die Bearbeitung des Steins auf Rapa Nui in den Vordergrund rückte, musste der Schiffsbau sofort verkümmern. Die kleinen Kanus, die zum Fischen dienten, wurden teilweise aus angetriebenem Holz verfertigt. Hat nun im allgemeinen eine Verbindung von Polynesien nach dem Kontinent bestanden? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Denn gerade weil die Osterinsel, die inmitten eines windstillen Gebietes liegt und einen Punkt in der Endlosigkeit des Meeres darstellt, vom fernen Asien her allmählich und min-

destens zweimal besiedelt wurde, weil ferner ein Verkehr zwischen Samoa nach Hawai stattfinden konnte, und dies ohne Zwischenstationen, darum musste die langgestreckte Westküste von Amerika wenigsten gelegentlich unbedingt von Polynesiern erreicht werden. Ob sie Spuren hinterlassen haben, ist eine weitere Frage. Etwaige Ankömmlinge wurden möglicherweise von den Indianern einfach totgeschlagen. Aber auch da hat gerade die neueste vergleichende Betrachtung materielle und kulturelle Eigenschaften, die für eine Berührung durchaus sprechen, aufgefunden.

Es gibt heute zwei ethnographische Schulen, die eine glaubt, dass sich Sitten und Gebräuche konvergent an verschiedenen Punkten gleichzeitig entwickeln, die zweite schliesst eine solche Möglichkeit das zwar nicht aus, hält es aber für plausibler, in solchen Fällen eher Entlehnungen von Kulturelementen anzunehmen als auf eine Neuentstehung einzugehen. Da, wo gewisse Kulturen vorherrschen, etwa die gleiche Art zu kochen, die gleiche Art von Zubereitung von Rindenstoffen, Uebereinstimmung von Familiensitten und von Mythen, usw. usw. spricht man von Kulturkreisen, die oft recht grossräumig sind. Gegen diese Grossräumigkeit haben sich die Gegner der Kulturkreismethode gewandt, aber wir haben gerade festgestellt, dass die Polynesier, die trotz vieler Verschiedenheiten unter sich, grosse gemeinsame Züge gegenüber andern Rassen besitzen, einen Raum bewohnen, der grösser als ganz Südamerika ist. Zweifellos ist nun der polynesische Einfluss in Südamerika, der Chile umfasst und etwa auf der Höhe von Serena weit ostwärts bis tief nach Brasilien ausspringt, um dann fast bis zur Mündung des Amazonenstroms vorzudringen und weswärts zu-

rückkehrend in der Höhe von Panamá den Stillen Ozean wieder erreichen, kein für die Gesamtkultur sehr bedeutsamer gewesen, und ich glaube, dass es eher richtig ist, von „polynesischen Kulturspritzern auf den südamerikanischen Kontinent" zu sprechen. Für derartige Kulturspritzer sprechen gewisse ethnographische Funde (z. B. Keulen) an der westamerikanischen Küste (z. B. Peru und Equador) der Gebrauch des Erdofens im Archipel von Chiloé und einige linguistische Elemente: so bedeutet z. B. toki (resp. tokoi) sowohl bei den Polynesiern wie bei den Mapuches (Araukanern Chiles) die Häuptlingsaxt (auch Häuptlingsabzeichen resp. im übertragenen Sinne „Häuptling"), während kumara oder kumaramara einem Art der Batate, die gleiche Bedeutung im Aimará wie Polynesischen hat.

Die heutige Bedeutung der Osterinsel.

Bevor wir nun die Betrachtung über die Osterinsel schliessen, sei es mir gestattet, noch ein Wort über ihre heutige Bedeutung auszusprechen. Dieselbe ist gering. Sie liegt an keiner der Weltverbindungslinien, weder von einem Hafen Nordamerikas noch auch von Panama her nach Australien. Ausserdem besitzt sie keine Häfen, sondern nur gefährliche offene Reeden. Als Trinkwasserversorgungsstelle kann sie nach dem Ausgeführten gleichfalls nicht in Betracht kommen. Um sie strategisch auszubauen und ihr die fehlenden Bedingungen unter grossen Kosten zu schaffen, liegt sie zu landfern. Es waren besondere Umstände, die im Weltkriege das deutsche Ostasiengeschwader unter Admiral v. Spee veranlassten, das Eiland anzulaufen, um einige frische Lebensmittel zu erwerben und mangels anderer Stützpunkte schlecht und recht von Hilfsschiffen Kohlen zu übernehmen. Bei einer radiotelegra-

phischen Verbindung um die Südhalbkugel herum käme der Osterinsel vielleicht eine gewisse Bedeutung als Relaisstation zwischen der Westküste und Austronesien zu. Wirtschaftlich hat die Insel für Chile eine beschränkte Bedeutung, nämlich in der Hinsicht, als bei einiger Bemühung wichtige Tropenkulturen geschaffen werden könnten; neben denen der Eingeborenen würde Kaffee, Baumwolle u. ä. gedeihen. Bei einer etwas regelmässigeren Verbindung muss die heute dort getriebene Viehsucht als unrationell betrachtet werden. Später würde evtl. die Verwertung der Langusten als Konserven in Frage kommen. Da die Pacht, welche die Nutzniesser der Insel der Regierung zahlen, sehr gering ist, wirft das Eiland für Chile keinen Gewinn ab. Der Bischof Rafael Edwards, bemühte sich im letzten Jahrzehnt eifrig, ideelle Ziele zu verfolgen, den Leprösen Hilfe zukommen zu lassen, die Einwohnerschaft mit Kleidern zu versehen und geistig zu heben. Letzteres ist bisher nicht geschehen, sondern das Verziehen der Inzulaner durch die überlassenen Geschenke bei den lezten Besuchen des Schulschiffes „Baquedano" hat das Ergebnis gehabt, dass sie den Rest ihrer Eigenheiten völlig verloren, ohne Neues, Wertvolles zu erwerben. Es ist einmal gesagt worden, der Naturmensch nutzt, so viel er kann, nur die freiwilligen Gaben der Natur aus und ist darüben hinaus wirtschaftlich nur so weit tätig, wie er es sein muss. Er lebt nur für die Gegenwart, alle Arbeit ist ihm mehr Spiel als Pflicht. Daher der meist vorhandene Ueberschuss an Energie, der sich in Tänzen, die die halbe Nacht hindurch andauern, in Kriegen und plötzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft entladet. So bietet das Kulturleben der Naturvölker mehr oder weniger ein Bild träumerischer Ruhe, während

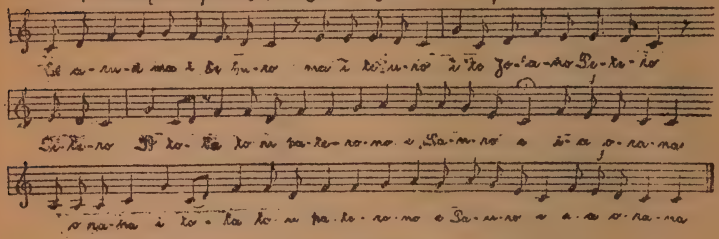
den Kulturvölkern die Arbeit zum Bedürfnis geworden ist. Sie können das sorglose Behagen nicht wiederfinden, das jenen eigentümlich ist. Der rasche Rückgang und Untergang, der sich in der Kultur der Naturvölker bei der Berührung der europäischen Zivilisation bemerkbar macht, hat seinen besonderen Grund. Das Neue dringt zu allmächtig auf den primitiven Menschen ein, zu plötzlich, als dass es ihm möglich wäre, die fremden Formen in den Anpassung an die heimischen Verhältnisse zu verarbeiten und in sie hineinzuwachsen. Sein Volkstum schmilzt dahin wie der Schnee an der Sonne. Allenthalben auf der Welt rottet der Mensch die Tierheit aus, soweit sie ihm nicht wirtschaftlichen Nutzen abwirft. Erst vor kurzem sind wir uns bewusst geworden, dass wir hier rettend eingreifen müssen, und es wurden Naturparks grösseren oder kleineren Umfangs da und dort geschaffen. Aber der Weisse rottet auch die neben ihm existierenden Volksvarietäten aus, sei es, dass er sie durch Pulver und Blei, durch Tuberkulose und Syphilis, durch Alkohol und Einpferchung in ungeeignete Wohnstätten effektiv vernichtet, oder sie werden, wenn sie physisch stark genug sind, wie etwa die Neger, mit grauer europäischer Tünche angestrichen, indem sie mehr oder weniger karikaturenhafte Nachbilder ihrer Lehrer werden.

Zur Musik der Osterinsulaner

(gesammelt vom Kapuzzinerpater Bienvenido de Estrella, veroeffentlicht in Publicaciones del Museo de Etnología y Antropología de Santiago—Chile, 1920, Bd. II, Nr. 1).

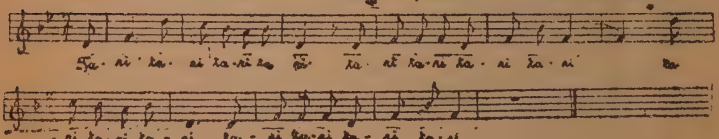
Religiöses Lied der Osterinsulaner.

(vielleicht europäisch durch die Mission beeinflusst worden)



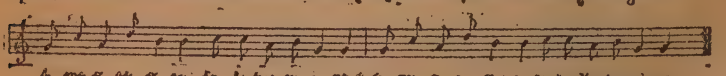
Eine ursprüngliche Melodie der Insulaner

Tanzstrofen (Hupa-Hupa) der Osterinsulaner.

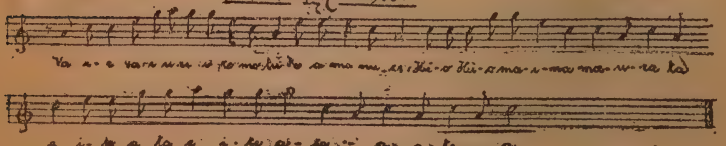


Strophen zu Ehren des Kapuziners P. Buenvenido de Estrella.

(während seines Aufenthaltes 1913 von den Schulkindern erfunden und gesungen.



Alte Melodie.



88-B10302

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01030 7656